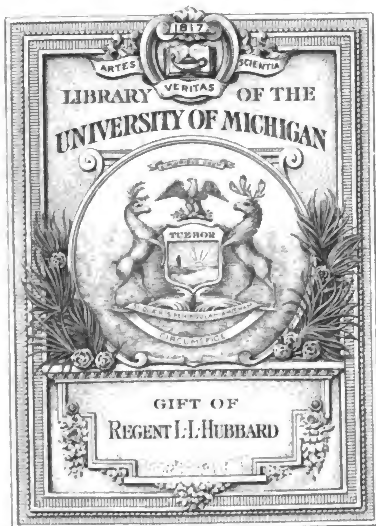
Amerikanische lebensbilder

Karl Knortz


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT L. L. HUBBARD

Amerikanische Lebensbilder.

Skizzen und Tagebuchblätter

von

Karl Knortz.

„Wie so bunt der Kram gewesen,
Musterkarte gibt's zu lesen."
Goethe.

Zürich 1884.
Verlags-Magazin
(J. Schabelitz).



Inhaltsverzeichniß.

Skizzen aus Pennsylvanien.

1. Ein Original.

Ja, er war wirklich ein Original, der alte Pastor Müller nämlich, der in der Nähe Pittsburgs eine kleine Landgemeinde schlecht und gerecht bediente und im Uebrigen den Philosophen spielte, den so leicht nichts aus der Fassung brachte. In seiner Jugend war er zwar ein katholischer Mönch gewesen und als er späterhin zum Protestantismus übertrat, nach Amerika reiste und sich als predigendreisender Verehrer Luthers gerirte, konnte man ihm wenigstens wie so manchem andern seiner Kollegen den Vorwurf nicht machen, nur die Liebe zu einer edlen Jungfrau habe ihn zum Religionswechsel gezwungen, denn er war und blieb während seines ganzen Lebens ein Junggeselle.

Es war ein kleines, kugelrundes, gutmüthiges und auch meist gut gelauntes Männchen und ein friedlicheres Bild konnte man sich nicht denken, als wenn man ihn morgens, nachdem er bei einer benachbarten Wittib, seiner treuen Seele, wie er sie zu benamsen pflegte, sein frugales Frühstück eingenommen hatte, im Schlafrock und Unterhosen, mit dem schwarzen Sammtkäppchen auf dem kahlen, ehrwürdigen Haupte und der unvermeidlichen langen Pfeife im Munde, vor seinem Kirchlein stehen und dem Laufe des vorbeifließenden Bächleins sinnend nachschauen sah.

Wer da geglaubt oder wohl gar geäußert hätte, seine frische, rothe, nie wechselnde Gesichtsfarbe sei vielleicht dem heimlichen Genusse starker Getränke zuzuschreiben, hätte ihm ein gar schweres Unrecht zugefügt; denn der alte Pastor Müller lebte so regelmäßig, wie eine gut gehende Taschenuhr, und nährte sich fast ausschließlich von Milch, Eiern und Hülsenfrüchten und trank nur kühlen Brunnenheimer, wodurch allein er sein blühendes Aussehen erhielt. Sein Gehalt war ganz gering; aber in einem Dörfchen braucht man ja nicht viel, besonders wenn man ohnehin nur wenige Bedürfnisse hat. Das Holz trugen ihm einige

fromme Knaben aus dem nahen Walde herbei; Käse, Butter und Milch lieferten ihm einige mildthätige Gemeindemitglieder gratis und selten kam Sonntags eine Farmerfrau in das Kirchlein, ohne dem guten Pastor nicht etwas süßen Kuchen oder sonstigen nützlichen Proviant in die Sakristei zu legen.

So kam es denn, daß, wenn das Jahr vorüber war, der alte Müller noch jedesmal von seinem Gehalte eine ganz anständige Summe übrig hatte; dieselbe trug er dann auf die sicherste Sparbank Pittsburgs, um einen Nothpfennig für etwaige Regentage der Zukunft zu haben. Und daran that er sicherlich klug; denn erstens war er schon ziemlich alt und stand mutterseelenallein da auf der großen, weiten Welt und zweitens sind die deutsch-amerikanischen Predigerstellen gar unzuverlässig und der Pastor, der heute bei seiner Gemeinde noch so beliebt ist und von derselben in den Himmel erhoben wird, kann morgen schon infolge irgend eines unvorhergesehenen Vorfalls sein Bündel packen müssen. Heute „Hosianna!" und morgen „Kreuzige!", das wußte unser guter Müller recht gut und handelte deshalb auch darnach.

Seine Gemeinde war übrigens recht zufrieden mit ihm, denn er verstand es herrlich, den Farmern durch urklassische Definitionen, die da deutlich bewiesen, daß er in seiner Jugend Hegels „Phänomenologie des Geistes" gründlich studiert hatte, zu imponieren, sodaß sie des Lebens Unverstand mit Wehmuth genießen konnten. Wenn er da z. B. Sonntags in seiner Predigt die Religion als die Natur des Wesens im heiligsten Begriffe definierte und dies durch sein stereotypes „Wie Salomo sagt" bekräftigte, so sperrten seine Zuhörer „Maul und Nase" auf und sagten beim Nachhausegehen: „Aber heute hat er wieder einmal eine schöne christliche Predigt gehalten!"

Derartige, tiefsinnige Definitionen, verbunden mit einer beständigen verkehrten Anwendung zahlreicher Fremdwörter waren ihm so zur zweiten Natur geworden, daß er bei jeder Gelegenheit mit denselben um sich warf und dieses Umstandes wegen war er denn in den Kreisen seiner pittsburger Kollegen ein stets gern gesehener Gast; wenn niemand einen Originalgedanken mehr vorzubringen hatte, da ließ der alte Pastor Müller die lichten Raketen seines Geistes fliegen, daß das Antlitz eines jeden Anwesenden selig verklärt wurde. An einem einzigen Abende mehr geflügelte Worte zu entwickeln, als die neueste Auflage des Büchmann enthält, war ihm eine Kleinigkeit; er schüttelte sie nur so aus dem Aermel. Kein Wunder, daß sich sein Ruf allmälig durch alle benachbarten Dörfer verbreitete und sein kleines Kirchlein Sonntags der Sammelpunkt aller frommen Seelen, die da, wie Salomo sagt, nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachteten, wurde. Ja, der machte sich einer absichtlichen Verkennung der nackten Thatsachen schuldig, der da nicht zu-

gegeben hätte, daß die stets wachsende Zahl der Ansiedler in jenem idyllischen Thale nicht hauptsächlich der Kanzelberedtsamkeit und Gottesgelahrtheit des guten Müller zuzuschreiben sei.

Wie man nun nach einem alten Sprüchworte in jeder Heerde ein räudiges Schaf findet, so fanden sich auch unter den neuen Kolonisten einige Splitterrichter, die mit dem guten Müller nicht so recht zufrieden waren und denen seine Predigten durchaus nicht gefielen. Wenn die alten frommen Frauen Sonntags die Kirche verließen und der Predigt ihres Seelsorgers das bekannte Loblied sangen, sagten jene gottlosen Menschen ganz ungeniert und so laut, daß es Jeder hören konnte: „Aber heute hat er wieder einmal ein Blech zusammen geschwatzt!"

Diese unehrerbietigen Kritiken machten übrigens doch mehr böses Blut, als im Interesse der christlichen Religion und ihres Vertreters, des Herrn Pastor Müller, wünschenswerth war. Ja, diese Störenfriede und Ritter der schleichenden Niedertracht wiegelten überdies im Geheimen eine große Anzahl Gemeindemitglieder gegen ihren langjährigen, ehrwürdigen Seelsorger dermaßen auf, daß sie sogar offen die Frage besprachen, ob es nicht zum Besten der Kirche sei, einen jüngern Pastor anzustellen.

Die Nachricht von diesen Wühlhubereien ging nun unserm alten Müller sehr zu Herzen. Daß der Gerechte auf Erden viel leiden muß, wußte er längst und es war bei der Verruchtheit der Menschen auch nicht anders zu erwarten; Tröstliches aber hatte dieses Bewußtsein nie für ihn gehabt und die Resignation des Apostels Paulus, der da sagte: „Ich freue mich auch der Trübsale!" war ihm total unverständlich. Ach, da hat der arme Pastor gar manche schlaflose Nacht in seinem einsamen Zimmerchen verbracht und wenn dann der Morgen kam und ihm seine treue, in der unmittelbaren Nachbarschaft wohnende Seele den Frühstückskaffee vorsetzte, dann gebrach es ihm an dem bisher gewohnten Appetite und er ließ dann gewöhnlich seine geräumige Tasse halbausgetrunken stehen, steckte sich seine lange Pfeife an und lief stundenlang nachdenkend und gewaltige Dampfsäulen in die Luft blasend am Rande des Bächleins vor seinem Gotteshäuschen auf und ab. Da sann er dann eifrig hin und her, wie er das drohende Gewitter von seinem Haupte abwenden und feurige Kohlen auf das Haupt seiner Feinde sammeln könne.

Einmal aber schien es, als sei ihm ein rettender Gedanke durch den Kopf gefahren, denn er lief so schnell wie ein junger Turner in sein Zimmer, zog seinen besten Sonntagsrock an und eilte zu Fuß nach dem nahen Pittsburg, war es doch Montag und wußte er ganz bestimmt, daß er seine lieben Kollegen alsdann in dem Privatzimmer einer sehr frequentierten deutschen Bierwirthschaft sicher antreffen würde. Und er war auch nicht fehlgegangen. Die geistlichen Herren saßen gemüthlich

beisammen und hatten einander gar lieb. Sie sprachen sich ungeniert über alle Amtsangelegenheiten aus und konnten dies auch ruhig, da kein Laie an ihrem Kollegium theilnehmen durfte.

Sie hatten sicherlich alle einen guten Sonntag gehabt und zahlreiche Kinder mit dem Wasser des Lebens bespritzt, auch wohl einige Ehebündnisse eingesegnet, denn es wurde guter Wein getrunken und schlechte Witze dazu gemacht. Als Bruder Müller eintrat, hatte sogar ein Kollege, der ein so guter Deklamator war, daß er öfters von sich selber sagte, es sei ein Tragöde an ihm verloren gegangen, den Tisch bestiegen und ließ die Leonore um's Morgenroth fahren. Sobald die Zuhörer jedoch des guten Onkels aus dem Lande ansichtig wurden, unterbrachen sie mit einem gellenden Freudenschrei den Kunstgenuß, stürzten auf den Alten zu und umarmten ihn, daß ihm die bejahrten Rippen krachten.

„Kinderchen!“ sprach der Landpastor, mit Thränen der Rührung in den Augen, „ich habe mich heute nach Euch gesehnt, wie ein Hirsch nach frischem Wasser. Ich mußte hierher eilen, heute noch, denn ich bin alt und mein Haar ist hochbetagt, wie Salomo in dem letzten Evangelium seiner Epistel sagt. Des Menschen Lebenslauf ist unberechenbar und grundlos; wer weiß, wer morgen von uns noch den Herrn der Heerschaaren begrüßt? Tag und Nacht habe ich Eurer gedacht; ja, letzte Nacht habe ich sogar von Euch einen Traum geträumt, der mich zu Thränen gerührt hat!“

„Wie, Onkel!“ rief ihm da ein Kollege zu, „Du träumst noch auf Deine alten Tage, und sogar von uns? Ich glaubte, Du träumtest nur von jungen Frauen? Laß doch einmal Deinen Traum hören!“

„Kinderchen, Ihr wißt gar nicht, wie lieb ich Euch habe! Ihr seid meine einzigen Freunde auf der weiten Welt und Gott weiß wie lange Ihr mich noch habt!“

„Mach's kurz, Müller, Du stehst hier nicht auf Deiner Dorfkanzel!“

„Kinderchen, Tag und Nacht denke ich an Euch und bitte Gott den Allmächtigen, daß er beständig Euer Schutz und Schirm sei. Ach, Ihr wißt ja, wie lieb ich Euch habe. Aber ich weiß auch, daß Ihr mich liebt und deshalb glaube ich auch, daß mein so herrlicher Traum auf der Abstraction der Realität beruht, wie man sich unter Philosophen auszudrücken pflegt. Denkt nur: mir träumte, Ihr hättet mir einen schönen Ebenholzstock mit goldenem Knopfe geschenkt! Dieser Traum ergriff mich so, daß ich aufwachte und nicht eher Ruhe hatte, bis ich Euch sah und Euch für diesen Beweis Eures Geschmacks danken konnte!“

„Du träumst aber da kostspielige Dinge, altes Haus; Träume sind ja bekanntlich Schäume. Vielleicht hast Du auch im Traum einen Fenzriegel für einen goldbeknopften Stock angesehen!“

„Nein,“ erwiderte ein anderer Theologe, „Onkel Müller träumt eben

so wenig unvernünftiges Zeug wie er es spricht; ich schlage vor, daß jeder von uns ein paar Dollars opfert, damit dieser Traum in Erfüllung gehe!"

Die erforderliche Summe war dann auch bald gezeichnet und der glückliche Träumer wurde auf den nächsten Montag zur Entgegennahme des ersehnten Stockes eingeladen. Die Ueberreichungs-Rede übernahm der schon erwähnte geistliche Deklamator; doch wurde ihm dabei die Bedingung gestellt, daß er sie streng im Geiste des überglücklichen Landonkels abfassen solle.

Als der bewußte Montag erschien, war der alte Müller der Erste auf dem Platze und scheinbar wurde ihm die Zeit sehr lang, bis sich Alle für den erwarteten feierlichen Actus versammelt hatten. Doch endlich war die Zahl der edlen Festgeber vollständig; der alte Müller mußte vortreten und nachdem er sich höflichst nach allen Seiten verneigt hatte, ergriff der Redner des Tages das Wort und sprach also:

„Gerechter Vater, die Welt kennet Dich nicht, wir aber erkennen Dich und den, der Dich gesandt hat zu predigen das Evangelium, das allerdings leider aus manchem Munde wie eine Thorheit klingt. Du bist hingesandt worden in die Wüste der pennsylvanischen Philister und Pharisäer, damit Du ihnen verkündigest von den Heuschrecken des Himmelreiches, dem wilden Honig der Hölle und den Kameelhaaren der Verdammniß. Du bist berufen zum Hüter der Gesetzestafeln und hast sie auch, wie Salomo sagt, mit dem Blute der Ochsen und Böcke besprengt und die Asche der Kuh darüber importiert! Muthig trugst Du die Schlüssel der Hölle und des Todes voran, hieltest die sieben goldenen Leuchter in Deiner Rechten und nahmst wie Luther auf den siebenköpfigen Kampf gegen die Ungeheuer Gog und Magog! Du bist das A und O und züchtigest die Heiden mit eiserner Ruthe! Du bist für würdig befunden worden, der Gemeinde das Buch mit sieben Siegeln zu operiren und auf den Steinen Jaspis und Sardis zu sitzen! Du bist der Aufgang, wir sind der Untergang! Das Fleisch aber ist schwach. Edler, hochgebenedeiter Amtsbruder, mir fehlen die unsterblichen Worte, Deinen Verdiensten um die Religion und Philosophie des Unbewußten gerecht zu werden; möge daher dieser Stock, dieser Stock mit goldenem Haupte, auf welches das sinnvolle Memento mori: „Wanderstab bis zum Grab" von künstlerischen Händen stenographiert ist, unserer Hochachtung und Verehrung einen beredtern Ausdruck verleihen, als es mir in dieser feierlichen, tiefbewegten Stunde möglich ist. Möge Dir dieser Wanderstab ein Stecken sein, mit dem Du nicht allein Wasser, sondern Wein aus den pennsylvanischen Landfelsen schlägst; möge er Dir eine feste Burg sein, worin der Geist des Friedens und der Ruhe einträchtiglich bei einander wohnen. Amen!"

„Amen!" wiederholten die übrigen Kollegen gesenkten Hauptes.

„Wanderstab —" sprach nach längerer Pause der Beschenkte unter Thränen der Rührung; „Wandergrab bis zum Stab; ja das soll meine Losung sein. Wenn das Organon der Individualität strauchelt, wenn mich die Irascibilität des heiligsten Wesens im Begriffe verläßt, dann werde ich greifen zu diesem Stecken und die Schlangen der Feinde eines geoffenbarten Christenthums werden sich elendiglich darum winden und krümmen. Liebe Amtsbrüder, Ihr habt einen guten Kampf gekämpft und Gott wird Euch segnen mit dem Sauerteige der Ewigkeit, wie Salomo sagt. Auch mir fehlen die Worte, nehmet statt derselben mit meinen Thränen fürlieb. Der Herr segne und behüte Euch, jetzt und immerdar. Amen!"

Müller's Traum war also doch in Erfüllung gegangen, und stolz wie ein spanischer Hidalgo der guten, alten Zeit machte er sich mit seiner Trophäe auf den Heimweg.

Zum Gottesdienste am nächsten Sonntage lud er dann alle seine Bekannten ein, da er wichtige Mittheilungen zu machen habe. Die Kirche war dann auch außerordentlich stark besucht und der Pastor hielt eine fulminante Predigt gegen die Falschheit der Welt, besonders aber gegen die Gemeinheit einiger Gemeindemitglieder, die ihm, dem alten, treuen Seelsorger, die letzten Tage so sehr verbitterten. „Aber es ist gut," sagte er unter anderm, „daß ich noch zuverlässige Freunde habe, die mich achten und ehren und meine theologischen Kenntnisse zu schätzen wissen. Hier hat es sich wieder einmal gezeigt, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt; meine Pittsburger Amtsbrüder haben mir letzte Woche ihre Reverenz dadurch bezeugt, daß sie mir diesen goldenen Stock feierlich überreichten. Doch ich will die Uebelthäter nicht verdammen; Gott aber wird sie richten wegen des Unheils, das sie mir altem Manne, der bereits mit einem Fuße im Grabe steht und der auf der ganzen Welt keinen Verwandten hat, zugefügt haben. Ihr braucht mich nicht fortzujagen, denn des Menschen Leben währt siebenzig Jahre und ich werde bald vor dem Throne des Richters stehen. Doch ich werde dort nicht Böses mit Bösem vergelten, sondern auf den Knieen bitten, daß er Euch nicht vergelte nach Eurer Missethat, die Ihr mir angethan habt!"

Und diese Rede verfehlte auch ihren Zweck nicht. Die Weiber waren zu Thränen gerührt und die Opposition verstummte, denn die Tapfern derselben dachten bei sich, daß gegen die Dummheit selbst Götter vergebens kämpfen, wie Salomo sagt.

---

2. Ein Anti-Temperenzler.

Der lange George Schäfer in Pennsylvanien war ein kreuzbraver Kerl und der gefälligste und zuvorkommendste Mensch, den man nur weit und breit finden konnte. Als langjähriger Bewohner seines Landstädtchens war er natürlich auch Mitglied mehrerer geheimer Gesellschaften, denn ohne dies zu sein, war es dort beinahe unmöglich zu existieren, und da er eine passable Stimme hatte und ein großer Freund der Geselligkeit war, so war er natürlich auch Mitglied eines deutschen Gesangvereins, und da er drittens im Vergleiche mit vielen seiner Mitbürger ein sehr frommer Mann war, so hatte er sich sogar einstmals, trotzdem er „Geschäfte wegen" nur äußerst selten die Kirche besuchen konnte, als Mitglied des Kirchenrathes einer lutherischen Gemeinde wählen lassen.

Aus diesen wenigen Andeutungen ersieht der geneigte Leser hinlänglänglich, daß unser George allgemein in hohem Ansehen gestanden haben muß, und, ohne ihm zu schmeicheln, wollen wir gern erklären, daß er dasselbe auch wirklich verdiente; denn er war, wie gesagt, ein kreuzbraver Kerl und eine grundehrliche Seele. Dieses hatte denn auch zur Folge, daß ihn einstens eine Loge, der Gesangverein und die lutherische Gemeinde zu ihrem Schatzmeister wählten, sodaß er sich also auf einmal im Besitze von drei Ehrenämtern befand. Aber dies waren nicht allein Ehrenämter, sondern sie brachten auch etwas ein; denn der lange George erhielt von allem Gelde, das er kollektirte, fünf Prozent und dies machte das Jahr hindurch zusammen gegen 200 Dollars aus. Seine Mitbürger gönnten ihm diesen Nebenverdienst von Herzen, denn er hatte eine große Familie zu ernähren und seine Bierwirthschaft war in der letzten Zeit aus allerlei Gründen gar schlecht gegangen. Einer dieser Gründe war, daß sich unser George nie dazu verstehen wollte, fremdes Bier, d. h. Bier aus einer andern Stadt zu halten, währenddem sich seine Konkurrenten ihr Bier aus Milwaukee oder Cincinnati kommen ließen und dadurch eine zahlreiche Kundschaft anzogen. Der lange George aber war „Patriot" und patronisirte nur einen einheimischen Brauer, der ja auch zu seinem Gesangverein gehörte, aber den elendesten Stoff braute, der jemals durch eine menschliche Kehle geflossen ist. „Wer das hier gebraute Bier nicht trinken will, soll machen, daß er aus der Stadt kommt," war das Motto unsers Wirthes, um das sich aber Niemand sonst zu kümmern schien. Niemand verließ deshalb die Stadt, aber fast Alle das Lokal des Patrioten.

Als unser George Schäfer nun dreifacher Schatzmeister geworden war, dachte er bei sich selber, jetzt habe er die herrlichste Gelegenheit, seiner Wirthschaft wieder „auf die Beine" zu helfen und seine Mitbürger

von der Unfehlbarkeit und Wichtigkeit seiner speziellen Biergesinnung zu überzeugen. Jedes Logen=, Gesangvereins= und Kirchenmitglied muß nun zu mir kommen, so kalkulirte er, und mir seine Beiträge bringen, denn wer das nicht thut, wird einfach aus seinem Verein ausgeschlossen; folglich muß Jeder kommen und wer kommt, trinkt auch eines oder zwei und wenn er kein gar zu großer Lump oder Hungerleider ist, so darf ich auch jedesmal auf seine Rechnung ein Gläschen mittrinken. Soll ich Einem als Schatzmeister eine Rechnung ausbezahlen, so warte ich ruhig, bis er zu mir kommt und dann geht es ebenfalls nicht trocken ab. Ja, jetzt bin ich gerettet und wenn jetzt nicht alle andern Wirthe bankerott werden, denn geht es nicht mehr mit rechten Dingen auf der Welt zu.

Anfänglich schien es auch wirklich, als habe er sich nicht verrechnet, denn man sah doch zuweilen wieder Gäste, wenn auch nur gezwungene, in Schäfers Trinkhalle. Wollte nun einer mit dem Traktieren nicht den Anfang machen, so that es der freundliche Wirth und dann kam das Geschäft schon von selber in den Gang. Aber nachgerade schien es, als tränke der gute George stets selber zu viel mit, denn so oft man ihn auch antraf, war er mit einem kolossalen Rausch behaftet. Früher war er stets der nüchternste Mensch seines ganzen Städtchens gewesen; seit er aber im Besitze jener Ehrenämter war, klagte er beständig über seinen chronischen Durst, der allem Anscheine nach unlöschbar war.

Aemter hatte ihm also Gott gegeben, den dazu nöthigen Verstand jedoch nicht; denn was Buchführung, Rechnen und dergleichen Dinge anbelangt, so war er darin schlecht beschlagen. Zum Glück aber hatte er einen guten Freund, der früher Schulmeister und Gesangvereinsdirigent gewesen, aber so oft über das Notenpult gefallen war, daß man ihn ohne Pension abgesetzt hatte. Da dieser Freund zu unfreiwilliger Unthätigkeit verurtheilt war, gern aber, da er ebenfalls an chronischem Durst litt, eins trank, aber nie dazu das nöthige Kleingeld hatte, so ließ er sich denn bereitwilligst vom Generalschatzmeister Schäfer als Buchhalter und Rechnungsführer anstellen. Diese Stelle nun brachte weniger an baarem Gelde als an freien Getränken ein, trotzdem viel Arbeit damit verknüpft zu sein schien, denn der Ex=Schulmeister saß täglich bei seinem Arbeitgeber, rechnete und trank, so oft ihm nur eingeschenkt wurde. Und der gute George Schäfer sah auch gern Gesellschaft um sich, die ihn zum Trinken anfeuerte; besonders aber hatte er in den Morgenstunden gern eine gesinnungstreue Seele bei sich, die mit ihm den Rest trank, der vom Abende vorher noch im Fasse übrig geblieben war. Einen bessern Kollegen aber, als jenen Ex=Schulmeister, konnte er gar nicht finden. Da saßen nun beide früh am Morgen traulich beisammen und tranken, daß die Haare dampften. Die Buchhalterei war natürlich bald zur Nebensache geworden.

Nun ist es bei vielen Vereinen Regel, daß die Bücher ihres Schatzmeisters halbjährlich von einem Komite untersucht werden müssen und dies war auch der Fall bei jenen pennsylvanischen Vereinen, deren Gelder der auf Abwege gerathene Schäfer einzukassieren und zu verwalten hatte. Als nun ein solches Komite bei ihm erschien und verlangte, die Bücher zu untersuchen, wurden die Mitglieder desselben vom Schatzmeister und seinem Gehülfen zum Hause hinausgeworfen und ihnen gesagt, sie sollten in die Hölle gehen. Dieselben aber gingen hin, requirierten Hülfe und rückten dem Schatzmeister am Abende jenes Tages mit verstärkter Mannschaft nochmals auf die Bude. Als sie eintraten, fanden sie ihn nebst seinem Buchhalter am Tische eingeschlafen und da die betreffenden Vereinsbücher vor ihnen lagen, so unterwarfen sie dieselben ohne Weiteres einer eingehenden Prüfung. Aber nachdem sie nur ein paar Seiten umgeschlagen hatten, sahen sie zu ihrem Schrecken, daß es in den Büchern ebenso konfus und verwirrt aussah, wie in den Köpfen der beiden Schläfer. Sie nahmen nun die Bücher mit, lieferten sie dem Vorstande ihres Vereins ein und in der nächsten Versammlung wurde der gute George Schäfer einstimmig seines Schatzmeisteramtes enthoben. Eine Woche darauf hatte er in keinem Vereine ein Amt mehr und konnte nun seine ganze Zeit der Verwaltung seiner Privatfinanzen und dem Leeren der Bierfässer widmen. Letzteres that er denn auch leider sehr gründlich.

Nun ist es aber in Pennsylvanien Gesetz, daß den Wirthen nur eine Licenz auf die Dauer eines Jahres gewährt wird; laufen alsdann irgendwelche Klagen gegen einen Wirth ein und stellen sich dieselben als begründet heraus, so kann es leicht geschehen, daß es ihm nicht erlaubt wird, noch ferner eine Wirthschaft zu halten. Dieses Gesetz kennen die Herren Temperenzler sehr gut und sie lassen daher besonders die deutschen Bierwirthe durch ihre Spione heimlich beobachten, um ihnen dann rechtzeitig etwas am Zeuge flicken zu können.

Zur Zeit Schäfers entfalteten die Temperenzler eine außerordentliche Thätigkeit und wollten um jeden Preis, wenn nicht alle, so doch einige Wirthschaften beseitigen. Auf die Advokaten war nun Schäfer von jeher schlecht zu sprechen gewesen; was so ein aufgeblasener Schwätzer weiß, weiß ich auch, dachte er und so reiste er denn zur bestimmten Zeit nach dem Sitze seines Kreisgerichtes; um seine Sache selber zu führen.

Die Gerichtsverhandlungen zogen sich damals schrecklich in die Länge und da unser George Schäfer gerade eine sehr gemüthliche Gesellschaft angetroffen hatte, so war es leicht begreiflich, daß er sich öfters mit Einem oder dem Andern, den er seit langen Jahren nicht gesehen, entfernte, um sich in den benachbarten Wirthschaften zu stärken.

Am Abende nun, kurz vor Schluß der Sitzung, kamen die Anklagen gegen die Wirthe zur Verhandlung. Die gegen Schäfer gerichteten aber waren so furchtbarer Art, daß er das Ende der Verlesung derselben gar nicht abwarten konnte, sondern sich wüthend von seinem Sitze erhob, auf den Richter zutaumelte und mit seiner heisern Stimme stotterte: « Your honor, judge, I cannot stand that any longer! »*) Nach diesem Krafterguß fiel er „vor Schwäche“ über den vor ihm sitzenden Advokaten und im nächsten Augenblicke packten ihn zwei Gerichtsdiener am Kragen und führten ihn vor die Thüre. Allen Wirthen wurde das Recht zur Fortführung ihres Geschäftes gewährt, nur dem George Schäfer nicht.

„Der Teufel soll alle republikanischen Temperenzschufte holen,“ schimpfte er nun tagtäglich, „bei der nächsten Wahl aber trete ich selber als demokratischer Kandidat für das Richteramt auf, damit in Pennsylvanien ein anständiger Mann wieder zu seinem Rechte gelange!“

---

3. Der Pfarrer und die Schweine.

Daß die alten und veralteten Deutschen Pennsylvaniens überaus fromme Geister und gewaltige Bibelforscher sind, ist männiglich bekannt und ebenso auch ihre Hartnäckigkeit in der Vertheidigung der einmal auf dem Wege der Selbstforschung gewonnenen religiösen Ansichten. Was die Professoren der Theologie in Deutschland reden und schreiben, dringt selten zu ihnen und gewinnt ihnen auch durchaus keine Achtung ab; selbst ist der Mann und eine Bibel hat ja Jedermann im Hause und was darin steht, begreift der einfache Bauer viel besser, als der verkehrte Gelehrte. Intolerant aber ist der Pennsylvania-Dötschman bis zum äußersten Grade; für sich verlangt er das Recht des unabhängigen Forschens in der Schrift, aber wehe dem Nachbar, der sich dasselbe erlaubte, besonders wenn er keine große Farm und Kapitalien auf Zinsen ausstehen hat. Was? heißt es da, der will gescheiter sein als ich und hat eine Hypothek auf jedem Fenzriegel! Der will über die Bibel sprechen und läßt das ganze Jahr hindurch seine Kinder barfuß laufen! Der will mir etwas sagen, mir, den der alte „Stovepipe“ nach seinem letzten Besuche in der „Staatszeitung“ als den gebildetsten Mann des ganzen County hinstellte! Ja, ich habe es noch schwarz auf weiß und meinem Bruder in Deutschland habe ich die Zeitung auch geschickt!

*) Ehrenwerther Herr Richter! Das kann ich nicht länger anhören!

Nun, wenn ein Bauer unter jeder Bedingung klüger und bibelfester als der andere sein will, so ist dies eine Angelegenheit, die im Grunde genommen nicht viel zu bedeuten hat. Ein Jeder geht seine eigenen Wege und wer an dieser Kirche keinen Gefallen findet, schließt sich jener an, oder gründet mit Gesinnungsgenossen eine eigene.

Wehe jedoch dem an einer solchen Duodezgemeinde angestellten Pfarrer, der sich auf das Bibelforschen verlegt und dem Grundsatze huldigt, daß der Buchstabe tödtet, der Geist aber lebendig macht! Eine Zeit lang lauscht man allerdings seinen Predigten, dann aber heißt's: Was! wir bezahlen unser Geld und wollen gepredigt haben, wie es uns gefällt, und wenn er das nicht thun will, dann gehe er seine Wege!

Letzteres geschieht nicht immer so schnell wie die frommen Tonangeber wünschen; denn der müßte denn doch ein gar trauriger Pfarrer sein, der sich nicht wenigstens einige treue Freunde gewinnen könnte, die ihn zum Ausharren animierten. Tritt nun noch dazu der Umstand, daß ein solcher Pfarrer der Majorität der Gemeinde zum Trotze der auf ihren Geldsack stolzen Bauern gefällt, wodurch eine rechtmäßige Absetzung zur Unmöglichkeit wird, so werden andere Mittel versucht, um ihn zum Wanken zu bringen. Zuerst wird ihm im Winter zur Zeit des Schweineschlachtens die Metzelsuppe nebst den obligaten Brat- und Blutwürsten entzogen; im Frühjahre, wenn der Salat schießt und die Bäume ausschlagen, gibt's für den Pfarrer kein „Grünes“, im Sommer muß er sich seine Tomatoes selber kaufen und ebenso im Herbste Kartoffeln und Aepfel. Und das ist schon eine ganz empfindliche Strafe, besonders wenn der Herr Pastor, wie das gewöhnlich der Fall ist, eine starke Familie besitzt und einen geringen Gehalt bezieht.

Wirken nun derartige Maßregeln nicht und denkt er, wie weiland St. Paulus, daß man sich auch der Trübsale freuen müsse, dann werden andere und wirksamere Mittel in Bewegung gesetzt. Da wird nächtlicherweile das Schlüsselloch der Kirchthüre verstopft, sodaß am Sonntag die Gläubigen eine halbe Stunde auf der Straße stehen müssen, ehe ihr Heiligthum aufgeschlossen werden kann; da wird ihm die Thüre bei Nacht und Nebel mit unchristlichem Kothe beworfen, sodaß sich selbst die ältesten, an allerhand Gerüche gewöhnten, Ansiedler darüber entsetzen; da werden ihm alle Fenster eingeschlagen u. s. w. Seine Feinde schwören natürlich Stein und Bein darauf, daß sie sich zu solchen Schandthaten niemals erniedrigen würden; ja sie schieben dieselben gewöhnlich noch den Freunden des Pastors in die Schuhe, die dadurch nur einen neuen Grund haben wollten, die Feinde in Mißkredit zu bringen.

Da kannten wir nun einst einen Geistlichen in Cambria County; gegen den hatten seine feindlichen Gemeindemitglieder bereits alle Minen gesprengt und alle Dreckbatterien spielen lassen, aber wie es schien,

machten ihm diese Erlebnisse noch sehr großen Spaß; er wich und wankte nicht und „thät nur spöttisch um sich blicken". Und er konnte dieses auch insofern leicht, als bei Weitem der große Theil der Gemeinde treulich auf seiner Seite stand und die Rebellen trotz ihrer durch Blutsaugerei gefüllten Geldsäcke „gar dicken Dreck am Stecken hatten", wie man in Hessen zu sagen pflegt.

Da war denn guter Rath theuer. Bei der gegenseitigen Hartköpfigkeit war an einen friedlichen Ausgleich überhaupt nicht zu denken und so mußte man es denn der Zeit überlassen, eine Lösung zu finden. Und dieselbe trat denn auch ganz unerwartet ein.

In dem betreffenden Städtchen beschäftigte sich jeder Bürger in seinen Mußestunden mit der Schweinezucht, wie sich das nach dem bisher Gesagten übrigens von selbst versteht. Einem Deutsch-Pennsylvanier ohne Schweine wäre ja sein Hauptwerth geraubt und er gliche einer gebirgslosen Schweiz oder einem naselosen Gesichte. Durch die Küchenabfälle wird ein solcher Grunzer ohne besondere Mühe und Kosten fett gemacht; im Spätherbste kommen die Bekannten und Verwandten auf- und absteigender Linie, „butschern" ihn mit vereinten Kräften und dann hat man das ganze Jahr hindurch sein Fett und seine geräncherten Würste im Hause. „Gut geschlachtet spürt man das ganze Jahr und gut geheiratet das ganze Leben," pflegen die Pennsylvanier zu sagen.

Das Metzelsuppenfest ist natürlich auch eine herrliche Einrichtung und leistet für die heimatliche Kirchweih, die bekanntlich ohne Prügel niemals gemüthlich ist, vollkommen Ersatz. In dem betreffenden Städtchen wurde jedoch einstmals diese patriarchalische Sitte ernstlich gefährdet, indem der Stadtrath eines Tages aus Rücksicht auf den allgemeinen Gesundheitszustand den Beschluß faßte, daß kein innerhalb der Stadtgrenze wohnender Bürger der Schweinezucht von nun an mehr fröhnen dürfe; allen Zuwiderhandelnden sollten ohne Weiteres die Schweine konfisziert werden. Mit einem unliebsamen Prediger konnte man im Nothfalle noch fertig werden; die Schweinefrage aber war eine Existenzfrage, die unter jeder Bedingung eine schleunige Lösung finden mußte.

Nun treiben sich in den pennsylvanischen Ortschaften eine Menge juristischer Ferkelstecher herum, die nur auf eine öffentliche Kalamität lauern, um gleich mit der Anbietung ihrer zuverlässigen Dienste bei der Hand zu sein. Mehrere dieser ungehängten Industrieritter machten sich nun hinter die passioniertesten Schweinezüchter und bewiesen denselben aus allen möglichen und unmöglichen Gesetzbüchern, daß jener stadträthliche Beschluß unkonstitutionell sei und daß ein dagegen angestrengter Prozeß mit leichter Mühe gewonnen werden könne. Zum Prozessieren braucht man bekanntlich die Deutsch-Pennsylvanier ohnehin nicht lange zu ermuntern, denn das Sprichwort, daß ein magerer Vergleich besser

als ein fetter Prozeß sei, hat dort keine Gültigkeit; hier aber, wo der Erfolg so sicher war und wo es sich beinahe um Sein oder Nichtsein handelte, mußte so schnell wie möglich der Prozeß begonnen werden. Da die Kosten desselben, wie voraussichtlich, bedeutend waren, so machten sich einige Menschenfreunde auf den Weg, um jeden Bürger, der durch jenen Beschluß in Mitleidenschaft gezogen war, zu einer Beisteuer zu bewegen. Darunter befand sich auch der Präsident des Kirchenrathes der streitbaren Gemeinde. Ueberall, wohin er kam, fand seine Bitte ein freundliches Gehör und nur von einem, der den Namen Häpperle führte, wurde er mit barschen Worten abgewiesen. Dies war um so unerklärlicher, als besagter Häpperle selber ein großer Freund von geräucherter Wurst war und jedes Jahr sein Schweinchen mästete. Nach seinem Namen zu urtheilen, möchte vielleicht der Leser glauben, daß er aus jenem Lande stammte, in dem die Leute erst in ihrem vierzigsten Jahre gescheidt werden; dem aber war nicht so, sondern er kam aus jenem hessischen Dorfe, in dem die Bewohner niemals gescheidt werden sollen. Item, für den Prozeß zur Erhaltung der Schweinezucht wollte das Männlein unter keiner Bedingung einen Cent herausrücken. Einige Stunden darauf kam jedoch Frau Häpperle heimlich zu jenem Kirchenrathspräsidenten, drückte ihm zwei Trade-Dollars in die Hand und bemerkte dazu, er solle ja ihrem einfältigen Mann kein Wort sagen, daß sie ihr Scherflein zum Schweineprozeß beigetragen habe.

„Wissen Sie auch, weshalb mein Mann Ihnen unter keiner Bedingung etwas gegeben hätte?"

„Nun?"

„Weil Sie ein guter Freund des Pfarrers sind und mein Mann ihn haßt wie den leibhaftigen Satan!"

„Himmelherrgott noch einmal! Was hat denn unser Pfarrer mit den Schweinen zu thun? Ihr Mann sollte von rechtswegen Gras fressen, denn wer so dumm ist, der verdient überhaupt kein Fleisch!"

Die Frau dachte, so ganz Unrecht hat er im Grunde nicht, und ging stillschweigend nach Hause.

Nun begab es sich, daß jener Pfarrer einen Ruf nach einer größeren Stadt erhielt und da das mit jener neuen Stelle verbundene Gehalt nicht zu verachten war, so nahm er denselben ohne langes Besinnen an und reiste ab. Jetzt war große Freude unter den alten Sündern und Jeder beeilte sich, seinen Beitrag zum Schweineprozeß so schnell wie möglich zu entrichten. Die Advokaten gingen gewaltig in's Zeug und gewannen auch wirklich den Prozeß. Der Pfarrer war fort und die Schweine siegten. Im Grunde war somit Beiden geholfen.

---

4. Eine Importierte.

„Es zog ein Gänslein über den Rhein
Und kam als Gickgack wieder heim!"

Der alte Gottlob Ippelhardt, seines Zeichens ein Uhrmacher und Goldarbeiter, der noch im alten, guten Schwabenlande sein Meisterstück gemacht hatte, war lange vor seinem vierzigsten Jahre nach Amerika ausgewandert und hatte sich daselbst zu seinem Glücke in einem pennsylvanischen Landstädtchen niedergelassen. Wir sagen: zu seinem Glücke, denn die pennsylvanisch-deutschen Bauern sind im allgemeinen noch dümmer, als ein minderjähriger Schwabe, wenigstens aber viel dümmer als der unserige, dem man aus seinem Gespräche niemals die Minderjährigkeit anmerkte und der daher schon in seiner alten Heimat für den Gescheidtesten der ganzen Umgegend gegolten hatte. Kein Wunder, daß er also in Pennsylvanien geschäftlich prosperierte und sich im Laufe der Zeit zu einem nicht unbedeutenden Wohlstande emporschwang. Mit jedem Dollar, den er auf die Seite legen konnte, wuchs natürlich sein Einfluß und Ansehen und da er sich nebenbei an allen öffentlichen Angelegenheiten, die zum Wohle seiner Mitspießbürger dienten, nicht allein mit Worten betheiligte, sondern auch, wo es angebracht war, jedesmal tief in die Tasche griff, so war es denn eine ausgemachte Sache, daß es in den ganzen Vereinigten Staaten, so weit sie nämlich einem pennsylvanischen Fenzriegelmanne bekannt sind, keinen bessern Menschen gab, als unsern Gottlob Ippelhardt. Schade nur, daß er nicht in Amerika geboren war, denn sonst hätte er unbedingt als Präsidentschaftskandidat auftreten müssen.

Der alte Ippelhardt hatte auch zwei Söhne und war natürlich sorgfältig darauf bedacht, dieselben so zu erziehen, daß jeder andere Pennsylvanier nur noch ein Idiot gegen sie sei. Einen gelehrten Beruf aber sollten sie nicht wählen, denn in dem praktischen Amerika hat zuletzt ein gutes Handwerk, wenn man es auch gut versteht, einen goldenen Boden.

Besagte Söhne wurden also, was ihr Vater war: nämlich Uhrmacher und Goldarbeiter und, nachdem sie zu Hause ausgelernt hatten, zur weitern Ausbildung nach Deutschland, d. h. hier Württemberg, geschickt. Daß man in Amerika nichts Ordentliches lernen kann, war für den alten Ippelhardt eine ausgemachte Thatsache; wer ein guter Handwerker werden will, muß unbedingt seine Lehrzeit in Deutschland absolvieren; in Amerika hat man ja nur Pfuscher. Josef, sein Lieblingssohn, mußte die hohe Schule der Uhrmacherei in der Weltstadt Stuttgart besuchen; dies war ja auch die Lehrstätte des Alten gewesen. Auch hatte der hoffnungsvolle Sprößling nebenbei die moralische Verpflichtung, sich in den schönen Künsten und Wissenschaften etwas umzusehen, damit er

späterhin nicht allein als klassischer Uhrmacher, sondern auch als Mann von tiefer Bildung wieder zurückkehre. Damit er den Alten würdig in der Gesellschaft repräsentire, wurde ihm die Börse, sobald sie leer geworden war, stets auf's bereitwilligste gefüllt, und es muß dies dem Alten endlich aber doch manchmal zu oft vorgekommen sein, denn er, der sonst Alles verstand, konnte mit dem besten Willen nicht begreifen, daß Alles in Deutschland auf einmal so schrecklich theuer geworden sei. War vielleicht der gute Josef auf Abwege gerathen und huldigte er der Liebe und dem Weine? Der Himmel wußte es, der alte Ippelhardt aber nicht.

Nach drei Jahren kehrte der liebe Josef wieder in die Arme seines Vaters zurück und machte ihm die Mittheilung, daß er sich mit einem braven Schwabenmädel verlobt habe und dieselbe so bald wie möglich zu heiraten wünsche.

„Aber mein lieber, braver Sohn," erwiderte der Alte besorgt, „Du bist ja noch sehr jung, kaum 21 Jahre alt und denkst schon an's Heiraten!"

„Was ich jetzt thue, brauch' ich späterhin nicht zu thun, und „jung gefreit, hat noch niemand gereut", sagt man in dem schönen Schwabenlande."

„Im Grunde freut es mich doch, daß Du Dir keine Amerikanerin zur zukünftigen Lebensgefährtin erkoren hast. Die Amerikanerinnen mögen ganz gut sein, für einen gebildeten, häuslich gesinnten Deutschen aber passen sie nicht. Vom Kochen, Waschen und Bügeln verstehen sie nichts und lassen, währenddem sie den ganzen Tag im Schaukelstuhl sitzen und sittenverderbende Bücher lesen — gegen gute Bücher habe ich natürlich nicht das Geringste einzuwenden — diese Geschäfte durch irländische Mägde verrichten, die da heimlich mehr stehlen und verbrauchen, als ein Mann verdienen kann. Wie gesagt, es freut mich, daß Du so vernünftig warst, Dir eine Schwäbin auszusuchen. Die Schwäbinnen sind ein kreuzbraves Volk; sie sind sparsam, munter, fleißig und genügsam und was ihre Bildung anbetrifft, so nehmen sie es getrost mit allen amerikanischen Ladies auf, welche die höchsten Humbugsschulen besucht haben. Gründlichkeit kennt man ja hier nicht. — Darf ich mal fragen, ob Deine Zukünftige reich ist?"

„Reich ist sie nicht, lieber Vater; sie wohnt bei ihrer Mutter in einem engen Dachstübchen und ernährt dieselbe mit ihrer Hände Arbeit. Sie ist recht fleißig und so schön und liebenswürdig, wie Du nur jemals in Deinem Leben ein junges Mädchen gesehen hast."

„O, an Deinem guten Geschmacke habe ich niemals gezweifelt; hier hättest Du ja leicht bei der schönsten und reichsten Amerikanerin anfragen können und Du hättest sicherlich keinen Korb bekommen. Wenn Du Dir nun eine arme Deutsche erkoren hast, so muß sie sicherlich ein Opfer

werth sein, dafür kenne ich Dich zu gut. Offen gestanden, ich bin doch neugierig, sie einmal zu sehen!“

„Dies Vergnügen sollst du bald genießen, denn ich habe ihr versprochen, sie in drei Monaten herüber kommen zu lassen.“

„Das geht aber schnell. Nun, meinetwegen. Ich muß mich dann beeilen, Dir ein Geschäft einzurichten, denn es ist gut für junge Eheleute, wenn sie sich gleich auf eigene Füße stellen. Unser Städtchen ist in den letzten Jahren merkwürdig gewachsen und hat nun hinlänglich Beschäftigung für zwei Uhrmacher und Goldarbeiter. Ich werde Dir zur Aussteuer einen „Stock“ Waaren geben, wie ich ihn schöner selber nicht in meinem Laden habe.“

Josef hielt dies für selbstverständlich und fand es daher auch nicht der Mühe werth, seinem Vater für den neuen Beweis seiner Zärtlichkeit ein Wort des Dankes zu sagen.

Der alte Ippelhardt war nun überglücklich. In allen Wirthschaften seines Wohnortes erzählte er von der glücklichen Wahl seines klugen Sohnes und wie er nun bald das schönste Mädchen aus dem Schwabenlande als Frau heimführen werde. Das ganze Publikum war natürlich gespannt, jene Schönheit und jenes Muster deutscher Häuslichkeit von Angesicht zu Angesicht zu sehen und fragte den Alten wie den Jungen tagtäglich, ob das Schiff mit der holden Jungfrau noch nicht angekommen sei. Diese Geschichte war übrigens den jungen Damen jenes Ortes durchaus nicht angenehm; so gut und so schön, wie nur jemals eine aus Deutschland gekommen ist, sagten sie, sind wir auch und da hatten sie wahrhaftig nicht unrecht; denn wenn man in Amerika gesunde, frische, feste und schöne Mädchen sehen will, so braucht man blos in einige pennsylvanische Städtchen, die ich aus mehrfachen Gründen nicht nennen will, zu gehen. Ob sie aber auch gut, brav und haushälterisch, wie die erwartete Schwäbin, sind, will ich dahin gestellt sein lassen. Kurzum, Jung wie Alt wurde die Zeit gar lang, bis die Braut ihr Erscheinen machte.

Als sie nun endlich glücklich ankam und vor der Thüre ihres Schwiegervaters aus der „Stage“ stieg, war es leider Abend, sodaß die versammelte Menge ihre Schönheit nicht so recht bewundern konnte und sich also auf eine günstigere Gelegenheit vertrösten mußte. Daß sie der junge Bräutigam am nächsten Tage in sein neues Geschäftslokal führen und ihr dort die Stätte ihres zukünftigen Glückes zeigen mußte, war für die Nachbarn eine ausgemachte Sache und viele alte und junge Männer und Frauen hatten daher, von der Neugierde geplagt, an dem betreffenden Morgen in jener Straße auffallend viele Geschäfte, wobei sie jedoch nie die Thüre des alten Ippelhardt aus dem Auge ließen. Endlich trat dann auch der glückliche Josef heraus und führte stolz eine

alte, korpulente Frau, die etwas hinkte, auch mit einem gemäßigten Buckel behaftet zu sein schien und mit einem ärmlichen Rocke von blaßblauer Farbe bekleidet war, an dem Arme nach seinem Geschäftslokale.

„Wieder einmal vergebens gewartet!" seufzten die alten Klatschweiber; „der Alte hat seinen Sohn mit der Schwiegermutter fortgeschickt, damit er auch einmal mit der jungen Frau allein sein kann!"

Wieder verging ein Tag und die junge Frau erschien nicht. Bald aber verbreitete sich das Gerücht, daß die Schwiegermutter gar nicht mitgekommen und daß jene alte Schachtel die bessere Hälfte des jungen Josef sei!

Den alten Ippelhardt wegen Auskunft anzugehen, fand man nicht für schicklich; seine Magd aber konnte man ruhig fragen und dieselbe sagte denn auch frei und frank heraus, daß das krumme Weib im blaßblauen Kleide die gesetzliche Frau des jungen Josef sei. Fernerhin fügte sie noch hinzu, daß ihre ganzen Habseligkeiten in einer Zeitung eingewickelt gewesen seien und daß der alte Ippelhardt beim Anblicke seiner Schwiegertochter bedenklich den Kopf geschüttelt habe.

Und die importirte Schwäbin sah auch wirklich wie eine Vogelscheuche aus und mußte sich der alte Ippelhardt manchen guten und schlechten Witz deshalb gefallen lassen. Sein Haar ward von Woche zu Woche grauer und er soll öfters zu seinem Sohne gesagt haben, daß er ihn nicht nach Stuttgart geschickt habe, um dort Schwabenstreiche zu lernen.

Ja, es fiel ihm gar schwer, gute Miene zum bösen Spiele zu machen. „Vielleicht," dachte er, „hat meine Schwägerin, wollte sagen Schwiegertochter, sonstige gute Eigenschaften, die alle Schönheit und Jugend aufwiegen und sie kann daher, da ich ja doch Wittwer bin, an meinem Sohne zugleich auch Mutterstelle vertreten." Aber auch darin sah er sich bald bitter getäuscht.

Nachdem die junge alte Frau mit moderner Kleidung versehen worden war, so daß sie sich unter den Leuten blicken lassen konnte, bewahrheitete sich auch das alte Sprüchwort, daß ein auf's Pferd gekommener Bettler alle Leute umreitet. Die theuersten und schönsten Juwelen aus dem Laden ihres Buben, wie sie ihren Gemahl gewöhnlich zu nennen pflegte, waren ihr kaum gut genug, um ihre Person damit zu schmücken; die für sie von ihrem Schwiegervater angeschafften Möbel waren ihr zu bäuerisch und mußte ihr „Bube" daher so schnell wie möglich andere aus Philadelphia kommen lassen. Da sich für eine Dame von Stande das Gehen überhaupt nicht schickt und sich ein Goldwaarenhändler ja auch der Außenwelt gegenüber standesgemäß repräsentiren muß, so mußte denn der „Bube" Pferd und Wagen anschaffen und höchsteigenhändig seine Dulcinea jeden Tag spazieren fahren. Wenn der alte Ippelhardt

seinem Josef hin und wieder deshalb Vorstellungen machte, so wurde ihm einfach von demselben erwidert, daß er als verheirateter Mann und Bürger der Vereinigten Staaten thun könne, was er wolle. Letzteres aber war nicht der Fall, denn er durfte und mußte nur das thun, was ihm seine Frau befahl. Wenn er zuweilen sagte, er vernachlässige durch das viele Ausfahren sein Geschäft, so erwiderte ihm seine theure Ehehälfte einfach, daß sie nicht nach Amerika gegangen sei, sich zu langweilen; sie wolle sich amüsiren und wenn er keine Zeit zum Ausfahren habe, so sei das ja nicht so schlimm, denn ihr Vetter und Freund, der junge John Klobel, habe ihr versprochen, sie so oft, wie sie es nur wünsche, auszufahren. Dies half denn gewöhnlich; der gute Josef, der inzwischen längst ausgefunden hatte, daß seine liebe Frau gar viele junge Verwandte in jenem Städtchen besaß, spannte dann gleich seinen Rappen vor den Wagen und kutschirte mit der holdseligen Schwäbin hinaus in die freie Natur.

Die Haare des alten Ippelhardt konnten nicht weißer werden, als sie es inzwischen geworden waren. Sein sauer verdientes Geld ward zum Fenster hinausgeworfen; sein Lieblingssohn war zum Gespötte aller Einwohner geworden und der Frau desselben war in jeder Gesellschaft der Zutritt versagt. O, wie war da der Apfel so weit vom Stamme gefallen!

„Weiß der Himmel," sagten die alten Spießbürger, „weshalb sich die jungen Leute so viel um die alte Ippelhardtin bekümmern? Sie ist doch so häßlich wie die Nacht und hat ja ein Paar Augen, wie ein abgestochenes Ferkel! Wenn der dumme Bube doch die schlechtesten und häßlichsten Frauenzimmer von hier und der Umgegend in einen Sack gethan und blindlings hineingegriffen hätte, so hätte er sicherlich eine schönere und bessere als die alte schwäbische Hexe herausgezogen!"

Die Liebe ist blind, heißt es; in diesem Falle aber war sie nicht allein blind, sondern es fehlten ihr sämmtliche Sinne.

Dem alten Ippelhardt durfte die Schwäbin nicht mehr vor die Augen kommen; doch je mehr sich derselbe über sie ärgerte, desto lieber war es ihr; hätte er sich doch nur zu Tode geärgert, so konnte sie ihn ja beerben und ihren Mann dann erst recht nach Herzenslust malträtiren. Da ihre einzige Freundin eine an Kleptomanie leidende Pennsylvanierin, Schwester eines Winkeladvokaten, war, so ließ sie sich von derselben in die Rechte einer amerikanischen Ehefrau einweihen und machte sich dieselben herrlich zu Nutze. Sobald sie erfuhr, daß ein Ehemann für alle Schulden seiner Frau haftbar sei, kaufte sie auch alles, was ihr nur gefiel, zusammen und ließ ihrem Manne die Rechnung zuschicken. Daß dabei jene gute Freundin nie leer ausging, dafür sorgte diese schon selber. Wenn Josef einmal wagte, ob solchen Verschwendungen den

Mund aufzuthun, wurde ihm derselbe schnell gestopft, aber nicht mit Küssen, sondern mit derben schwäbischen Maulschellen, wie dies überhaupt auch einem „Buben“ gehört.

Als ein Jahr verflossen war, äußerte die Schwäbin den Wunsch, ihrer alten Heimat einen Besuch abzustatten und sich von der amerikanischen Aufregung in einem deutschen Bade zu erholen. Josef protestirte energisch dagegen, aber die Holde ließ sich nicht irre machen und traf ruhig die nöthigen Anstalten zur Abreise. Da sie mindestens ein Jahr in Deutschland zubringen wollte, so ließ sie sich zehn Koffer voll Kleider machen und steckte auch noch die theuersten Schmucksachen ihres Mannes hinein.

Als dem alten Ippelhardt dies hinterbracht wurde, fuhr er wie rasend von seinem Sitze auf und sagte, er wolle doch einmal sehen, ob man ihm auf dem Kopfe tanzen könne. Und er sah es auch bald genug. Die Schwiegertochter reiste ab, ohne ihm Lebewohl zu sagen.

Nachdem sich die Holde ein halbes Jahr in Deutschland aufgehalten und sich während dieser Zeit von ihrem pennsylvanischen „Buben“ zahlreiche Geldbriefe hatte schicken lassen, nahm sich der alte Ippelhardt das Herz, seinem ungerathenen Lieblingssohne einmal gründlich in das Gewissen zu reden.

„Siehst Du denn nicht,“ sprach er zu ihm, „daß Du Deinem Ruin unaufhaltsam entgegen gehst? Habe ich vielleicht mein ganzes Leben hindurch fleißig gearbeitet und gespart, damit Du und Deine Dirne — sei froh, daß ich kein derberes Wort gebrauche — mein sauer verdientes Geld in Saus und Braus durchbringen sollt? Hast Du denn gar keine Ehre mehr im Leibe? Der niederträchtigste und verkommenste Mensch von ganz Pennsylvanien würde sich schämen, solche Dirne seine Frau zu nennen! O, daß ich das auf meine alten Tage, auf die ich mir so viel Freude versprach, erleben mußte! Aber das sage ich Dir ein für allemal, wenn Du Dich von diesem elenden Frauenzimmer jetzt nicht scheiden lässest, so sind *wir* geschiedene Leute; Du brauchst mir alsdann nicht mehr vor die Augen zu kommen, denn ich werde Dich nicht mehr als Sohn anerkennen.“

Solche kräftige und entschiedene Sprache hatte der alte Ippelhardt seinem Sohne gegenüber lange nicht geführt und derselbe fühlte denn auch heraus, daß der Alte ernstlich meinte, was er sprach. Daß er außerdem recht hatte, wußte Josef ebenfalls und so versprach er seinem Vater denn in die Hand hinein, daß er heute noch einen Advokaten zur Führung eines Ehescheidungsprozesses engagiren wolle. Und er hielt auch richtig sein Wort und engagirte den Bruder der Freundin seiner Frau, der ihm versprach, den «case» so bald wie möglich in's Reine zu bringen. Daß dies seine Schwester bald erfuhr und daß diese ihrer

Freundin in Deutschland bald davon Nachricht gab, ist eine Sache, die sich von selbst versteht und so war denn der alte wie der junge Ippelhardt nach allen Seiten hin verrathen und verkauft.

Ein Ehescheidungsprozeß nun ist in Amerika eine gar langwierige Prozedur, besonders aber wenn die Führung desselben einem Winkeladvokaten anvertraut wird und dieser einen Klienten hat, der tüchtig geschröpft werden kann. Die Schwäbin beeilte sich daher auch mit ihrer Rückkehr nicht, sondern blieb ruhig ein ganzes Jahr in Deutschland, wie sie sich vorgenommen hatte. Dann aber kam sie ruhig und vergnügt zu ihrem Josef zurück und da derselbe inzwischen seinen ganzen Hausrath auf Anstiften seines Vaters verkauft und ihr heimlich das Geld nach Deutschland geschickt hatte, so blieb ihm vorläufig nichts anders übrig, als sie in einem Zimmer im Hause seines Vaters einzuquartieren und geduldig zu warten, bis er wieder eine neue Haushaltung eingerichtet hatte. Allmälig schien es, als habe der alte Ippelhardt selbst in seinem eigenen Hause kein Wort mehr zu sagen. Als drei Monate darauf die Schwäbin ihrem Buben eine kleine Tochter schenkte, war der alte Ippelhardt vor Freude, daß er nun Großvater geworden war, wie außer sich und gewährte gern seinem Josef auf's neue die Mittel, sich ein eigenes Haus nach allen Anforderungen der Neuzeit einrichten zu können. Die Scheidungsklage wurde natürlich wieder zurückgenommen. „Der Alte ist nicht besser als der Junge," sagten die Leute unter einander; besser unterrichtete Personen aber behaupteten, der alte Ippelhardt habe seinen Verstand verloren und sei kindisch geworden. Und das letztere war leider so wahr, wie der ganze Inhalt dieser Geschichte.

---

5. Der alte Jack.

Zu den vielen kleinstädtischen Gebräuchen, welche die Deutschen Pennsylvaniens aus ihren heimatlichen Dörfern nach Amerika gebracht und dort weiter kultivirt haben, gehört auch die Sitte, jedem Menschen, der sich durch irgend eine Handlung „prominent" gemacht hat, einen Spitznamen beizulegen. Und diese Spitznamen sind so allgemein verbreitet, daß sich der Träger eines solchen mitunter wundert, wenn man ihn mit seinem wahren Namen anredet. Wie sich alte gute Freunde meistentheils bei ihren Vornamen nennen, so reden sich die pennsylvanisch deutschen Pioniere gewöhnlich mit ihren Spitznamen an, auch wenn dieselben, wie dies meistentheils der Fall ist, einen sehr unlauteren Ursprung

haben. Thatsache aber ist es, daß ein Spitznamen gerade zur Erlangung einer gewissen Popularität unumgänglich nöthig ist.

Unter diesen alten Pennsylvanien-Deutschen gibt es nun gar sonderbare Käuze und je näher man mit denselben bekannt ist desto leichter kann man sich die Thatsache erklären, weshalb die Deutschen des betreffenden Staates einen so unbedeutenden politischen wie sozialen Einfluß ausüben; ja, man findet es alsdann lobenswerth, wenn die Nachkommen jener „Pioniere" das deutsche Wesen hartnäckig verläugnen und ihren Namen durch einen englischen ersetzen.

Ein solcher Pionier war der sogenannte alte Jack von Cambria County. Er besaß alle hervorragenden Eigenschaften seiner Zunft im ausgedehntesten Maße; er war schmutziggeizig, betrog Jeden, mit dem er in Berührung kam, prozessierte jahraus, jahrein, schwor die Meineide beim Dutzend und war natürlich dabei ein ebenso frommer, wie reicher Mann. Wenn man ihn von Weitem mit seinen Säbelbeinen über die Straße wackeln sah, wurde man unwillkürlich an die Figur des Königs Nußknacker, wie sie sich in Kinderbüchern vorfindet, erinnert; kam er jedoch etwas näher, sodaß man sein aufgedunsenes Gesicht mit dem grauen struppigen Barte besser betrachten konnte, so glaubte man den verstorbenen Ben de Bar als Fallstaff vor sich zu sehen. Und der alte Jack von Cambria County hatte gar manche Aehnlichkeit mit jenem Ritter Shakespeare's; er trank ebenfalls auf allgemeine Unkosten, belog Gott und die Welt und hielt das Geldausgeben für die größte Sünde, der ein Mensch nur huldigen könne.

Der alte Jack war auch, wie bereits angedeutet, ein sehr frommer Mann, der Sonntags, wenn er gerade keine Gelegenheit hatte, einem Buschbauern blauen Dunst vorzumachen, auch zuweilen in die Kirche ging, daselbst ein heiliges Gesicht schnitt und mit seiner rauhen Stimme alle anderen Christen beim Singen überschrie. Er glaubte hauptsächlich an das alte Testament und besonders las er darin gerne die Geschichte von dem Erzvater Jakob, denn dieselbe war ihm so ganz aus der Seele geschrieben. Der alte Jack und der Erzvater Jakob paßten ja prächtig zusammen; beide betrogen ihre nächsten Anverwandten und waren dabei doch fromme und gottgefällige Männer. Jack's Ehespons, ein spindeldürres, giftiges Geschöpf, das unter dem Namen „Kreuzspinne" ging, liebte hingegen das neue Testament und hatte durch eifriges Studium desselben herausgefunden, daß die Ansichten der Millennarier auf sicherer Grundlage beruhten und auch in kürzester Zeit in Erfüllung gehen würden. Nach einer solchen Zeit sehnte sie sich; denn alsdann hörten ja alle Geldausgaben auf und man brauchte sich auch Sonntags nicht in der Kirche durch den Klingelbeutel in seiner Andacht stören zu lassen. So eine Kirche ohne Klingelbeutel war ihr Ideal; auch wünschte

sie sehnsüchtig die Zeit herbei, in der die Prediger wieder leben würden, wie weiland Johannes der Täufer in der Wüste, wofür sie, beiläufig gesagt, einen schwerwiegenden Privatgrund hatte.

Sie war nämlich von Haus aus arm, denn ihre Eltern hatten sie im Testament nur mit einem Dollar bedacht; dieselben hätten ihr vielleicht gerne gar nichts hinterlassen, aber alsdann wäre das ganze Testament nach pennsylvanischen Gesetzen ungültig gewesen, womit wohl Jack's Frau, nicht aber deren Anverwandten gedient gewesen wäre. Kurzum, Frau Jack sah sich infolge ihrer armseligen Mitgift moralisch genöthigt, die Sparsamkeit zu einer Wissenschaft zu erheben, damit sie das testamentische Defizit wieder im Laufe der Zeit ausgleiche. Da durfte sich z. B. ihr Jack weder selber rasieren, noch sich rasieren lassen; zum ersteren hätte er gleich ein großes Kapital in Messer und Seife anlegen müssen und zum andern hätte er ja einem seiner Mitbürger zuweilen einen Cent zu verdienen gegeben und dies paßte nun in das Jack'sche Programm erst ganz und gar nicht Frau Jack besorgte also das Stutzen des Bartes und des Kopfhaares höchst eigenhändig selber; die Haare kehrte sie alsdann sorgfältig zusammen und verwahrte sie in einer alten Kiste, die in ihrem Kuhstalle stand. Jack's Frau war in mancher Hinsicht noch viel spekulativer als er selber; wenigstens dachte sie mitunter weiter. Es mag unglaublich erscheinen, aber es ist wahr; sie sammelte Jack's Haare deshalb, weil sie glaubte, dieselben dem Prediger der Zukunft, der sich wie Johannes der Täufer kleide, für Kameelhaare verkaufen zu können.

Kein Wunder, daß der alte Jack so große Stücke auf sie hielt, und dieses auch dadurch bezeugte, daß er sich sogar soweit verstieg, zur Feier ihres Geburtstages regelmäßig einige Gäste einzuladen, trotzdem er sonst von derartigen Festlichkeiten aus leicht begreiflichen Gründen nichts wissen wollte. Wer jedoch einer derartigen Feier einmal beigewohnt hatte, kam zum zweiten Male nicht wieder.

„Lisbeth," rief er alsdann regelmäßig seiner in der Küche beschäftigten Frau zu, „bringe uns doch auch ein Stück von Deinem Geburtstagskuchen herein!"

„Weißt Du denn nicht mehr, daß Du schon das letzte Stück gefressen hast?" heulte es ihm entgegen.

„Aber da könntest Du uns doch ein Glas Wein bringen!"

„Wie? Wein? Ich hatte auf den heutigen Tag zehn Flaschen bei Deinem Schwager, dem Lügenkasper, bestellt, aber derselbe scheint sich auch mehr bei der alten Beierle, als im Geschäfte aufzuhalten. Wenn's so mit ihm fortgeht, kommt er sicherlich noch in das Armenhaus!"

„Wenn man Alles den Weibern überläßt, kann man nichts Vernünftiges erwarten. Mich drücken seit einigen Tagen die Stiefel so

sehr, daß ich mich nicht aus dem Hause wagen durfte. Doch ich werde dafür sorgen, daß ihr beim nächsten Geburtstagsfeste meiner Frau eine bessere Bewirthung als heute findet. Damit wir jedoch wenigstens zur heutigen Feier etwas zusammen genießen, laß mich doch einer einmal meine Pfeife aus seinem Tabaksbeutel stopfen!"

Die Pfeife, die alsdann der alte Jack zum Vorschein brachte, verschlang natürlich den gesammten Tabaksvorrath seiner Gäste im Handumdrehen; denn wo es galt, aus fremdem Leder Riemen zu schneiden, war er Meister.

Wenn der alte Jack Jemandem auf der Straße begegnete und gerade sonst keine wichtigen Geschäfte mit ihm abzuwickeln hatte, so bat er ihn wenigstens, „damit sie auch einmal etwas zusammen genossen," um eine Prise Schnupftabak oder um einen Bissen Kautabak; bei letzterer Gelegenheit öffnete er dann seinen schiefgeschnittenen Mund so weit, daß man meinen sollte, er wollte nicht allein den Tabaksvorrath seines Freundes, sondern auch noch den edlen Geber mit verschlucken.

Ja, der alte Jack war ein sparsamer Mann und seines Gleichen wird wohl Cambria County niemals wiedersehen. Wenn Markttag war und er glaubte, es hätten sich die Käufer alle entfernt, so durcheilte er schnell die einzelnen Verkaufsbuden und offerirte Jedem, der da noch ein Restchen unverkauften Gemüses oder mageren Fleisches vor sich liegen hatte und dasselbe allem Anscheine nach noch gerne los geworden wäre, eine Lappalie, die dann auch in manchen Fällen aceeptiert wurde. Dann packte er seinen Proviant in sein Schnupftuch, ein altes Erbstück, das er zur Schonung niemals waschen ließ und schleppte ihn nach Hause. Er mästete zwar wie die meisten Pennsylvanier jedes Jahr sein Schweinchen, verkaufte dasselbe aber stets, da er auf die eben geschilderte Weise seinen Appetit nach Fleisch viel billiger befriedigen konnte. Ueberhaupt neigte er sich mehr dem Vegetarianismus zu, er legte großen Werth auf Milch und Schmierkäs und hielt sich daher stets eine Kuh. Wenn ihm dieselbe crepierte, so schlachtete er sie schnell und verarbeitete sie heimlich zu Wurst, die er dann von Haus zu Haus als die beste und reinste importierte deutsche Cervelatwurst verkaufte.

Aus dem bisher Gesagten versteht es sich von selber, daß der alte Jack der reichste Mann von Cambria County war und daß er sich darauf auch nicht wenig einbildete. Er hatte in früheren Jahren alle erdenklichen Geschäfte betrieben, keines jedoch lange, da er es verstand, durch allerlei Praktiken seine Kundschaft schnell zahlungsunfähig zu machen. Das so gewonnene Geld legte er in Häusern an, wofür er eine ganz außerordentliche Vorliebe besaß. In das Wort „Haus" hatte er sich so vernarrt, daß er wirklich nur solche Leute als intime Freunde zu gewinnen suchte, in deren Namen jener Ausdruck vorkam; da war z. B. der alte Häuser,

ein kindisches Männchen von 80 Jahren, das sich nur in Jack's Nähe glücklich fühlte und das froh war, wenn es demselben durch einen Eidschwur behülflich sein konnte. Der alte Jack lag nämlich Jahr aus Jahr ein am Gerichte und er brauchte ein so treues Haus, das da bereitwillig seine Aussagen eidlich bekräftigte. Sein zweiter Freund hieß Hausdörfer und war seiner Zeit in Deutschland ein „gelernter Oekonom" gewesen, weshalb er auch vom alten Jack stets „Herr Verwalter" genannt wurde. Dieses Männchen spielte im Jack'schen Kreise die Rolle des verschmitzten, ewig lächelnden und schmeichelnden Schleichers. Komplimente und Bücklinge konnte er machen wie kein Zweiter in Cambria County und er galt daher auch in wahlverwandten Zirkeln für einen feinen Mann. Wo der alte Jack mit seiner Grobheit und Dummdreistigkeit nichts ausrichten konnte, da schickte er den Herrn Verwalter hin, der dann moralische Lieder sang, um die Unschuld desto sicherer in's Netz zu locken. Wenn der sanfte, salbungsvolle Herr Verwalter sprach, war Alles Ohr und Jack's Frau interessierte sich sogar so sehr für ihn, daß sie sich mehrmals vergaß und ihn zu einer Tasse Blümchenkaffee einlud. Trotz seiner Liebenswürdigkeit war er jedoch ein Junggeselle und zwar bereits ein betagter; Fama behauptete zwar, er habe irgendwo in Deutschland eine Frau sitzen lassen, aber auf Altweibergeschwätz kann man bekanntlich nicht viel geben. Seine Schwester war eine deutsche Pfarrerswittwe und spielte in jenen auserwählten Kreisen Jack's die Rolle einer frommen gottgeweihten Prophetin, weshalb sie auch nach dem Tode ihres Gemahles mit der bekannten Wirkung vom heiligen Geiste beschattet worden war.

Der dritte im Bunde der Jack'schen Freunde war der Schwabe Mühlhäuser, der jedoch, da er das 40. Jahr noch nicht erreicht hatte, das Allerheiligste noch nicht betreten durfte und vorläufig noch im Vorhofe stehen bleiben mußte; derselbe ist von der Vorsehung bestimmt, demnächst des alten Häusers Stelle einzunehmen, vorausgesetzt, daß durch den Tod des alten Jack die Organisation plötzlich einen Riß bekäme. Und sollte übrigens das letztgenannte Ereigniß eintreten, so würde dadurch in der Sachlage zuletzt doch wenig Aenderung eintreten, denn der alte Jack hat trefflich dafür gesorgt, daß sein Geist in seinen Söhnen weiterlebt, wovon der eine bereits auf dem Gebiete der Arbeiterbetrügerei und -Schinderei himmelschreiende Proben abgelegt hat.

Was wir, lieber Leser, im Vorstehenden erzählt und geschildert haben, beruht auf nackten Thatsachen und bewahrheitet also den alten Satz: «truth is stranger than fiction.» Nichts ist davon übertrieben und sollte der Leser einmal die Gelegenheit haben, das Leben und Treiben der prominenten Pennsylvania-Deutschen Kleinstädter so gründlich wie der Verfasser dieser Zeilen studieren zu können, so wird er sagen müssen,

daß wir in der Schilderung des betreffenden Repräsentanten und seines Stammes noch viel zu gelinde verfahren sind.

---

6. Der Blatternmann.

In dem pennsylvanischen Neste J. waren die Blattern ausgebrochen. Ein aus Pittsburg kommender Arbeiter hatte sie mitgebracht und sämmtliche Bewohner seines Kosthauses angesteckt. Ach, war das auf einmal ein Aufruhr in jenem Städtchen! Der Gesundheitsrath, der bisher nur allgemein „Gesundheitsunrath" genannt wurde, sah sich endlich genöthigt, die Bürger von seiner Existenz zu überzeugen und denselben einige gedruckte Regeln zur Fernhaltung jener Seuche zuzustellen. In jenen Regeln hieß es nun unter andern auch, daß es rathsam sei, wenn jede Familie stets eine Flasche ächten Cognacs an Hand habe, da der Genuß desselben die sich im Körper ansammelnden Krankheitsstoffe unschädlich mache. Diese Regel war sogar vielen Temperenzlern willkommen; nun brauchten sie doch nicht mehr im Geheimen zu trinken, denn sie hatten auf einmal einen triftigen, offiziellen Vorwand, die Schnapskneipen besuchen und ungeniert auf ihr Wohl einen gründlichen Schluck nehmen zu können. Am Schnapstrinken lag es sicherlich nicht, daß die Blattern nicht nachließen und von Tag zu Tag mehr Zeddel mit den schrecklichen Worten «Small pox» an den Häusern zu sehen waren. Krankenwärter waren nur noch für einen Lohn zu haben, dessen Bezahlung selbst den Reichen schwer ward; was aber sollte mit den Armen geschehen? War nur ein Kind in einer Familie krank, so hörte natürlich gleich jedes Einkommen auf; war der Vater ein Fabrikarbeiter, so wurde ihm das Betreten seiner Werkstätte untersagt und war er ein Handwerker, vielleicht Schuhmacher oder Schneider, so brauchte er sicherlich nicht mehr auf Kunden zu rechnen.

Da blieb dem Gesundheits- und Stadtrath nichts anderes übrig, als so schnell wie möglich in der Nähe des Städtchens ein Brettergebäude zu errichten und die Kranken auf allgemeine Kosten dahin bringen zu lassen. Natürlich mußten dann auch ein oder mehrere Krankenwärter angestellt werden und da diese, wie gesagt, bereits ein seltener Artikel geworden waren, so waren die städtischen Oberhäupter froh, daß gleich bei der Eröffnung des Blatternhospitals ein Landstreicher seine Dienste anbot. Das Aeußere desselben war gerade nicht vertrauenerweckend; für seinen Anzug hätte ihm ein Lumpensammler höchstens zehn Cents geboten, aber diesem Uebelstande konnte ja leicht abgeholfen werden, was

selbstverständlich auch geschah. Auf die Frage, woher er komme und was er bis jetzt getrieben habe. gab er nur ausweichende Antworten; daß er sich aber im Sinne des genannten Gesundheitsrathes für seinen Beruf als Wärter von Blatternkranken sorgfältig vorbereitet hatte, das konnte man ihm selbst in der dunkelsten Nacht an der Nase ansehen.

Derselbe wurde denn auch einstimmig von der städtischen Behörde als Krankenwärter engagiert und natürlich auch augenblicklich von dem Armenarzte in sein Amt eingeführt. In jenem primitiven Blatternhospitale befanden sich damals gegen zwanzig Patienten. Die für dieselben bestimmten Speisen und Getränke wurden entweder auf Kosten des Städtchens oder von mildthätigen Verwandten der Kranken angeschafft und jeden Morgen durch einen Polizisten in die Nähe des Hospitals gebracht, von wo sie dann der Krankenwärter, dem ja Jeder gern zehn Schritte vom Leibe blieb, an Ort und Stelle bringen mußte. Es war allerdings eine gewagte Sache, so viele Kranke einem unbekannten, hergelaufenen Subjekte anzuvertrauen; doch der Bürgermeister hatte ja die moralische Verpflichtung, sich jeden Tag nach dem Zustande der Patienten zu erkundigen und außerdem war ja im Hospitale der Armenarzt den größten Theil des Tages anwesend, sodaß also eingetretenen Uebelständen schnell abgeholfen werden konnte.

Aber es schien, als wollte der Bürgermeister von den offiziellen Berichten des Arztes gar nichts wissen, denn so oft er denselben seinem Bureau zuschreiten sah, verließ er dasselbe schnell unter dem Vorwande dringender Geschäfte.

Einmal aber überraschte ihn der Arzt doch und machte ihm die schreckliche Mittheilung, daß der elende Krankenwärter allen für die Patienten bestimmten Cognac ausgetrunken habe und daß er sich nun in besoffenem Zustande in der Stadt herumtreibe.

„Sie müssen ihn augenblicklich arretiren lassen; denn sonst könnte es leicht der Fall sein, daß zahlreiche Leute von ihm angesteckt würden!"

Der furchtsame Bürgermeister gab nun augenblicklich einem Polizisten den Befehl, das betrunkene Individuum einzufangen.

„Aber," erwiderte dieser, „wohin sollen wir ihn denn bringen? Sperren wir ihn hier ein, so steckt er sicherlich die anderen Gefangenen an!"

„Fort! fort!" rief der Arzt, „wenn ihr nicht an unberechenbarem Unglück schuld sein wollt!" Darauf wurde dann das Bürgermeisterbureau zugeschlossen und das städtische Oberhaupt und der Polizist begaben sich auf die Suche. Jeder schlug natürlich einen besondern Weg ein, weil er dann, ohne von dem anderen bemerkt zu werden, dem gefährlichen Wilde leicht aus dem Wege gehen konnte. Auf diese Weise wußten es jene beiden Sicherheitswächter so einzurichten, daß sie stets da waren, wo sich der Missethäter nicht befand.

Die Nachricht von dieser sonderbaren Hetzjagd ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt; Jedermann rief seine Kinder von der Straße herein, verrammelte die Hausthüre und schrie aus Leibeskräften nach der Polizei, die aber nirgends zu erblicken war. Nur einige böse Straßenjungen liefen in angemessener Entfernung hinter dem taumelnden Krankenwärter her und schrieen beständig: „Der Blatternmann kommt! Der Blatternmann kommt!“ Da war es natürlich der Polizei ein Leichtes, demselben aus dem Wege zu gehen.

Etwas aber, das war klar, mußte doch geschehen und zwar so schnell wie möglich, um die dem Städtchen drohende Gefahr abzuwenden und da kam denn endlich auch ein praktischer Amerikaner, der Mitglied der Feuerwehr war, auf den vernünftigen Gedanken, dem Blatternmanne mit der Feuerspritze zu Leibe zu gehen. Dieser Plan wurde nun auch augenblicklich ausgeführt und bald sauste dem Blatternmanne ein gewaltiger Wasserstrahl um die Ohren. Der Krankenwärter schien auf einmal wieder nüchtern zu werden, denn er konnte laufen, wie ein junges Reh. Die Feuerleute aber waren ihm beständig auf der Ferse und stellten ihre Verfolgung erst dann ein, als sie ihn eine gute Strecke aus dem Städtchen hinausgespritzt hatten.

Von seinem spätern Schicksale hat man nie wieder etwas erfahren.



Die deutsche Einwanderung, früher und jetzt.

Es ist gewiß erfreulich zu sehen, wie sehr sich die Ansichten der Amerikaner betreffs der massenhaften Einwanderung, besonders aber der Deutschen, neuerdings geändert haben; währenddem man in früheren Zeiten ein jedes Einwandererschiff gern wieder unter Protest zurück geschickt hätte, begrüßt man jetzt in jedem Neuankommenden eine Vermehrung unseres nationalen Wohlstandes.

Im Stillen wird natürlich immer noch der Deutsche als der willfährige Kärrner im Dienste der königlichen Eingebornen betrachtet; letztere aber haben sich allmälig daran gewöhnt, ihren innern Gedanken nicht mehr so ohne Weiteres öffentlichen Ausdruck zu verleihen; denn sie haben Gelegenheit genug gehabt, zu sehen, wie sich der arme und freundlose Einwanderer in wenigen Jahren als respektabler Bürger entpuppt, der da mit Herz und Hand seinem neuen Vaterlande ergeben ist.

In amerikanischen Geschichtswerken wird man im Ganzen genommen sehr wenig über die Verdienste der Deutschen um die Vereinigten Staaten finden; ihre patriotischen Bestrebungen zur Erlangung der Unabhängigkeit werden entweder vornehm ignorirt, oder, wo dies mit dem besten Willen nicht geht, mit ein paar leeren Phrasen abgefertigt.

Deutschland war nach der Entdeckung Amerika's zu sehr durch innere, Handel, Kunst und Wissenschaft lähmende Kämpfe in Anspruch genommen, um in der unbekannten Fremde Länderstrecken für zukünftige Kolonien zu erwerben; als ganze Städte vom Erdboden verschwanden, reiche Gegenden in eine Wüste verwandelt wurden und Millionen Deutsche dem Schwerte und der Kugel zum Opfer fielen, da waren andere Nationen, wie Spanier, Franzosen, Engländer und Holländer, eifrig thätig, auf dem amerikanischen Kontinente neue Reiche zu gründen.

Venezuela, das früher den Welsern in Augsburg gehörte, wurde zwar von unpraktischen deutschen Soldaten besiedelt, doch fiel es nach dreißig Jahren wieder an Spanien zurück.

Englische Adelige, Glücksjäger, Abenteurer und entlassene Sträflinge zogen nach Virginien, von dem damals Walter Raleigh eine glänzende Schilderung veröffentlicht hatte, und erwarteten allda die Erfüllung ihrer hochgespannten Wünsche. Sie ließen sich späterhin eine Schiffsladung voll Frauen nachkommen und bezahlten die Reise für dieselben. Sicherlich hatten sie sich gegenseitig nicht viel vorzuwerfen, aber ihre Nachkommen wurden tüchtige, strebsame Bürger, die es herrlich verstanden, sich in der neuen Welt zurecht zu finden und derselben zu Ansehen und Wohlstand zu verhelfen.

In Neuengland siedelten sich die Puritaner, um den Religionsverfolgungen ihrer Heimat zu entgehen, an; sie brachten gleich ihre Geistlichen mit, die dann später Anstoß zur Errichtung gelehrter Schulen gaben. Es waren diese Puritaner ernste, sittenstrenge Männer, die vor keinem Hindernisse zurückschreckten und die bald zu der Einsicht kamen, daß selbst der englische König nicht unbesiegbar sei.

Die ersten deutschen Ansiedler hatte die Liebe für Freiheit und Unabhängigkeit nach der neuen Welt getrieben; sie wollten dort keine großartigen Handelshäuser oder Fabriken gründen, sondern in friedlicher Weise die Schätze des Bodens heben. Der dreißigjährige Krieg hatte ihr Vaterland zu einer Wüste gemacht; die Leute waren verarmt und auch der Muth fehlte, im Elende den Kampf um's Dasein auf's Neue zu beginnen. Die Regierungen verstanden nicht oder wollten es nicht verstehen, das Volk aufzumuntern und es kam die Zeit der Hofjuden, Landschreiber und sonstigen Blutsauger. Die Leute hatten sich auch allmälig daran gewöhnt, daß es immer Krieg geben müsse; die Sitten waren gelockert und die Lust nach Abenteuern unbesiegbar. Dazu kamen fernerhin allerlei Religionsverfolgungen, die leider auch noch dadurch vermehrt wurden, daß die fürstlichen Familien häufig ihren Glauben wechselten. Dies waren sicherlich Ursachen genug, vielen Deutschen die Heimat zu verleiden und sie zu bewegen, ihr Heil in der neuen Welt zu suchen.

Kaum waren die Schrecken des dreißigjährigen Krieges vorüber, so fanden es die Franzosen für nöthig, zwischen Deutschland und Frankreich eine Wüste herzustellen, und sie durchzogen also sengend, mordend und brennend die Pfalz. Da bot dann die englische Königin Anna jenen von Haus und Hof vertriebenen Deutschen freie Ueberfahrt nach Amerika an und es meldeten sich bald so viele, daß man über ihre Anzahl erschrak. Ueber 30,000 Deutsche zogen nach London, wo ihrer, da man nicht so viele erwartet und infolge dessen auch nicht die nöthigen Schiffe bereit hatte, neue, bittere Enttäuschungen harrten. In London hatten sie unbeschreibliches Elend zu erdulden und viele verhungerten und erfroren. Da sich außer einigen gutherzigen Quäkern auch kein Mensch um diese armen, verlassenen Deutschen bekümmerte, so sah sich endlich das Parla-

ment gezwungen, Rath zu schaffen. Die über 3000 zählenden Katholiken wurden nebst ihren Geistlichen nach Holland und den Hansastädten gebracht; gegen 1500 wurden dazu ersehen, die rauhen Scilly-Inseln zu bebauen; 4000 schickte man nach Irland und 7000 wieder nach Deutschland und die übrigen 21,000 zerstreute man in amerikanischen Provinzen; 5000 der letztern landeten in New-York und gründeten an den Ufern des Hudson, woselbst ihnen die englische Königin eine große Strecke Landes angewiesen hatte, mehrere blühende Dörfer.

Hunter, der damalige Befehlshaber in New-York, versuchte aber Alles, sie um dieses Land zu betrügen; auch verlangte er von jedem der Ansiedler die Summe von 33 Thalern für die Ueberfahrt, wohl wissend, daß sie dieselben nicht zahlen konnten. Aber er wollte sie dadurch zwingen, ihm für jene Summe eine gewisse Quantität Hanf und Theer zu liefern, womit er dann in New-York gute Geschäfte zu machen gedachte. Doch die Deutschen gingen darauf nicht ein, sondern beriefen sich einfach auf die Thatsache, daß ihnen freie Ueberfahrt versprochen worden sei. Hunter setzte jedoch seine Nörgeleien so beharrlich fort, daß sich die meisten Deutschen schließlich gezwungen sahen, sich nach andern Niederlassungen umzusehen. 1714 zogen sie also in das Gebiet der Mohawks am Schoharie, wo sie in verhältnißmäßig kurzer Zeit unter allen erdenklichen Schwierigkeiten sieben Dörfer gründeten. Dann aber kam Hunter wieder und machte ihnen klar, daß ihm dieses Land früher gehört und er es nun verkauft habe; wenn sie es aber behalten wollten, so müßten sie sich mit den jetzigen Eigenthümern verständigen. Die armen Leute protestierten und beriefen sich darauf, daß ihnen dies Land von der Königin Anna geschenkt und diese Schenkung von den Mohawks anerkannt worden sei; doch Hunter war gegen diese Gründe taub. Da schickten sie nun drei Abgesandte nach London, um dort über jene Uebergriffe Beschwerde zu führen. Leider aber starb die Königin Anna am 1. August 1714 und so war es dann für Hunters Spießgesellen ein Leichtes, die drei deutsch-amerikanischen Bauern am Hofe von St. James auszustechen. Dieselben kamen schließlich sogar in das Schuldgefängniß, worin auch einer starb und aus dem die beiden andern späterhin durch das von ihren amerikanischen Freunden gesandte Geld erlöst wurden. Diese setzten dann schließlich durch, daß ihnen Hunter wenigstens einen Theil des besiedelten Landes frei überlassen mußte. Einige der Bauern, die noch Pachtzins bezahlen sollten, wanderten darauf nach Pennsylvanien aus und gründeten dort blühende Niederlassungen.

Die erste Anregung zu einer regelmäßigen Ansiedlung Pennsylvaniens durch Deutsche hatte William Penn gegeben, der selbst dreimal in Deutschland gewesen war und sich mit den religiösen Ansichten und den sozialen Gebräuchen der Bewohner vertraut gemacht hatte. Infolge seines

Wirkens in Deutschland bildete sich 1682 zu Frankfurt am Main eine Auswanderergesellschaft, die von einem Agenten Penns 25,000 Acker in dem betreffenden Staat kaufte. Ihr Bevollmächtigter, der Pietist und Jurist Franz Daniel Pastorius, landete 1683 zu Philadelphia, das damals nur sehr wenige Häuser zählte. Bald folgten mehrere Familien, die noch in demselben Jahre die kleine, 6 Meilen von Philadelphia entfernte Niederlassung Germantown gründeten. 1691 bekam dieselbe städtische Gerechtsame; das städtische Siegel enthielt ein Kleeblatt, auf dem ein Weinstock, eine Leinpflanze und ein Webstuhl abgebildet waren und die Inschrift lautete: «vinum, linum et textrinum», womit auf den frohen Lebensgenuß, den Ackerbau und den Gewerbfleiß der Bewohner hingedeutet werden sollte.

Germantown blieb für lange Jahre der Sammelplatz der deutschen Einwanderer. Dort erschien auch die erste deutsch-amerikanische Zeitung und 1743 wurde daselbst die erste deutsche Bibel gedruckt.

Da, wie wir bereits angedeutet haben, gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Pfalz und andere Theile von Westdeutschland beständig den Mordbrennereien entmenschter Franzosen ausgesetzt waren und außerdem noch die Jesuiten die widerwärtigste Intoleranz daselbst nährten, so suchten denn die Anhänger protestantischer Lehren ihr Heil in der Auswanderung und zogen größtentheils nach Pennsylvanien, wo ihnen Penn Religionsfreiheit garantiert hatte. Christoph Saur, ein frommer Dunker, sagt darüber (pennsylvanische Berichte, 16. Oktober 1754): „Pennsylvanien ist ein solches Land, von desgleichen man in der ganzen Welt nicht höret oder lieset; viele Tausend Menschen aus Europa sind mit Verlangen hieher gekommen, blos um der gütigen Regierung und der Gewissensfreiheit wegen. Diese edle Freiheit ist wie ein Lockvogel oder Lockspeise, welche die Menschen erst nach Pennsylvanien bringt und wenn der gute Platz nach und nach enge wird, so ziehen die Menschen auch von hier in die angrenzenden englischen Kolonien und werden also die englischen Kolonien um Pennsylvanien mit vielen Einwohnern aus Deutschland besetzt, zum Nutzen der Krone."

Da kamen dann also die deutschen Quäker und die chiliastischen Anhänger des Jakob Böhme, die unter der Leitung des überfrommen Johann Kelpius standen, der sich mit seiner Gemeinde, die er „das harrende Weib in der Wüste" nannte, am Wissahickon niederließ. Es kamen aus Deutschland, der Schweiz und dem Elsaß die Mennoniten und bauten in Germantown eine Kirche; späterhin verbreiteten sie sich hauptsächlich über Lancaster County. Denselben folgten die Dunker oder Tunker und darauf die unglücklichen Schwenkfelder, die theilweise von einem Amsterdamer Handelshause frei nach Amerika befördert wurden. Die Herrenhuter zogen zuerst nach Georgia; da sie sich jedoch nicht mit der dortigen

Negersklaverei befreunden konnten und die Religion ihnen das Waffentragen und Kriegführen verbot, so waren sie den beständigen Chikanen der Engländer und Spanier ausgesetzt, sodaß sie 1738 nach Pennsylvanien zogen, woselbst sie sich bei Easton niederließen und dort unter Andern auch die erste Negerschule in Amerika gründeten. Von dort wurden sie nun durch die Indianer vertrieben, worauf sie das Städtchen Bethlehem gründeten, das bis auf den heutigen Tag ihr Hauptsitz in Amerika geblieben ist.

Was Lancaster für die Mennoniten war, wurde Reading für die Lutheraner, deren es im Jahre 1751 schon 60,000 in Pennsylvanien gab. Die einwandernden Reformierten wandten sich vorzugsweise nach dem Staate New-York, woselbst sie in den Holländern Glaubensbrüder fanden; eine kleine Anzahl siedelte sich auch in Montgomery County, Pennsylvanien, an.

Die vertriebenen Salzburger siedelten sich in Georgia an, woselbst sie besonders im ersten Jahre den schauderhaftesten Entbehrungen ausgesetzt waren; ja, die meisten wären beinahe verhungert, wenn ihnen nicht zur rechten Zeit England und Deutschland Hülfe gesandt hätten. In 1742 war die deutsche Bevölkerung Pennsylvaniens bereits 100,000 Seelen stark und die Engländer befürchteten, dieselbe würde ihnen über den Kopf wachsen, wenn der ferneren Einwanderung kein Riegel vorgeschoben würde. Eine deutsche Kolonie in einem englischen Lande war ihnen ein Dorn im Auge. Diese Nativisten setzten es denn auch durch, daß ein Eingangszoll auf jeden Einwanderer gelegt wurde; derselbe wurde jedoch bald wieder aufgehoben, denn die Verdienste der Deutschen um den Ackerbau und die Industrie des neuen Landes waren doch zu augenfällig, um sie ignorieren zu können.

Natürlich gab es unter den Einwanderern zahlreiche verkommene Subjekte, die da auf's Gerathewohl nach der neuen Welt gereist waren; schlechter als in der alten Heimat könne es ihnen doch nicht gehen, war ihr Trostspruch. Deutsche Gemeinden schickten häufig ihre Armen, die ihnen lange zur Last gefallen waren, um sie los zu werden, nach Amerika und gar oft auch wurden schwere Verbrecher zur Auswanderung begnadigt. Wenn man übrigens die Umstände einer damaligen Seereise näher betrachtet, so muß man eingestehen, daß dieselbe wohl geeignet war, um als Strafe für ein schweres Vergehen zu dienen; wer noch vor 100 Jahren sich zu einer Reise nach Amerika anschickte, den gaben seine Bekannten für halb verloren und er selber sich auch.

Keine Regierung bekümmerte sich um die Auswandererschiffe. Die Agenten mietheten oft einen Theil des Schiffsraumes und je mehr Emigranten sie dahinein stecken konnten, desto besser für ihren Geldbeutel. Wie sich die armen Leute in jenem Gedränge befanden, war gänzlich

Nebensache. Eine solche Reise verlangte Muth und wer sie antrat, hatte sein Testament vorher gemacht. Wenn zwanzig Prozent der Passagiere unterwegs starben, so war die Reise eine glückliche. Von 3000 Pfälzern, die 1710 von der englischen Regierung nach New-York geschickt wurden, starben 470 auf der Reise und 250 kurz nach ihrer Landung infolge der erlittenen Entbehrungen.

Johann Georg Jungmann (1702—1802), ein mährischer Missionär und wahrheitliebender Mann, reiste 1731 über Potsdam nach Amerika. Das Schiff war für Philadelphia bestimmt und hatte Lebensmittel für 12 Wochen an Bord, doch lag es vor seiner Abfahrt 3 Wochen in Amsterdam und eben so lang in Falmouth, so daß der halbe Proviant fast aufgezehrt war, ehe es in See stach. Bald mußten dann die Passagiere auf halbe Rationen gesetzt werden und während der letzten vier Wochen bekam Niemand ein Stückchen Brod. Die Auswanderer, deren Zahl sich auf 156 belief, lebten größtentheils von Ratten und Mäusen, d. h. wenn sie dafür bezahlen konnten, denn eine Ratte kostete 36 und eine Maus 12 Cents. Der Kapitän glaubte, die Leute hätten viel Geld bei sich und ging daher mit dem teuflischen Plane um, sie alle verhungern zu lassen. Nur 48 Passagiere landeten endlich und auch diese hätte der Kapitän nicht an das Ufer gebracht, wenn er nicht von den zur Verzweiflung getriebenen Leuten geknebelt worden wäre. Der genannte Missionär war bei seiner Landung so matt und ausgehungert, daß er nicht mehr aufrecht gehen konnte, sondern auf dem Boden kriechen mußte.

Dr. Kunze hielt 1788 eine Rede vor der deutschen Gesellschaft zu Philadelphia, worin er sagte, daß von 900 Passagieren, die in dem genannten Jahre in einem Schiffe von Amsterdam abfuhren, 400 unterwegs starben. Von 98,105 armen Irländern, die nach der schrecklichen Hungersnoth von 1846 von ihren edlen „Landesvätern" nach Canada geschickt wurden, starben 5293 auf der See, 8072 zu Groß-Isle und Quebec und 7000 in und um Montreal, zusammen also 20,365.

Da es die englische Krone in ihrem Interesse fand, die amerikanischen Kolonien so schnell wie möglich zu bevölkern, so begünstigte sie besonders die Auswanderung deutscher Protestanten und hatte unter andern die Zollbeamten der Häfen instruirt, es mit der Durchsuchung ihres Gepäckes nicht so genau zu nehmen. Dieses merkten sich natürlich augenblicklich die Kaufleute und schickten statt des Gepäckes der Auswanderer große Kisten voll Waaren. Die Kisten derselben aber sandten sie, ohne daß es die betreffenden Eigenthümer wußten, gelegentlich auf einem Frachtschiffe nach. Da wurden denn die armen Leute schrecklich getäuscht, denn in jenen Kisten befanden sich ihre Lebensmittel für die Reise, wie geräucherte Schinken, getrocknetes Obst, Butter, geröstetes Brod u. s. w.

Kamen die Kisten späterhin wirklich an, so waren sie ihres werthvollsten Inhaltes beraubt.

Je mehr Passagiere starben, ein um desto erträglicheres Geschäft machte der Kapitän. Die Männer trugen gewöhnlich ihr Geld in einem Gürtel auf dem bloßen Leibe; starb nun einer, so wurde die Leiche einfach ausgeplündert.

Eine traurige Erscheinung in der Geschichte der Einwanderung spielten die sogenannten Neuländer oder Seelenverkäufer, deren Geschäft darin bestand, deutsche Auswanderer nach Amerika zu locken, damit sie dort als Sklaven verkauft wurden. Sie zogen, wie ein Augenzeuge in den „Hallischen Nachrichten" schreibt, fein gekleidet auf den Kirmessen und Jahrmärkten Deutschlands umher, hielten die Leute frei und erzählten ihnen allerlei Wundergeschichten von dem neuen Lande, in dem jede Magd eine gnädige Frau, jeder Bauer ein Edelmann und jeder Bürger ein Graf würde. Darauf verkaufen dann die leichtgläubigen Menschen Hab und Gut und der Neuländer nimmt ihr Geld in Verwahrung. Auf der Ueberfahrt müssen sie einen in englischer Sprache abgefaßten Kontrakt unterschreiben, durch den sie sich verpflichten, die Reisekosten mit Geld und Arbeit zu bezahlen. Dann fängt das schreckliche Elend an. In Ställen eingeschlossen, verkommend in Schmutz und Hunger, verlacht und verhöhnt von dem rohen Schiffsvolke, sterben sie dahin wie die Fliegen. Der Neuländer aber gibt ihnen fortwährend Vorschüsse, um das theure Essen zu bezahlen. Diejenigen, welche das Ufer lebend betreten, werden gleich auf das Rathhaus geführt, woselbst sie dem englischen Könige huldigen müssen, und dann wird in den Zeitungen bekannt gemacht, es seien so und so viel Deutsche für Fracht und Schulden zu verkaufen. Wer nun einen Knecht oder eine Magd braucht, geht hin und sucht sich das Passende aus. Der Schiffsmeister will natürlich seine Leute so hoch wie möglich verkaufen und die Käufer suchen den Preis beständig herunter zu drücken. Der Neuländer hat sich natürlich inzwischen unsichtbar gemacht. Am schlimmsten ergeht es den Alten und Gebrechlichen, die man nur dann in den Kauf nimmt, wenn sich ihre Kinder oder sonstige Angehörige verpflichten, einige Jahre länger zu dienen.

In den Jahren 1728, 29, 37, 41, 50 und 51 kamen diese Käuflinge besonders zahlreich an. Um diesem Elend etwas abzuhelfen, wurde 1764 von wohlhabenden Deutschen Philadelphia's eine Gesellschaft gegründet, deren Wirksamkeit sich bald als eine wohlthätige erwies.

Diese weißen Sklaven waren natürlich viel billiger als die schwarzen und wurden auch aus anderen Gründen den letztern vorgezogen. Um einen prächtigen Neger zu kaufen, war gleich eine große Summe Geldes nöthig, wohingegen man einen deutschen Einwanderer für 60 bis 75 Dollars kaufen konnte. Dafür hatte derselbe aber zum wenigsten vier

Jahre zu dienen, so daß sein jährlicher Lohn etwas über 5 Dollars betrug.

Die so verkauften Einwanderer hießen «servants» und «redemptioners». Die Dienstzeit konnte vom Eigenthümer auch an andere Personen verkauft werden. Dies war die gute, alte Zeit. Die weggelaufenen und wieder eingefangenen Knechte hatten für jeden Tag ihrer Abwesenheit eine Woche und für jede Woche ein halbes Jahr länger zu dienen. Mädchen wurden mitunter von jungen Männern, die sie heiraten wollten, losgekauft. So kam einst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Katharine Weisenburg nach New-York und wurde an zwei im Mohawkthal wohnende Farmer verkauft.

Da ging einst William Johnson, der bekannte Indianeragent und damals einer der einflußreichsten Männer des westlichen New-Yorks vorbei, sah das zur blühenden Jungfrau herangereifte Mädchen und beschloß, es zu seiner Frau zu machen. Er offerirte jedem der beiden Brüder fünfundzwanzig Dollars für sie und fügte die Bemerkung dazu, daß, wenn sie damit nicht zufrieden wären, er Jedem noch eine Tracht Prügel verabfolgen würde. Sie willigten darauf ein und Johnson soll niemals Grund gehabt haben, sich über diesen Handel zu beklagen.

Eingewanderte Bauern und Handwerker fanden gleich Leute, die sie kauften; Offiziere, Schulmeister u. dgl. Frachtgüter waren hingegen schwer an den Mann zu bringen. Desertion und Selbstmord kamen häufig unter diesen Sklaven vor infolge schlechter Behandlung.

Der Engländer Isaak Wald schreibt in seinem Werke: „Reisen durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Jahren 1795, 1796 und 1797" (deutsche Uebersetzung, Berlin 1800): „Mehrere empörende Beispiele von Grausamkeit kamen bei dem Handel vor, den man gewöhnlich den „weißen Sklavenhandel" nannte. Im Jahre 1793, als das gelbe Fieber in Philadelphia so sehr wüthete, daß nur wenige Schiffe der Stadt näher als bis Fort Mifflin, vier Meilen unterhalb der Stadt, fahren mochten, kam ein solcher Handelskapitän im Fluß an. Er hörte, die Krankheit habe so um sich gegriffen und sei so ansteckend, daß man für keinen Preis Wärter für die Kranken bekommen könne; sogleich kam ihm der menschenfreundliche Gedanke: es könne vielleicht diesem Mangel durch die Passagiere seines Schiffes abgeholfen werden. Er segelte keck an die Stadt heran und bot seine Ladung öffentlich zum Verkaufe aus. „Einige gesunde Bedienten", hieß es „beinahe alle zwischen 17 und 18 Jahren, sind eben in der Brig — angekommen; das Nähere kann man an Bord erfahren." Er wurde natürlich seine Ladung bald los.

Trotz alledem aber strömten die deutschen Auswanderer nach Pennsylvanien und die Engländer befürchteten sogar, sie würden einen deutschen

Staat daraus machen, besonders da viele der Deutschen im Kriegshandwerk sehr erfahren waren. Die Zahl der Deutschen vermehrte sich überraschend schnell und mit ihrer Vermehrung wuchs auch ihr Einfluß. Mit den Quäkern hielten sie treulich zusammen und traten den Anmaßungen der englischen Herrenpartei hartnäckig entgegen. Alles, was aus England kam, war den Deutschen ein Dorn im Auge. Die irländischen und schottischen Farmer mußten dem deutschen Bauer überall weichen. Von der Sklaverei, die auch nach Pennsylvanien eingeschleppt wurde und in der Penn und seine christlichen Freunde gerade nicht Arges erblickten, wollten sie nichts wissen und vertrugen sich daher stets sehr gut mit den Negern. Die bemittelten Herrenhuter kauften sogar zahlreiche Sklaven frei und ließen sie in ihren Schulen unterrichten.

Die eingewanderten Engländer waren meistentheils religiöse Fanatiker, wohingegen die Deutschen, deren Prediger in gewissen Kreisen für die gebildetsten Männer Amerika's galten, den Hauptwerth auf einen wirklich christlichen Sinn legten. Die Deutschen waren einstimmig für die Unabhängigkeit von England, was sich auch theilweise dadurch erklären läßt, daß keiner von ihnen dadurch hohe, einträgliche Aemter einbüßte.

Die Tüchtigkeit der Deutschen im Ackerbau wurde allgemein, wenn auch ungern anerkannt. In Virginien wurden ihnen einstmals auf sieben Jahre die Abgaben erlassen, weil sie sich so tüchtig in den Streitigkeiten mit den Indianern und im Ackerbau bewiesen hatten.

Durch die Kriege Deutschlands mit Frankreich kam die Einwanderung in's Stocken; der Verkehr mit dem alten Vaterlande ließ nach und das Deutschthum Amerika's war auf dem besten Wege, im Amerikanerthum zu verschwinden. Dagegen aber erhielten die Engländer beständig zahlreichen Zuwachs und die englische Bildung beherrschte allmälig den ganzen Kontinent. Die deutschen Schulen schliefen ein und die Deutschen verzweifelten an dem Fortbestehen ihrer Sprache und bekehrten sich zu der Ansicht, daß ein einiges Land nur eine Sprache haben dürfe. Sie anglisierten ihre Namen bis zur Unkenntlichkeit; ja, viele von ihnen wurden sogar bittere Deutschenhasser.

Da in den Kirchen beide Sprachen ohne immerwährenden Zank und Streit nicht neben einander existieren konnten, so fanden überall Theilungen der Gemeinden statt, wobei jedoch stets das Deutschthum der verlierende Theil war.

Ein deutscher Buchhandel existierte so gut wie gar nicht; dafür aber waren englische Verleger und Importeure desto thätiger. Auch die Prediger entschieden sich mehr und mehr für den Gebrauch der englischen Sprache und übersetzten deutsche Gesangbuchlieder und Liturgien in diese Sprache. In Pennsylvanien vollzog sich dieser Uebergang allerdings nicht

so schnell, wie in den andern Staaten, in denen sich die Deutschen nicht so massenhaft niedergelassen hatten.

Als die Kriege mit Napoleon ihr Ende gefunden hatten, traten in Deutschland besonders schwere Zeiten für die Bauern ein. Dieselben hatten wenigstens vorher ihr Getreide zu hohen Preisen losschlagen können, nun aber stockten die Geschäfte und die Steuern wurden noch erhöht. Auch in den erwarteten Freiheiten sah man sich getäuscht und so regte sich nach und nach die Auswanderungslust wieder. Auch in den dreißiger Jahren nahm die Einwanderung wieder einen erfreulichen Aufschwung. Es hatten sich damals viele Deutsche im alten Vaterlande ein Bild vom Ansiedlerleben in Amerika entworfen, das leider niemals den wirklichen Verhältnissen entsprach, weshalb manche mit großen Hoffnungen gegründete Kolonie elendiglich zu Grunde ging; aber aus den Ruinen derselben blühte doch bald wieder ein neues, kräftiges Leben hervor. Doch nur die Industrie-Distrikte Pennsylvaniens wurden von den damaligen und spätern Einwanderern, denen es hauptsächlich um augenblickliche Arbeit zu thun war, aufgesucht. Dies erklärt denn auch, warum die Deutschen Pennsylvaniens niemals den politischen Einfluß ausgeübt haben, wozu sie eigentlich durch ihre numerische Stärke berechtigt waren.

Gediegene Kräfte erhielt Amerika von Deutschland infolge der badischen Revolution von 1848 und doch wurden diese politischen Flüchtlinge von vielen Deutschamerikanern nur ungern gesehen Durch diese Achtundvierziger nahm die deutsch-amerikanische Presse einen bisher ungeahnten Aufschwung; es wurden zur Erweckung und Erhaltung deutscher Sprache und Sitten zahlreiche Gesang- und Turnvereine gegründet.

Jede Erschütterung irgend eines europäischen Staatsgebäudes, jede Hungersnoth und jede Judenverfolgung hat uns besonders eine große Anzahl deutscher Einwanderer zugeführt. Sie kommen herüber mit dem alten Glauben, daß Gott einen Deutschen niemals verlasse. Der Abschied vom alten Vaterlande ist ihnen leicht gemacht; auch wissen sie, daß sie hier zahlreiche Landsleute antreffen, mit deren Geld sie ja auch meistentheils die Reisekosten bestritten haben. Das soziale Elend in Deutschland und dann und wann ein Geldbrief aus Amerika, das sind Extreme, deren Wirkung sich augenblicklich äußert. Auch haben die Einwanderer mitunter schon Jahre lang amerikanische Wochenschriften von ihren Bekannten erhalten und sich dadurch wenigstens so weit mit den öffentlichen Angelegenheiten der neuen Welt vertraut gemacht, daß sie wissen, sie sind daselbst nicht solcher Schererei, Plackerei und Knechterei wie im alten Vaterlande ausgesetzt. Auch weiß der Einwanderer, daß er bei sei seiner Landung nicht mehr wie früher der Beutegier der herumstrolchenden Runners und sonstigen Vagabunden ausgesetzt ist, sondern

daß er gleich unter dem Schutze einer Behörde steht, die ihm mit Rath und That in jeder Hinsicht an die Hand geht.

Die Auswanderungsfrage ist in der Neuzeit vorzugsweise eine Magenfrage geworden. Man erkundige sich bei den kräftigen und gesunden jungen Deutschen, die tagtäglich zu Tausenden ankommen, nach dem Grunde, der sie bewog, das alte Vaterland zu verlassen, und sie werden recht ruhig antworten, weil es daselbst keine Arbeit für sie gebe, der Lohn überhaupt zu gering, kurzum, weil es daselbst zu schlecht sei: das ist die einfache Antwort, die sie der Freiligrath'schen Frage: „O sagt, warum zogt ihr von dannen?" entgegen zu halten haben. Das Neckarthal hat allerdings Wein und Korn, aber lange nicht für Alle; im Schwarzwald stehen allerdings finstere Tannen, aber wehe dem Armen, der sich daraus ein Haus zimmern würde; im Spessart mag des Aelplers Horn noch so schön klingen, ein knurrender Magen aber verlangt nach anderer Speise. Alle Auswanderer sind des langen, nutzlosen Kampfes um's Dasein im alten Vaterlande müde geworden; sie haben vor Augen gesehen, welches Loos dereinst daselbst ihrer Kinder wartet und diese Beweggründe sind stärker als alle Anzeigen der Auswanderungs-Agenten.

Sie kehren also der alten Heimat den Rücken und werden oft dafür „undankbar" genannt. Undankbar? Wofür hat denn ein deutscher Auswanderer zu danken? Vielleicht dafür, daß ihm stets die Gelegenheit geboten wurde, sich für Gott, Fürst und Vaterland zum Krüppel schießen zu lassen, oder daß er sich den Betrag der fast unerschwinglichen Abgaben am Mund absparen mußte? Da gibt's denn nun Viele, die da über den Verlust klagen, der Deutschland aus der Fortwanderung tüchtiger Kräfte erwachse. Da heißt es, gerade in der Lebensperiode, in welcher die Leute vorzugsweise Produzenten sind, kehren sie ihrer alten Heimat schnöde den Rücken. Bei Licht betrachtet, verhält sich jedoch die Sache ganz anders.

Die Lebenszeit eines Jeden, sagt der Berliner Statistiker Dr. Engel, besteht aus zwei unproduktiven Perioden. Bis zum 15. Jahre ist er von Andern abhängig und verursacht denselben fortwährend Ausgaben. Die produktive Periode dauert vom 15. bis zum 60. Jahre, während welcher er sich erhalten und das Seinige zur Vermehrung des nationalen Wohlstandes beitragen kann. Darnach kommt dann die unproduktive Zeit, während welcher er von den Resultaten seiner früheren Thätigkeit zehren muß. Die Erziehung eines Menschen repräsentirt also einen gewissen Werth und derselbe geht dem Mutterlande im Falle der Auswanderung verloren; die Heimat hatte die Kosten, die Dr. Engel auf 750 Thaler berechnet, zu tragen und das Ausland zieht den späteren Gewinn. Doch da ist zu bedenken, daß der Werth stets durch das Angebot bestimmt wird und die Produktionskraft ist also nur dann von

Bedeutung, wenn sie entsprechend verwerthet werden kann. Dies ist nun in Deutschland nicht der Fall; denn die Uebervölkerung hat daselbst sehr viele Arbeitskräfte lahm gelegt.

Die Bewohner Deutschlands vermehren sich jährlich um 500,000 Seelen, was in dem kurzen Zeitraume von 10 Jahren schon eine Mehrbevölkerung von fünf Millionen ausmacht; der Boden aber, aus dem doch zuletzt alles heraus muß, vergrößert sich nicht. Den müßigen Arbeitern dadurch Beschäftigung zu verschaffen, daß Deutschland sich einen Weltmarkt für seine Industrie erobert, daran ist vorläufig nicht zu denken; denn auf diesem Gebiete ist ihm längst der Rang abgelaufen worden. Unter diesen Verhältnissen ist es also ein Glück für Deutschland, daß ein Amerika existiert, wohin sich die Mühseligen, Beladenen und Bedrängten wenden können. Wenn man die gegenwärtigen Einwanderer von der Niedrigkeit oder Niederträchtigkeit der Löhne und der damit im schreiendsten Gegensatze stehenden Theuerung der Nahrungsmittel erzählen hört, muß es einen wundern, daß halb Deutschland nicht schon längst ausgewandert ist. Der bayerische Finanzminister Riedel erklärt in seinem offiziellen Bericht vom Jahre 1880, daß während jenes Jahres ein Neuntel des gesammten landwirthschaftlichen Bodens jenes Landes wegen Ueberschuldung unter den Hammer kam. Alle Berufsklassen im alten Vaterlande sind überfüllt; das Landstreicherwesen ist stärker als alle Polizei geworden, die Verbrechen gegen das Eigenthum nehmen beständig überhand und die Selbstmorde aus Noth und Elend vermehren sich schaudererregend. Amerika aber hat noch einen lohnenden Wirkungskreis für einen Jeden, der ihn ernstlich sucht; doch soll Niemand erwarten, daß ihm hier die gebratenen Tauben in den Mund fliegen.

Amerika ist das Paradies der Arbeiter, aber die Hölle der Faulenzer. Die Abenteurer, die Amerika entdeckten und zu kolonisieren suchten, gehörten zur feudalen Aristokratie Europa's; es waren keine Arbeiter und deshalb litten sie auch Schiffbruch auf dem Lande. Nur Handwerker und Farmer haben Amerika zum herrlichsten Kulturland der Welt gemacht. Daher ist es auch das Land der «self-made men». Diese verachteten, armen und verlassenen Einwanderer sind im Laufe der Zeit Gründer zahlreicher Städte und prächtiger Ansiedlungen geworden, was natürlich nur infolge der größten sozialen Freiheit möglich war. Die unter der Vormundschaft europäischer Korporationen dahier gegründeten Kolonien sind elend zu Grunde gegangen; der freie Kolonist aber schuf Großartiges. Er gründete ein Reich, das vom Atlantischen zum Stillen Ocean und von den Zonen des Golfs bis zu den nördlichen Eisregionen reicht, und in dem überall dasselbe Prinzip der Selbstregierung herrscht.

Immer noch drängen die rüstigen Pioniere den entbehrlich gewordenen Indianer aus einem Jagdgrund in den andern; die Wälder erliegen

den Axtschlägen und immer schießen neue Ansiedelungen gleich Pilzen aus dem Boden hervor. Sehen wir eine solche Ansiedelung nach dem Verlauf einiger Jahre wieder, so ist bereits eine kleine Stadt daraus geworden und Alles dies ist geschehen, ohne daß sich die Regierung im geringsten darum bekümmert. Das mündige Volk ist stets der alleinige Leiter seines Schicksals.

Daher mögen auch die neu Eingewanderten, besonders aber die Deutschen, mit dem Auspacken ihrer mitgebrachten Weisheit etwas weniger vorschnell sein; denn ein Jeder und selbst der Tüchtigste muß hier erst eine Zeit lang in die Schule gehen, damit er sich in den Geist des Lebens hineinfindet. Der Handwerker, der sich in Europa zu den trefflichsten zählte, muß hier noch viel Neues lernen, wenn er nicht gegen einen Lehrjungen zurückstehen will. Daher klagen dann auch anfänglich so Viele über amerikanische Zustände und sehnen sich in wehmuthsvollen Stunden wieder nach der alten Heimat zurück. Was sie am meisten vermissen, das ist die fröhliche Unterhaltung und die gemüthreiche Freude des alten Vaterlandes; aber auch der heitere Lebensgenuß kommt allmälig mehr zu seinem Rechte. Ein neues Deutschland hier zu errichten ist weder erwünscht, noch überhaupt möglich. Was aber die deutschen Einwanderer thun können und sollen, ist: ihre bessern Eigenschaften zur Geltung zu bringen, damit sie selbst der Amerikaner adoptire, wohingegen sie das Gute der letztern annehmen sollen. Dann amerikanisieren sie sich im edelsten Sinne des Wortes.

Der Deutsche dahier soll sich nicht absondern und denken, er bilde mit seinen Landsleuten eine besondere Klasse; wer sich hier seine Existenz gründet, ist Amerikaner und soll es auch sein. Der Deutsche soll durch seinen Frohsinn die amerikanische Muckerei und heuchlerische Kopfhängerei vertreiben. Er soll sich daher so schnell wie möglich mit der Sprache, den Gesetzen und der Geschichte des Landes vertraut machen, so daß er bei öffentlichen Versammlungen nicht stumm dazustehen braucht und den englisch Redenden das Wort überlassen muß. Dadurch wird er sich Achtung verschaffen und die Amerikaner werden sich nicht mehr so leicht getrauen, ihn lediglich als Stimmvieh zu betrachten.

Im Allgemeinen läßt das geistige Streben der Deutsch-Amerikaner noch viel zu wünschen übrig; aber auch dies hat sich in den letzten Jahren merklich gebessert und da auch allmälig gebildete Deutsche in größerer Anzahl als früher herüber kommen, so kann man in dieser Hinsicht getrost in die Zukunft blicken.



Das deutsche Lied in Amerika.

Vor einigen Jahren war ich in Cincinnati in einem Konzerte, welches einer der ersten Gesangvereine daselbst gab. Der Dirigent hatte ein Programm zusammengestellt, das schon auf den ersten Blick den umsichtigen und seiner hohen Aufgabe vollständig bewußten Musiker verrieth; denn es bestand neben einigen Solopiecen für verschiedene Instrumente und einigen schwierigen Chören von Bach und Händel unter Anderem auch aus zwei ganz bekannten Volksliedern. Die betreffenden klassischen Chöre waren untadelhaft eingeübt und auf eine möglichst reine Aussprache, vollen Einsatz bei schwierigen Stellen und eine den Intentionen des Komponisten gerecht werdende Nuancirung war von Seiten des Dirigenten die größte Sorgfalt verwendet worden. Das Auditorium lauschte mit Interesse und blieb auch niemals den sogenannten Anstandsapplaus schuldig. Aber als auf einmal der gemischte Chor das schwäbische Volkslied „Jetzt gang i an's Brünnele, trink' aber net", einstimmig intonirte, da schien plötzlich jedes Gesicht verklärt zu sein, und es war, als ob auf einmal sich eine Eisrinde von jedem Herzen losgelöst hätte; denn ein Jeder lächelte und gab seinem Nachbar oder der Nachbarin ein zartes Rippenstößlein mit dem Ellbogen. Nicht allein der Schwabe, sondern ein jeder anwesende Deutsche dachte sich auf einmal in seine Heimat zurück versetzt; die vielen angenehmen Gelegenheiten, bei denen er dieses naive und echte Volkslied gehört, die langen Winterabende, die er in der Spinnstube in heiterer Jugendlust zugebracht und die schönen Sommernachmittags-Spaziergänge, die er von dem Dorfe gemeinschaftlich mit Mädchen seines Alters unternommen hatte, und was sonst noch Alles damit zusammenhängt, alle diese Erinnerungen wurden da auf einmal durch den Klang jenes Liedchens wieder hervorgezaubert; Jeder war wieder auf einmal jung geworden und hatte sein jahrelanges Prosa-Dasein in Amerika mit einem Schlage vergessen. Und der aus dem tiefsten Herzen kommende Applaus, der dem meisterhaften Vortrage

folgte, zeigte zur Genüge, wonach sich das deutsche Volk in Amerika sehnt, nämlich nach einer Erhaltung alles Volksthümlichen, was seinen heiligsten Gefühlen und seinem reichen Gemüthe entstammt. Was auf das Volk einen unverfälschten Eindruck machen soll, muß volksthümlich sein, und zwar im edlen Sinne; dies war die Lehre, welche mir jenes Konzert auf's Neue vordemonstrierte, und die sicherlich auch für unsere gesammten deutsch-amerikanischen Gesangvereine von der höchsten Bedeutung ist; denn die Volkslieder sind, wie Schumann in seinen musikalischen Haus- und Lebensregeln sagt, die Fundgrube der schönsten Melodien, und öffnen uns den Blick in den Charakter der verschiedenen Nationen.

Ich habe seit jener Zeit zahlreichen Konzerten von verschiedenen Gesangvereinen beigewohnt, muß aber zu meinem größten Bedauern gestehen, daß ich nirgends das glückliche Beispiel des leider zu früh verstorbenen talentvollen Cincinnatier Dirigenten nachgeahmt fand. Ich sage hier ausdrücklich mit dem größten Bedauern, denn gerade in der Cultivierung — selbstverständlich nicht in der ausschließlichen — unserer gemüthreichen Volkslieder finde ich ein ausgezeichnetes Mittel, welches nicht allein zur größeren Popularität unserer Gesangvereine, sondern auch zur Erhaltung des deutschen Wesens beiträgt. Dem deutschen Volkslied wohnt eine Kraft inne, die uns an die verjüngende Zauberquelle oder den beseligenden Minnetrank alter Sagen erinnert. Sie zieht uns unwiderstehlich nach unserer alten Heimat und führt uns wieder in die frohe Gesellschaft unserer Spielkameraden, mit denen wir Feld und Wald in ungetrübter Jugendlust durchstreiften. Das deutsche Volkslied hat uns an der Wiege begrüßt; es hat später dem Einen die saure Lehrzeit versüßt und ist mit ihm nach Beendigung derselben sorgenfrei in die weite Welt gewandert; und als er wieder glücklich nach Hause kam, ertönte es ihm zum Gruße aus den Kehlen der Freunde entgegen. Mit den Anderen ist es in den Krieg und späterhin auch mit über das Meer gezogen und da, wo es galt, die Sorgen zu verscheuchen oder der Geselligkeit die rechte Würze zu verleihen, wurde es stets wie ein vergrabener Schatz hervorgeholt und es bewährte auch stets seine alte Kraft. Mancher, der sich mit Seele und Hand dem gemüthlosen Amerikanerthum verschrieben und sein besseres Selbst längst dem herztödtenden Streben nach dem allmächtigen Mammon geopfert hat, wird gewissermaßen neugeboren, wenn er in eine Gesellschaft geräth, welche die anheimelnden Klänge der alten, von ihm längst in die Rumpelkammer europäischer Altväterlichkeiten geworfenen Volkslieder wieder zurückruft, und er denkt dabei in Bezug auf sein Deutschland, wie weiland Dr. Faust in Bezug auf seine unschuldige Kindheit, und ruft:

„O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder,
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder.“

Doch nur mit Wehmuth kann ich auf die Thatsache aufmerksam machen, daß man im Allgemeinen mit dem Ueberbordwerfen unserer guten deutschen Sitten und Sprache in Amerika gewöhnlich sehr vorschnell ist, weil man glaubt, derartige Dinge paßten nicht hieher und hätten sich überhaupt überlebt. Auch unser edles, kerniges Volkslied hat man in die Acht erklärt, aber trotz aller modernen Kompositionen, denen die Gesangvereine ihre Aufmerksamkeit zu Theil werden lassen, noch lange nicht durch etwas Besseres ersetzt; denn was die neueren Chöre genießbar und anziehbar macht, das sind doch nur die Stellen, in denen das Volksgemüth den entsprechenden Ausdruck findet. Dasselbe ist auch bekanntlich der Fall in der Poesie; denn nicht die mit hochtönenden Phrasen geschmückte und weithergeholte Stoffe besingenden Gedichte werden zum Eigenthum des Volkes, sondern nur die schlichten, ungekünstelten und gewöhnlich dem zarten Eindruck des Augenblicks entsprungenen Lieder, wie sie Goethe, Uhland, Körner und theilweise auch Heine schrieben, finden im Herzen des großen Publikums ein dankbares Echo.

Ich las kürzlich irgendwo, daß ein alter deutscher Bürger, der längst äußerlich und, so viel man sehen konnte, auch innerlich im Amerikanerthum aufgegangen war, auf dem Sterbebette zur größten Ueberraschung der Umstehenden in deutscher Sprache anfing zu beten; er hatte seine Komödie ausgespielt und zeigte sich nun wieder in seiner Originalnatur. So zeigen wir Deutsche uns gewöhnlich ohne fremdes Anhängsel, wenn die Wogen der geselligen Freude hoch gehen und wir „dem Weltgeist näher sind als sonst". Und wenn wir dann singen wollen, dann greifen wir nicht erst nach dem Notenbuche des Gesangvereins, sondern wir singen

„Wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet,"

und zwar jene Lieder, die wir bisher scheinbar vergessen hatten. Aber wie geht's uns alsdann gewöhnlich? Ein biederer Hesse stimmt an, „Es steht ein Wirthshaus an der Lahn," und Alle fahren mit fensterklirrendem Enthusiasmus fort, „Da halten alle Fuhrleut an," und der erste Vers wird glücklich zu Ende gebracht, und zwar „mit avec," wie der Berliner sagt. Dann beginnt der zweite Vers; aber man merkt, daß sich die Stimmen schon bedeutend gelichtet haben und daß nur noch sehr Wenige verständliche Worte singen. Der dritte Vers, falls sich überhaupt noch ein Vereinzelter daran wagen sollte, wird gewöhnlich in der Mitte abgebrochen; das Lied hat ein Ende, denn Jeder kann wohl die Melodie, aber nicht ein einziger den Text. Dann wird es mit einem neuen Liede versucht. Der Badenser intonirt „Ein Jäger aus Kurpfalz," und alle singen begeistert mit, aber zu Ende wird das Lied ebenfalls nicht gebracht. Man probirt noch einige, wie „Ein niedliches Mädchen,

ein junges Blut, erkor sich ein Landmann zur Frau" u. s. w., aber der Stein des Anstoßes ist immer derselbe: Niemand kennt die Worte mehr, trotzdem er früher damit so gut wie mit dem Vaterunser vertraut war. Die Sache ist sehr einfach. Unsere neue Heimat gibt uns nur selten die Gelegenheit zu einem geselligen Verkehr, und dann ist auch der hier herrschende Geist durchaus nicht derart, um einer heiteren Lebensanschauung Vorschub zu leisten. Ein Jeder von uns hatte Anfangs mit schwerlastenden Sorgen zu kämpfen, und wenn auch die Zeit zum Singen übrig geblieben wäre, so fehlte doch meistentheils die Lust dazu. Und doch wäre damals gerade das deutsche Lied mit seinen Spenden des Trostes und der inneren Ruhe am Platze gewesen!

Doch wie nun dem besagten Uebelstande abhelfen? Soll es vielleicht die Schule thun? Derselben liegt allerdings die Aufgabe ob, den Sinn für den Gesang zu wecken und durch passende Lieder zu nähren; aber sie ist derselben bekanntlich bis jetzt sehr kümmerlich nachgekommen. Die amerikanische Schule kennt den pädagogischen Werth des Gesanges größtentheils noch nicht, und die deutsch-amerikanische laboriert an so unzähligen Gebrechen, wovon das des unregelmäßigen Schulbesuches noch nicht das größte ist, daß man seine Ansprüche an dieselbe nicht sehr hoch schrauben darf. Doch gerade in diesem Punkte sollte sie Pionierdienste versehen und wenn sie auch an und für sich wenig Einfluß auf die englischen Anstalten ausübt, so würde sie doch ihren speziellen Zöglingen durch den Gesangunterricht eine Gabe auf den Lebensweg mitgeben, welche in späterer Zeit eine Quelle hoher Freuden für sie werden könnte. Alle jene Eigenschaften, welche wir zusammen mit dem Ausdruck „Gemüth" bezeichnen, gehen in der zweiten Generation fast ohne Ausnahme verloren, denn die Erhaltung der deutschen Sprache allein schützt nicht gegen das geistige Amerikanisieren. Dazu kommt ferner noch der Umstand, daß hier der Gesang im Hause selten gepflegt wird; in Deutschland sang man bei jeder Arbeit, die es zuließ; hier hingegen ist man stumm und kaut Tabak dazu. Welche Wirkungen nun dadurch erzielt werden, sieht man hauptsächlich daran, daß es sehr schwierig, ja hin und wieder absolut unmöglich ist, den hier gebornen Jünglingen Interesse am Gesang einzuflößen und sie zu bewegen, Mitglieder eines Gesangvereins zu werden, wodurch ihnen doch Gelegenheit geboten wäre, das Versäumte nachzuholen. Alle Gesangvereinsmitglieder stimmen in die Klage ein: „Wenn wir nicht mehr da sind, oder wenn der Zuwachs von Deutschland aufhört, so hat unser Gesang ein Ende"; ja, wir möchten hinzufügen, dann hat unser ganzes Deutschthum ein Ende.

Man hat es daher schon in mehreren Städten versucht, durch besondere Gesangsschulen für jüngere, ungeübte Leute dem jährlichen Defizit an der Mitgliederzahl der Gesangvereine abzuhelfen, aber, soviel ich

weiß, sind alle diese Versuche an der fabelhaften Indifferenz der Jugend gescheitert. Zurückzuführen ist dieser Uebelstand lediglich auf die Abwesenheit eines rationellen Gesang-Unterrichts in den Schulen, denn gerade in den Städten, wo der Musikunterricht in den öffentlichen Schulen sorgfältig gepflegt und mit Umsicht ausgeübt wird, wie z. B. in Cincinnati, wird es den Vereinen nicht schwer, sich aus dem Nachwuchs zu rekrutiren und, was die Hauptsache ist, sie finden Lust und Liebe zum Gesang und eine lobenswerthe Fertigkeit im Notenlesen entwickelt. Was nun also da thun, wo solche günstige Verhältnisse nicht existieren? Es ist da, besonders in den kleineren Plätzen, ein einmüthiges Zusammenwirken aller Vereine nöthig, denn Einigkeit macht stark, besonders aber in diesem Falle. Viele Vereine nützen dem Deutschthum überhaupt nichts; denn je zahlreicher sie sind, desto schwächer ist jeder einzelne und desto unbedeutender ist sein Einfluß. Nirgends aber findet man mehr Zersplitterungen als gerade unter den Gesangvereinen, wo man doch vor allen Dingen Harmonie erwarten sollte, und die Folge davon ist, daß Jeder ein paar gute Stimmen aufzuweisen hat, keiner aber für sich viel leisten kann. Ja, vereinigte man sich in kleineren Städten noch mit dem Turn-Vereine zu einer deutschen Gesellschaft, und überließe der einen Sektion die gymnastische Ausbildung und der anderen die Pflege des Gesangs, so wäre dadurch für beides und somit auch für das gesammte Deutschthum unendlich viel gewonnen. Man muß unbedingt die Thatsache anerkennen, daß die deutsch-amerikanische Jugend große Vorliebe für die Turnerei zeigt, dadurch aber, daß dieselbe unter der Kontrolle eines Vereins stände, der auch den Gesang verbreiten will, wäre es leicht, einen moralischen Druck auf die Jugend auszuüben und sie zur Theilnahme an den Gesangübungen zu zwingen. Doch ich glaube, mit diesem Vorschlage werde ich vorläufig die Stimme eines Predigers in der Wüste vertreten. Wenn wir es uns aber einmal zur Aufgabe machen, dem deutschen Gesang in Amerika eine dauernde Heimat zu sichern, so müssen wir zur rechten Zeit auf Mittel und Wege sinnen und unsere individuellen, oder besser gesagt, engherzigen Vorurtheile unterdrücken.

Man hat oft gesagt, Amerika sei kein Land für Poesie und Gesang, und Apollo's Leyer werde durch das Geräusch der Maschinen übertönt. Es ist leider wahr, daß sich die meisten Amerikaner beim Gesange der Sirenen kein Wachs in die Ohren zu stopfen brauchen, denn ihr Herz kommt auch ohne diese Vorsichtsmaßregel nicht in Gefahr; aber gerade weil dies der Fall ist, ist es unsere Aufgabe, die heranwachsende Jugend und auch uns selbst gegen solche Verhärtung des Gemüthes sicher zu stellen. In größeren Städten hat sich's durch deutschen Einfluß in den letzteren Jahren merklich gebessert und so sehr gerne sich der Stockamerikaner besonders gegen Alles, was von den Deutschen kommt, schützen

möchte und mit Hand und Fuß dagegen ankämpft, in Bezug auf den Gesang ist es ihm jedoch nicht geglückt; denn seine eigenen „Komponisten“ haben ihm Melodien zu Kirchenliedern geliefert, die man in Deutschland nur in der Wachtstube, dem Wirthshaus oder der Herberge der Handwerksburschen zu hören pflegt. Ein amerikanischer Geistlicher war daher auch hocherfreut und bildete sich nicht wenig auf seine liederreiche Heimat ein, als er bei einem Besuche in Deutschland sogar die Dorfjugend amerikanische Melodien mit deutschen Worten singen hörte.

Vorläufig aber werden ihm die Erzählungen von Arion's Bezwingung der Thiere durch Gesang, von Apollo's Lyraklängen, nach denen sich leise der Stein zum Steine fügte, oder von der Loreley, welche, beiläufig bemerkt, ganz neueren Datums ist, gänzlich unverständlich bleiben. Die eigentliche Heimat des Gesanges ist Deutschland und war es auch von jeher.

Wenn die alten Teutonen in den Krieg gegen die übermüthigen Römer zogen, flößten ihnen ihre Gesänge Muth und Todesverachtung ein; der alte Volker im Nibelungenliede war zugleich ein tapferer Held und ein lustiger Fiedler nach der Schlacht, und Horant in „Gudrun“ fesselte gesunde und kranke Menschen durch seine Lieder:

„Die tier im walde ir weide liezen stên,
die würme, die da solten in dem grase gên,
die vische, die da solten in dem wâge vliezen,
die liezen ir geverte.“

Jedem wichtigen Ereigniß ging von jeher ein Lied gleichsam als weihender Schutzgeist zur Seite und an allen militärischen Erfolgen hat es seinen redlichen Antheil gehabt. Das deutsche Volk ohne Lieder ist rein undenkbar. Und deshalb wollen wir uns auch hier nicht von demselben trennen, sondern es hegen und pflegen so lange wir leben; es hat uns um die Wiege geklungen und soll uns auch bis zum Grabe geleiten.

Ich hatte vorhin von den Volksliedern gesprochen und mein Bedauern über die Vernachlässigung derselben ausgedrückt. Versetzen wir uns im Geiste einen Augenblick in unsere Kindheit und unser altes Vaterland zurück und fragen wir uns, welche Lieder sangen wir da auf der Straße, im Hause oder in Feld und Wald? Waren es wohl diejenigen „Kinderlieder“, die uns der Lehrer mühsam in der Schule beigebracht hatte, oder diejenigen, die wir außerhalb der Schule vom sogenannten Volke hörten? Sicherlich nicht die ersteren mit ihren schnörkelhaften geschraubten Melodien und ihrem gespreizten textlichen Wortschwall, sondern die letzteren, deren Innigkeit und ungekünstelte Worte uns für unser ganzes Leben fesselten.

Es muß nun zugegeben werden, daß viele unserer Volkslieder in Bezug auf derbe Ausdrücke und sonstigen Inhalt vom moralischen Stand-

punkte durchaus verworfen werden müssen; doch dies war ursprünglich nicht so schlimm gemeint, und wer diesen Schauder nicht verwinden kann, der muß vor allen Dingen auch die Bibel und Shakespeare's Werke ungelesen lassen. Ich für meinen Theil halte nicht viel auf derartige mit Ostentation zur Schau getragene Zimperlichkeit. Unser Schatz an ächten Volksliedern ist übrigens auch so groß, daß sich besonders für die Jugend leicht eine passende Auswahl treffen ließe. Aber, wie der deutsch-amerikanische Schulmann, H. Neffelt, den Volksmelodien andere und zwar sehr lederne Texte zu unterlegen, halte ich für eine Versündigung an der Musik, denn gerade im Volksliede gehören Melodie und Text unzertrennlich zusammen, weil das eine die nothwendige Ergänzung des andern ist. Ein solches Verfahren heißt, um mit Falstaff zu reden, die Melodie vom grünen Aermel zum hundertsten Psalme singen.

Noch viel leichter wäre es, für Erwachsene eine Sammlung zu kompiliren. Manche Lieder wird man natürlich wegen des darin vertretenen, hier glücklich überwundenen Standpunktes aufgeben müssen; Gesellen- und Handwerksburschenlieder wird man Kuriosität wegen zuweilen noch singen, aber sie gehören einmal sammt dem veralteten Zunftwesen der Vergangenheit an. Auch die meisten Soldatenlieder sind hier nicht am Platze und ebenso die sogenannten Nationallieder, die hier erst gar keine Berechtigung haben; oder wollen Sie sich vom Preußen „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben," oder vom Oesterreicher „Gott erhalte Franz den Kaiser" auch hier noch vorsingen lassen, weil es eine für das gesammte Deutschland passende Nationalhymne nicht gibt? Auch „die Wacht am Rhein" dürfte sich schon jetzt überlebt haben; denn, geographisch betrachtet, könnte jetzt allenfalls nur noch von einer Wacht an der Maas die Rede sein, und dann brauchen wir uns der Eigenthümlichkeit der Melodie wegen durchaus nicht zu grämen, wenn sie das Schicksal mit „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" theilen sollte.

Nein, die echten Volks- und volksthümlichen Lieder lasset uns nicht vergessen; sie sind heiter, keck und frisch, und so kerngesund, wie das Volk, dem sie entspringen. Sie sind voll tiefer Gefühle, mitunter etwas derb und sinnlich angehaucht, aber zugleich doch so voller Naturwahrheit und ungekünstelter Zartheit, daß sie nie verfehlen, den Weg zum Herzen, aus dem sie stammen, zurückzufinden. Ihre Sprache ist einfach wie die des Sprichwortes. Sie zeigen uns den Menschen in seinem innigen Zusammenhange mit der Natur; Sterne, Blumen, Winde, Sonn- und Mondschein nehmen an der Freude und dem Leide der Menschen lebhaften Antheil und erhöhen dadurch die erstere und rauben dem letzteren seine Bitterkeit. Darum also hegt und pflegt diesen kostbaren Schatz in und außer dem Hause; eure Freuden vermehrt und euren Lebensmuth erhöht er; in den Stunden des Kummers macht ihn zum Grab, das euch die

schwere Bürde abnimmt und Trost und Ruhe ausstrahlt; dann, und nur dann, werdet ihr die Worte des Dichters verstehen:

„Ein neues Grab habt ihr erfunden
Für alle Leiden, alle Noth;
Es steht euch offen alle Stunden,
Darin begrabt ihr euren Tod —
Darin begrabt ihr euch lebendig:
Herz, Zunge, Geist — in Ruh' und Fried';
Laut tröstet euch dies Grab beständig,
Das Grab, es heißt: das deutsche Lied!"

—×—

Die Ansiedlung der Rappisten in Economy, Pennsylvanien.

I.

Es war an einem prachtvollen Dezembertage 18.., als ich die widrige Rauchatmosphäre Pittsburgs verließ, um einige Stunden in dem 18 Meilen entfernten Economy, der bekannten kommunistischen Niederlassung der Rappisten oder Harmonisten, zuzubringen, trotzdem mir die Leiter jener Gesellschaft, die Herren Henrici und Lenz, die ich von meinem beabsichtigten Besuche vorher brieflich in Kenntniß gesetzt hatte, ganz entschieden davon abgerathen hatten, und zwar aus dem plausiblen Grunde, weil sie, da ihre Bestrebungen dem herrschenden Zeitgeist diametral entgegen gerichtet seien, am liebsten sähen, wenn sie von der Außenwelt ganz und gar ignoriert würden. Aber jene Herren hatten die Freundlichkeit gehabt, mir zur nähern Belehrung über ihr Thun und Treiben ein mit ihrer Approbation gedrucktes englisches Werkchen zu schicken, durch dessen Lektüre ich übrigens nur noch neugieriger gemacht und in meinem Verlangen, jene Niederlassung zu sehen, bestärkt wurde.

Es dauerte eine gute Stunde, ehe der Kondukteur „Economy" rief, und da ich die einzige Person war, welche an jener kleinen und dem Anscheine nach wenig frequentierten Station ausstieg, so brauste der Bahnzug auch bald wieder weiter und ich marschierte auf einem gut gepflegten und mit zahlreichen Schattenbäumen bepflanzten Wege das Ohioufer hinauf und sah dann auf einmal das liebliche Städtchen vor mir.

Dasselbe machte einen überraschend günstigen Eindruck. Die Straßen sind sehr gut erhalten und breit; die Trottoirs sind mit Backsteinen gepflastert, aber der Umstand, daß hin und wieder Gras zwischen denselben hervorkeimt, zeigt zur Genüge, daß die Passage gerade nicht sehr lebhaft ist. Die Häuser, deren es ungefähr 120 zählt, sind meistentheils zweistöckig und aus Backsteinen erbaut; um jedes derselben ziehen sich gut

gepflegte Weinreben und hinter oder neben jedem ist ein kleiner Garten mit Obstbäumen.

Alle Häuser, mit Ausnahme der von den Eingangs genannten Leitern jener Gesellschaft bewohnten und ursprünglich für den Gründer der Kolonie errichteten Wohnung, sind so ziemlich nach einem Muster erbaut. Die Fenster sind meistentheils etwas kleiner und die Dächer etwas schräger, als man es sonst an den Häusern der amerikanischen Landstädtchen gewohnt ist. Hinter jedem Fenster bemerkte ich blendend weiße Vorhänge und eine große Anzahl Blumentöpfe, wie denn überhaupt die Kultur der Zierpflanzen eine Lieblingsbeschäftigung der Rappisten zu sein scheint. Die ganze Niederlassung muß im Sommer wie ein großer Garten aussehen.

Eine peinliche Kirchhofsstille lag auf dem Städtchen und außer dem Gackern der zahlreichen, vor den Häusern herumlaufenden Hühner war selten ein Lebenszeichen zu bemerken. Die Niederlassung schien ausgestorben zu sein, als ich wie verloren durch ihre Straßen schritt; ein unheimliches Gefühl des Verlassenseins bemächtigte sich meiner und dasselbe wurde noch erhöht, als eine hochbetagte Frau ihr leichenblasses Gesicht auf einige Minuten aus dem Fenster streckte und dem einsamen Wanderer einige Blicke der Neugier widmete. Ich sah unwillkürlich auf die Uhr und berechnete die langen, langen Minuten, die ich noch bis zur Ankunft des nächsten Bahnzuges auszuharren hatte. Ich wollte wieder Menschen sehen und gern den italienischen Himmel Economy's mit der Tartarusatmosphäre Pittsburgs vertauschen. Da kam ich nun an einem großen, weißangestrichenen Brettergebäude vorbei, das die Aufschrift «Economy Hotel» trug. Ich trat ein. Der Wirth, ein Mann von mindestens 70 Jahren, der den dunkelblauen Wams und breitrandigen Hut der Harmonisten trug, saß ruhig auf seiner Ofenbank und musterte mich stillschweigend von oben bis unten. Ich fragte ihn, ob ich etwas zu essen haben könne. Es sei außer der Zeit, erwiderte er in seinem treuherzigen, württembergischen Dialekt; doch wenn ich nicht bis zur regelmäßigen Mahlzeit warten und mit kalter Küche und einer Tasse Kaffee zufrieden sein wolle, so werde er mir dieses so schnell wie möglich besorgen lassen. Ich erklärte mich damit einverstanden, nahm neben ihm Platz und unterhielt mich mit ihm über alle Fragen, welche die Existenz einer solchen eigenthümlichen Niederlassung, wie Economy, jedem Interessenten unwillkürlich vorlegt.

In Bezug auf die Zukunft der Kolonie, die doch so gut wie gar keine neuen Mitglieder aufnimmt und in der durch die strenge Durchführung des Cölibates auf eine Vermehrung innerhalb derselben nicht gerechnet werden kann, war er ebenso unbesorgt und ruhig, wie es die meisten Harmonisten sein sollen. „Was liegt uns daran," sagte er,

„wer späterhin, wenn wir im Himmel sind, unser Land auf Erden bewohnt?"

Jene Frage, welche von den sogenannten «outsiders» für sehr wichtig gehalten und bei jeder Gelegenheit den Harmonisten zur Beantwortung vorgelegt wird, scheint für dieselben von gar keiner Bedeutung zu sein; ihr Vertrauen auf Gott ist so unerschütterlich und felsenfest, daß sie glauben, derselbe werde ihnen schon zur rechten Zeit die rechten Gedanken betreffs der Disposition über ihr großes Vermögen eingeben. Auch kann nach ihrer Ansicht die erwartete Zerstörung der Welt jeden Augenblick eintreten und das so lang ersehnte tausendjährige Reich seinen Anfang nehmen; wozu sich also mit müßigen Fragen abquälen? Ihre Heimat ist ja nicht in dieser Welt.

„Hauptsehenswürdigkeiten" Economy's sollten nach den Aeußerungen meines Wirthes der sogenannte „Store" und die Schule sein und da sich beide in der Nähe des Hotels befanden, so stattete ich denselben einen kurzen Besuch ab. Die Schule befand sich in einem großen Bretter-gebäude; das Unterrichtszimmer war klein, aber immerhin geräumig genug für die achtzehn, größtentheils aus Mädchen bestehenden Schulkinder, die sich damals darin befanden und von dem Lehrer Henning, einem Mitgliede der Gesellschaft, Unterricht im Rechnen erhielten. Der Lehrer sprach englisch mit den Kindern und theilte mir mit, daß in der einen Hälfte der Schulzeit deutsch und in der anderen englisch unterrichtet würde. An den Wänden hingen mehrere Tafeln zur Illustration einiger Lehrgegenstände; ein Melodeon stand dicht neben dem Pulte des Lehrers, im Uebrigen jedoch war das Schulzimmer äußerst spärlich möbliert. Die Schüler, welche theils aus adoptierten Kindern und theils aus den Sprößlingen der in Economy wohnenden Lohnarbeiter der Harmonisten bestanden, sahen munter und frisch aus; sie waren gut genährt und einfach, aber rein gekleidet, und als ich späterhin einigen derselben auf der Straße begegnete, riefen sie mir freundlich lächelnd «good day» zu.

Sie sind alle deutscher Abstammung; doch bemerkte ich, daß sie, sobald sie unter sich waren, sich nur der englischen Sprache bedienten. Sie erhalten bis zum 14. Jahre Unterricht; die Knaben lernen alsdann ein Handwerk und die Mädchen dienen in irgend einer Familie; sobald erstere 20 oder 21 und letztere 18 Jahre alt und mit den Ansichten und der Lebensweise der Gesellschaft zur Genüge vertraut sind, müssen sie sich entschließen, ob sie derselben beitreten wollen oder nicht. Im letztern Falle, welches der gewöhnlichste ist, da sich fast alle ohne Ausnahme nach einer eigenen, selbständigen Haushaltung sehnen und sie sich auch stark genug fühlen, die mannigfachen Beschwerden und aufreibenden Sorgen derselben ertragen zu können, erhalten sie außer einer liberalen Ausstattung an Kleidern u. s. w. ein ganz annehmbares Geldgeschenk

und es wird ihnen von Seiten der Gesellschaft ein lohnender Verdienst in Aussicht gestellt. Wer überhaupt einmal für jene Gesellschaft gearbeitet hat oder gar in ihr erzogen worden ist, kann sich schwer ganz von ihr trennen; wenn er sich auch mit ihren Prinzipien nicht einverstanden erklären kann, so hat er vor der Rechtlichkeit und dem Edelsinne ihrer Mitglieder doch eine solch' hohe Achtung, daß er sich mit Freuden sein ganzes Leben unter ihr wohlthuendes Protektorat stellt. Thut er seine Pflicht, so kann er sicher sein, daß für ihn und seine Familie in jeder Weise gesorgt wird. Die Harmonisten sind eben alte Leute und obgleich die meisten für ihr Alter noch sehr rüstig und thätig sind, so sehen sie doch ein, daß sie zur Besorgung ihrer Arbeiten jüngerer Kräfte bedürfen und sie unterstützen dieselben auch auf jegliche Weise. Sie wissen, daß unter den obwaltenden Verhältnissen die Gesellschaft auf dem Aussterbe-Etat steht und daß sie, aus Mangel an jungen Arbeitskräften, ihre frühern zahlreichen und sich theilweise gut rentierenden Fabriken haben aufgeben müssen und daß sie sich nur dadurch treue und zuverlässige Arbeiter sichern können, daß sie dieselben wie Mitglieder ihrer Familie behandeln und ihnen alle Wohlthaten der Gesellschaft, wie Schule, ärztliche Behandlung u. s. w. zukommen lassen. Das Verhältniß zwischen Arbeiter und Arbeitgeber ist somit ein äußerst harmonisches und friedliches.

Aus der Schule ging ich in den sogenannten „Store“, woselbst sich auch das Postamt befindet. Auf dem Wege dahin begegnete mir ein alter, grauköpfiger Harmonist, der mich freundlich anredete und mir wie einem alten Bekannten treuherzig die Hand reichte. Er erkundigte sich angelegentlich nach meinem Befinden, Wohnort und meiner Beschäftigung und als ich ihm darüber genügende Auskunft gegeben hatte, sagte er: „Das ist schön; bringe nur den Leuten in — recht viel Gutes bei, denn es giebt viele schlechte Menschen daselbst!“ Ueberhaupt fiel es mir auf, daß alle Harmonisten, mit denen ich später verkehrte, die übrige Welt als einen Mischmasch von allen erdenklichen Schlechtigkeiten und Schandthaten ansehen.

Im „Store“ sind alle die Dinge zu haben, welche ein Farmer für sein Geschäft und seine Haushaltung braucht. Den Harmonisten wird natürlich alles ohne Geld, was sie überhaupt auch nicht haben, verabfolgt; Nichtmitglieder kaufen im Allgemeinen daselbst billiger und werden auch viel reeller bedient, als sonstwo; denn der Ruf der strengsten Rechtlichkeit, welchen jene Gesellschaft besitzt, ist ein wohlverdienter.

«No Smoking» stand über einer Thüre innerhalb des „Store“ geschrieben und auf mein desfallsiges Befragen, sagte man mir, daß in Economy kein Tabak in irgend welcher Form gebraucht werden dürfe; die Harmonisten selber rauchen seit der Zeit, als sie die Ehe abschafften,

nicht mehr und erlauben auch keinem Freunde, innerhalb einer ihrer Wohnungen sich eine Zigarre oder Pfeife anzubrennen. Auch sehen sie es höchst ungern, wenn dies auf der Straße geschieht.

Gegen Abend ging ich in das große, geräumige Wohnhaus der beiden Direktoren der Gesellschaft und war so glücklich, einen derselben, Herrn Jonathan Lenz, zu finden. Derselbe ist im Jahre 1808 geboren und hat sein ganzes Leben bei den Harmonisten zugebracht. Er ist ein stattlicher Mann von einnehmendem Aeußern, den man mindestens 20 Jahre jünger schätzt, als er wirklich ist. Unsere Unterhaltung drehte sich größtentheils um die Geschichte und sonstige Angelegenheiten von Economy und ich fand in Herrn Lenz einen großen und aufrichtigen Bewunderer kommunistischer Gemeinschaften. „Das Leben, wie wir es hier führen," sagte er, „ist nicht den zehnten Theil so aufreibend, wie eine sogenannte selbständige Existenz; wir haben hier zwar alle Hände voll zu thun und arbeiten so fleißig wie irgend ein Taglöhner, aber die Bürde der Sorgen, welche jenen niederdrückt und ihm die seinem Körper so nothwendige Ruhezeit vergällt, ist uns leicht und zwar aus begreiflichen Gründen." Während wir uns so über die Vortheile des Kommunismus unterhielten, trat Herr Jakob Henrici, der geistige und geistliche Leiter von Economy, ein. Henrici ist ungefähr 3 Jahre älter als Lenz, gehört seit einem halben Jahrhundert zu den Rappisten, sieht ungemein rüstig aus und ist es auch, wie ich am nächsten Tage auszufinden hinlänglich Gelegenheit hatte. In seinen Gesichtszügen spiegelt sich hohe Intelligenz und eine einnehmende Gutmüthigkeit ab; hat man nur eine Minute mit ihm gesprochen, so meint man, man habe ihn sein ganzes Leben lang gekannt und er sei uns in schweren Stunden der getreue Eckhard gewesen.

Ich muß gestehen, daß mir die zwei Stunden, die ich am Abend mit ihm verplauderte, wie eben so viele Minuten verflossen; denn ich lernte in ihm einen Mann kennen, der sich auf den verschiedenen Gebieten des Wissens gründlich umgesehen hatte und der großen Sinn für alles Gute, Wahre und Schöne besaß. Auch entpuppte er sich als sprach- und formgewandter Dichter und als ich eines seiner poetischen Produkte, das mir besonders gefiel, stenographierte, nahm er solches Interesse an den Zügen der Schnellschrift, daß ich ihn auf sein Verlangen gern in die Grundsätze der Erfindung Gabelsbergers einweihte, so weit es nämlich die Zeit erlaubte; denn um 9 Uhr Abends wird das Hotel zugemacht und wer eine Minute später kommt, mag zusehen, wo er ein Unterkommen findet. Nachdem ich noch Herrn Henrici versprochen hatte, mit ihm am nächsten Tage nach dem circa 12 Meilen entfernten Beaver Falls, woselbst die Harmonisten an mehreren Fabriken mit Geld betheiligt sind und auch $^1/_3$ des städtischen Bodens besitzen, zu reisen, verabschiedete ich mich und ging in Begleitung des Herrn Lenz in's Hotel. Der Wirth

wies mir ein geräumiges Zimmer an und sagte, daß um sieben Uhr gefrühstückt und er mich deshalb um sechs Uhr wecken würde. Also sei die Regel. Ich versprach derselben pünktlich Folge zu leisten, trotzdem eine solche Schlafzeit weder in Bezug auf den Anfang noch auf das Ende mit meinem seitherig befolgten Programm harmonierte.

Am nächsten Morgen hatte ich Gelegenheit, mich von dem Wohlthätigkeitssinne der Harmonisten zu überzeugen. Am Tage vorher war mir aufgefallen, daß im Hotel Bettler, meistens junge, kräftige Leute, einer dem andern die Thüre reichte; an jenem Morgen aber erschienen sie gleich zwei Dutzend stark und erhielten daselbst ein kräftiges Frühstück, bestehend aus Kaffee, Brot und Fleisch. Die Nacht hatten sie in einem Lokal dem Hotel gegenüber zugebracht. Dasselbe ist mit guten Schlafstellen versehen und zum Gebrauch dieser Tramps eigens von den Harmonisten eingerichtet worden. Die Harmonisten genießen unter den Landstreichern überhaupt einen guten Ruf; der Eine sagt es dem Andern, daß in Economy jeder Obdachlose, ohne daß er erst durch unangenehmes Fragen molestiert wird, ein gutes Bett, Abendessen und Frühstück findet und jeder sucht daher seine Irrfahrten so einzurichten, daß er am Abend zur rechten Zeit in jener Niederlassung ist.

Beaver Falls, welches wir also am nächsten Morgen besuchten, liegt in dem romantischen Beaverthale; es wurde vor ungefähr 20 Jahren gegründet und zählt gegenwärtig gegen 5000 Einwohner. Es ist hauptsächlich ein Fabrikplatz, wozu es sich infolge der dort leicht zu benutzenden Wasserkraft und der Eisenbahnverbindungen herrlich eignet. Es befinden sich daselbst eine Schaufel-, Aexte-, Stuhl-, Sarg-, Feilen-, Thürbänder- und Messer-Fabrik, 2 Oefen-, 2 Porzellan-Fabriken und 2 Hobelmühlen mit sehr werthvollen Maschinerieen. Wir gingen durch mehrere dieser Etablissements; das größte und ausgedehnteste derselben, von welchem die Harmonisten den größten Antheil besitzen, ist die Messerfabrik, welche 300 Arbeiter beschäftigt und die ihre Waaren nach allen Theilen der westlichen Hemisphäre verschickt. Unter jener Arbeiterzahl befanden sich auch 100 Chinesen, welche die Gesellschaft vor einigen Jahren importierte, um dadurch den beständigen Chicanen unzufriedener Arbeiter und den Wühlereien einiger ihrer Führer ein Ziel zu setzen und sich gegen die unangenehmen Folgen eines plötzlichen Strike zu schützen.

Um 1 Uhr Mittags fuhren wir wieder nach Economy zurück.

II.

Der Pietismus Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert gleicht dem Puritanismus Englands auf ein Haar. Beide waren die christliche Reaktion gegen das Wiederauftreten des Rationalismus, der zum Schrecken aller Frommen Christum nicht höher stellte als einen Plato, Pythagoras oder Homer, und der die Bibel als eine veraltete und für die Neuzeit gänzlich überflüssige Sammlung absurder Mythen und barocker Morallehren betrachtete. Er wollte die vielen noch so theuren alten Kirchenlieder mit ihren schleppenden Melodien verdrängen und andere, dem Zeitgeiste angemessene an ihre Stelle setzen und Literatur und Philosophie sollten von nun an statt der bisherigen Religion den Gemüthern eine kräftigere Nahrung bieten.

Württemberg blieb damals der alten Fahne ziemlich treu. Dort trieb der Pietismus seine zahlreichsten Wunderblüthen und der Glaube an das baldige Hereinbrechen des tausendjährigen Reiches wurde sozusagen zum Dogma erhoben. Eine Masse Propheten standen auf und predigten zum Aergerniß der Geistlichkeit das Evangelium der Neuzeit. Sie wollten die Rückkehr zum reinen, unverfälschten Urchristenthum anbahnen und erklärten jeder kirchlichen Neuerung, auch wenn sie sich nur auf die äußere Form bezog, den Krieg. Aus dieser Bewegung gingen die Separatisten hervor, die späterhin theilweise unter der Leitung Bäumeler's zu Zoar in Pennsylvanien eine kommunistische Niederlassung gründeten, und die Micheliten oder Michelianer, welche der vielschreibende Metzgermeister Michael Hahn gründete. Dieser Michael Hahn, dessen Schriften die Harmonisten sehr verehren, war eine zeitlang Mitarbeiter Rapp's zu Iptingen. Georg Rapp wurde im Oktober 1757 in diesem württemberger Städtchen als Sohn eines Weinbauers geboren; er erhielt eine gewöhnliche Schulbildung, half nach der Schulzeit seinem Vater auf dem Felde und betrieb im Winter die Weberei. In seinem 26. Jahre verheiratete er sich und dieser Ehe entsprossen zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, welche späterhin Mitglieder der Harmonie waren.

Rapp studierte in seinen Mußestunden außer der Bibel fleißig eine Anzahl mystischer und ascetischer Werke und fing in seinem 20. Jahre an, in seinem Hause seinen Freunden Sonntags zu predigen. Er muß unstreitig ein talentvoller Redner gewesen sein und als Mann des Volkes genau gewußt haben, was er seinen Zuhörern zu bieten hatte, denn es sammelte sich bald eine begeisterte Schaar um ihn und trotzdem er den Gehorsam gegen die Regierung predigte und die Bauern zur pünktlichen Bezahlung ihrer Steuern anhielt, waren er und seine Anhänger doch allen erdenklichen kleinlichen Verfolgungen seitens der Regierung und ihrer treuen Bundesgenossen, der Geistlichen, ausgesetzt; letztern besonders

war das Treiben Rapp's ein Dorn im Auge, denn er predigte die Leute aus ihren Kirchen und gefährdete das offizielle Christenthum durch den von ihm verfochtenen Glaubenssatz, daß Jeder die Bibel nach seiner Ansicht auslegen und überhaupt nach seiner Façon selig werden dürfe.

Trotz dieser beständigen Chicanen aber wuchs die Zahl seiner Anhänger beständig und im 6. Jahre seiner pastoralischen Wirksamkeit zählte er schon gegen 300 Familien zu den Seinigen. Dieselben beschlossen dann im Jahre 1803, nach Amerika auszuwandern und sich dort eine Heimat zu suchen, wo man sie in Glaubenssachen ungeschoren ließ. Rapp fuhr in jenem Jahre mit seinem Sohne und drei andern Vertrauten nach Baltimore, besuchte Maryland, Pennsylvanien und Ohio und kaufte 25 Meilen nördlich von Pittsburg 5000 Acker Land im Connoquenessing-Thale. Die Zurückbleibenden hatte er unter der Leitung seines Adoptivsohnes Friedrich Reichert, der sehr großes organisatorisches Talent entfaltete und überhaupt ein Mann von Bildung war, gelassen. Im folgenden Jahr kamen dann 600 Personen, meistens kräftige Handwerker und Landleute, in Amerika an; viele von ihnen waren auch bemittelt und da dieselben die ärmern Mitglieder häufig unterstützen mußten und dies auch stets bereitwillig thaten, so wurde beschlossen, die Gütergemeinschaft nach Art der ersten Christengemeinde zu Jerusalem einzuführen und eine Gesellschaft unter dem Namen Harmony zu gründen. Nur zehn Mitglieder traten infolge dessen aus.

In kurzer Zeit blühte unter diesen rüstigen Händen die Wildniß wie eine Rose. Das Land war bald geklärt, die Blockhäuser schossen wie Pilze aus der Erde; Weinberge wurden überall an passenden Orten angelegt, eine Sägemühle, eine Wollspinnerei und auch eine Branntweinbrennerei und andere industrielle Unternehmungen wurden in's Leben gerufen, denn es war Prinzip der Gesellschaft, alles was ihre Mitglieder brauchten, selber zu fabrizieren und somit von der Außenwelt gänzlich unabhängig zu sein. Rapp war der Leiter der geistlichen und weltlichen Angelegenheiten und wurde in seinem Doppelamte von seinem Adoptivsohne, der auch bald seinen Namen annahm, wacker unterstützt. Sein Einfluß war ein absoluter und so war es denn auch für ihn ein Leichtes, das Gebot des Cölibats (1807) aus wichtigen religiösen Gründen einzuführen und durchzusetzen. „Wollt Ihr besser sein als Christus, der auch nicht verheiratet war?" gab er den Unzufriedenen zur Antwort und obgleich einige junge Leute, die sich mit dem Dogma nicht befreunden konnten, die Gesellschaft verließen, so hatte jene Neuerung wenigstens damals keinen schädlichen Einfluß auf das Gedeihen der Kolonie. Die verheirateten Paare lebten wie seither beisammen, aber wie Bruder und Schwester, und nahten sich nicht mehr, wie Homer sagt, „wie der Mann sich nahet dem Weibe".

Die nächste Verordnung war, daß der Tabaksverbrauch aufzuhören habe. Und es geschah so. Da der Boden nicht ihren Erwartungen entsprach, so verkauften die Harmonisten 1814 ihre Niederlassung mit Allem, was darauf war, für den billigen Preis von 100,000 Dollars und kauften sich 30,000 Acker Land im Wabashthale, Posey Co., Indiana. Die Niederlassung, die sie dort im folgenden Jahre gründeten, wurde Harmony genannt, und da sie 1817 einen Zuwachs von 130 Familien aus Württemberg erhielten, so war daraus bald ein bedeutender Geschäftsplatz entstanden. Aber es stellte sich bald heraus, daß der neue Wohnplatz kein gut gewählter war; die Nachbarn waren rohe Gesellen, welche den Harmonisten überall einen Stein in den Weg zu legen suchten, und das Klima war nichts weniger als verlockend. Viele Leute erkrankten am Fieber und so sehnten sich dann die meisten wieder nach Pennsylvanien zurück. Einem englischen Ansiedler wurden 5000 Dollars versprochen, wenn er einen Käufer für die Kolonie fände. Dieser hatte nun von Robert Dale Owen's ähnlichem Unternehmen zu Lamark in Schottland gehört, reiste zu ihm und verkaufte ihm wirklich Harmony für 150,000 Dollars. Owen nannte es späterhin New Harmony. Darauf siedelten sich (1825) die Harmonisten in ihrer jetzigen Heimat Economy an und fanden daselbst, nachdem sie also vorher 10 Jahre in Pennsylvanien und 10 Jahre in Indiana gewohnt hatten, eine bleibende Stätte.

Auch dort entstand in kurzer Zeit ein blühendes Städtchen. Jeder mußte Hand anlegen und Jeder that es auch freudig. Fabriken wurden erbaut und die besten Dampfmaschinen, auf die Rapp großen Werth legte, angeschafft. Der Boden zeigte sich ergiebig, das Klima war gesund und die Umgebung reizend. Viele neue Erwerbszweige wurden aufgenommen und unter andern auch die Seidenfabrikation, welche den Frauen, sowie überhaupt alten und schwachen Leuten eine leichte Beschäftigung gab, eingeführt. Doch wurde dieselbe bald wieder von ihnen und auch andern amerikanischen Unternehmern aufgegeben, da es sich herausstellte, daß sie mit den Fabrikaten anderer Länder nicht erfolgreich konkurrieren konnten, da es damals keine ausreichenden Schutzgesetze für die einheimische Industrie gab.

Rapp's bereits erwähnter Adoptivsohn (geb. 1775, † 1837), der sich das Vertrauen der Gesellschaft in hohem Maße erworben hatte und überhaupt als Rapp's rechte Hand anzusehen ist, besorgte die auswärtigen Geschäfte der Kolonie; er war seines Zeichens Steinhauer und Architekt, besaß auch bedeutende poetische Anlagen und dichtete mehrere von den Harmonisten noch jetzt gesungene Kirchenlieder. Er ließ es sich auch sehr angelegen sein, in den Mitgliedern den Sinn für das ästhetisch Schöne zu erwecken; er kaufte prachtvolle Oelgemälde, die noch heute die Wände der Rapp'schen Wohnung schmücken, und errichtete ein Museum,

das mehrere Tausend Dollars kostete, so daß die Touristen, die damals Economy besuchten, begeisternd in die Welt hinaus posaunten, das von sentimentalen Seelen erträumte und herbeigewünschte Arkadien sei nun glücklich gefunden. Nach dem Tode des genannten Mannes fand sich jedoch leider unter den Mitgliedern keiner, der in seine Fußstapfen trat; die Leute waren im Allgemeinen zu einfach und ihre Erziehung derart, daß sich bei ihnen das Bedürfniß nach geistigen Genüssen wenig fühlbar machte und so kam es denn, daß die Gesellschaft in dieser Beziehung Rückschritte machte. Das Museum wurde als überflüssig betrachtet und theilweise verschenkt oder verkauft.

Doch die Gesellschaft blieb nicht von Unheil verschont.

Im Jahre 1829 traf ein längerer Brief von Johann Georg Göntgen, einem Doktor der Theologie und Philosophie in Frankfurt a. M., in Economy ein. Derselbe handelte von einem Manne, welcher der Gesalbte des Herrn und die Wurzel Davids genannt wurde, der aber in Wirklichkeit Bernhard Müller hieß und der in Frankfurt einer geistlichen Sekte vorstand, welche der zweiten Ankunft Christi sehnsüchtig entgegensah. In jener Gemeinde war er unter dem Namen Broli als göttlicher Prophet verehrt. Er glaubte von Gott dazu berufen zu sein, die Menschheit an einem bestimmten Orte zusammen zu bringen und sie dann auf den jüngsten Tag vorzubereiten. Zu diesem Zwecke hatte er auch ein schwulstiges Rundschreiben an einige Höfe und hervorragende Kirchenlichter Deutschlands geschickt.

Dr. Göntgen, der Broli's Privatsekretär war, überhäufte in dem genannten Briefe Rapp mit den plumpesten Schmeicheleien und nannte ihn die Frau, welche nach der Offenbarung Johannis in die Wildniß, woselbst ihr Gott eine Stätte bereitet habe, geflohen sei. Amerika sei ferner die Heimat der von Gott Auserwählten, welche das Gericht, das täglich hereinzubrechen drohe, nicht ereilen werde. Es ward fernerhin in jenem Briefe mitgetheilt, daß Broli mit seinen Anhängern nach Economy kommen und sich dort entweder der Rapp'schen Kolonie anschließen oder eine neue gründen wolle. Dann ward darin schrecklich geklagt über das unerträgliche Joch der Geistlichkeit und Regierung und daß die öffentlichen Aemter in Deutschland so schlecht verwaltet würden; Amerika sei hingegen das Land der religiösen Freiheit und sogar der Atheist genieße darin gesetzlichen Schutz.

Rapp schrieb ihm einen ermuthigenden Brief und im Oktober 1831 traf in Economy ein Schreiben aus New-York ein, in dem Graf Leon, wie sich Broli nun nannte, anzeigte, daß er mit 50 Personen gelandet sei und anfragte, ob er nicht den Winter mit seinen Leuten in Rapp's

Kolonie zubringen dürfe. Da ihm Rapp dieses erlaubte, so reiste Graf Leon gleich nach Pittsburg und schickte zwei Couriere nach Economy, damit dort Alles für den würdigen Empfang Seiner Hoheit vorbereitet werde. Rapp bereitete denn auch seine Anhänger durch eine gewaltige Predigt auf jenen wichtigen Moment vor und unter den Klängen eines auf den Zinnen des Tempels postierten Musikchors hielt dann Graf Leon in einer Kutsche seinen feierlichen Einzug. Er wurde nach der Kirche geführt und dort der versammelten Gemeinde vorgestellt. Graf Leon war militärisch gekleidet und an seiner Seite blitzte ein gewaltiges Schwert. Aller Augen waren natürlich auf ihn gerichtet und man erwartete eine längere, zündende Rede von ihm. Nach einer sehr langen und peinlichen Pause öffnete er dann endlich den Mund und sprach also:

„Der heutige Tag ist der wichtigste seit der Erschaffung der Welt, denn von nun an sollen alle Leiden der Menschheit aufhören. Der heutige Tag ist so wichtig, daß mir vor Rührung die Stimme versagt und ich ziehe daher vor, meine Gedanken der Gemeinde hiermit schriftlich zu überreichen!“

Damit hatte Leon's Rede ein Ende. Dann ergriff Vater Rapp das Wort und nachdem er seinen bescheidenen Zweifel ausgedrückt hatte, daß jene glückliche und so heiß ersehnte Periode wohl doch nicht gekommen sei, entließ er die Versammlung.

Leon's Anhängern wurden fünf Häuser zur Wohnung angewiesen; er selbst quartierte sich im dortigen Hotel ein und bezahlte seine Rechnungen ziemlich pünktlich.

Bald jedoch schöpfte der nüchterne und klarsehende Rapp Verdacht gegen seinen Gast. Alles, was man sah und hörte, sprach nicht sonderlich zu Gunsten des Grafen und seiner Anhänger. Die leitenden Geister beider Fraktionen hielten wöchentlich zwei oder drei Mal Versammlungen ab, bei welcher Gelegenheit dann Graf Leon seine Ansichten auseinander setzte und fleißig eine Schrift anführte, die er das „Goldene Buch“ nannte. Rapp wurde von Tag zu Tag unzufriedener mit ihm. Rapp wollte durch Kreuzigung des Fleisches den Weltsinn ersticken; Leon hingegen erklärte, das Kreuz, das er verehre, sei leicht zu tragen, besonders aber, wenn man eine neue Kleiderordnung einführe und das Heiraten erlaube.

Auf dieses Programm hin war natürlich eine Vereinigung beider Gesellschaften nicht möglich und man erwartete daher, daß Graf Leon mit seinen Anhängern bald abreise. Da es jedoch Winter war, so erlaubte man ihnen, bis Frühjahr zu bleiben. Da hatten nun Leon's Leute Zeit und Gelegenheit genug, gegen Rapp zu intriguiren. Sie stellten den dortigen Fabrikarbeitern Leon als einen Mann von außerordentlichem Wissen dar, der sogar die Kunst besäße, aus Felsen Gold zu machen. Die Leute, welche derartigen Reden Gehör und Glauben

schenkten, versammelten sich nun Abends heimlich im Hause Leon's und dieser that alsdann natürlich sein Bestes, die jungen, unzufriedenen Leute der Rapp'schen Gesellschaft abspenstig zu machen. Wenn Graf Leon, hieß es, unser Führer wird, dann bekommen wir besseres Essen, bessere Kleider, brauchen weniger zu arbeiten und dürfen uns auch verheiraten.

Es wurde nun eine Kundmachung erlassen, worin Graf Leon als Leiter von Economy hingestellt wurde und alle Leute ersucht wurden, die von Economy ausgestellten Rechnungen nur an ihn zu bezahlen. Jener Erlaß war von 250 Personen, worunter zahlreiche Frauen und Kinder, unterzeichnet. Auf der andern Seite war man natürlich auch nicht unthätig und veröffentlichte eine Antwort, die mit 500 Unterschriften bedeckt war.

Die mit so vielen Hoffnungen begonnene Gesellschaft war der Auflösung nahe. Selbst die Mitglieder einer Familie entzweiten sich. Was nun thun? Ein Prozeß hätte sich in die Länge gezogen und so wurde denn am 26. März 1832 ein Vertrag zu Stande gebracht, nach welchem die Harmonisten den Abtrünnigen innerhalb eines Jahres die Summe von 105,000 Dollars zahlen und sich die Leonisten verpflichten mußten, Economy in sechs Wochen zu verlassen. Ihre Kleider und Möbel durften sie mitnehmen.

Mit jenem Gelde kauften sie nun 10 Meilen unterhalb von Economy am Ohio 800 Acker Land und gründeten daselbst das Dorf Philippsburg. Die Gesellschaft nannte sich die «New Philadelphia Society». Sie bauten ein Hotel und errichteten mehrere Fabriken, denn sie wollten unter jeder Bedingung mit Economy erfolgreich konkurrieren. Die Leute lebten gut, verheirateten sich und arbeiteten wenig und so kam es denn, daß nach dem Ablauf des ersten Jahres ihre Ausgaben die Einnahmen überschritten und daß auch das von Economy erhaltene Geld aufgezehrt war. Die Leonisten hatten Schulden und ihr Kredit war schlecht.

Da sollte nun der Graf mit seiner Goldmacherkunst helfen. Er baute auch wirklich ein Laboratorium und that sein Möglichstes, Steine in Gold zu verwandeln; man sagt, er habe einen kleinen Goldbarren als Resultat seiner Kunst vorgezeigt, aber derselbe muß doch nicht viel werth gewesen sein, denn er beredete, da um jeden Preis Geld herbeigeschafft werden mußte, seine Leute, nach Economy zu gehen, um solches zu holen. Es ist uns, behauptete er, für unseren Antheil viel zu wenig gegeben; auch habe er, der Herr, jenen Vertrag nie gutgeheißen.

Da wenig Aussicht vorhanden war, auf gütlichem Wege Geld von Economy zu erhalten, beschlossen die Leonisten, es mit Gewalt zu nehmen.

Am 2. April 1833 marschierten deshalb ungefähr 80 handfeste Leonisten nach Economy, nahmen Besitz vom Hotel und brachten ihre Ansprüche in einer Sprache vor, die wie eine förmliche Kriegserklärung

klang. Als ihre Ansprüche mit kurzen Worten zurückgewiesen wurden, drohten sie, Rapp's Haus, worin sich gewisse Dokumente befinden sollten, durch die sie die Berechtigung ihres Verlangens beweisen konnten, zu stürmen. Da sie jedoch dieses Haus stark verbarrikadiert und bewacht fanden, so standen sie von ihrem Vorhaben ab, zogen sich wieder in das Hotel zurück und thaten sich dort an allem Vorgefundenen, Wein und Branntwein eingeschlossen, gütlich. Gegen Abend aber versammelten sich die Harmonisten und trieben die Eindringlinge siegreich zur Kolonie hinaus. In dieser „Schlacht" wurde weder ein Blutstropfen vergossen, noch überhaupt ein Schlag geführt.

Am nächsten Morgen wurden gegen die Revoluzzer und ihren Grafen Haftbefehle herausgenommen; die Advokaten jedoch zogen den Prozeß in die Länge und während dieser Zeit gingen den Leuten betreffs Leon's endlich die Augen auf und sie sahen ein, daß sie sich einen falschen Propheten zum Leiter erkoren hatten. Leon hielt es daher für räthlich, sich mit einem kleinen Häuflein Getreuer aus dem Staube zu machen. Er wandte sich nach Louisiana und starb daselbst im Herbst 1833 an der Cholera.

Die Zurückgebliebenen theilten Land und Schulden unter sich und da sie alle tüchtige und fleißige Arbeiter waren, so hatten sie sich bald von ihren finanziellen Schwulitäten erholt.

Rapp's Kolonie hat im Anfange gar trübe Tage durchgemacht. Es mußte schwer gearbeitet werden und Schmalhans war manchmal Küchenmeister. Mitglieder, denen beides nicht sonderlich behagte, beklagten sich bitter neugierigen Fremden gegenüber und es kursierten infolge dessen zahlreiche Zeitungsberichte, welche die Gesellschaft als am Zusammenbrechen schilderten, wodurch natürlich ihr Kredit empfindlich beeinträchtigt wurde und das zu einer Zeit, wo sie denselben sehr bedurfte. Rapp wurde nachgesagt, er habe seinen Sohn John entmannt und derselbe sei an dieser Operation gestorben, und obgleich dies längst endgültig widerlegt und als eine infame Verläumdung gebrandmarkt worden ist, so findet sich die Angabe noch in fast allen Büchern und Briefen über jene Gesellschaft.

Rapp mag streng gewesen sein, unstreitig trat er stets energisch auf und wußte auch seinem Willen Gehorsam zu verschaffen — einer solchen Grausamkeit war er aber nicht fähig. Er war unerbittlich streng gegen die Uebertreter seiner Befehle, weil er dieselben für die Gottes hielt, auf der andern Seite war er auch der treue, aufopfernde Freund eines Jeden und sein Angedenken wird daher noch heute in großer Ehre gehalten. Er starb am 7. August 1847, also circa 90 Jahre alt. Nach seinem Tode wurden neun Vertrauensleute gewählt, von denen zwei die eigentlichen Geschäftsführer der Gesellschaft waren.

Seit Rapp's Tode ist Economy seinen ruhigen Gang weiter gegangen und heute steht die Gesellschaft da mit einem Reichthum von über 5 Mill. Dollars; sie hat Antheil an mehreren Oelquellen, Kohlenminen, Fabriken und versteht es, ihr Geld sicher und gewinnbringend anzulegen.

So können die noch übrigen 90 Harmonisten getrost die Hände in den Schooß legen und den Rest ihrer Tage sorglos verleben.

Nach neuen Mitgliedern sehnen sie sich nicht. „Wollten wir alle Applikanten aufnehmen, oder wohl gar das Heiraten erlauben, so müßten wir eine neue Stadt bauen," sagte mir ein Harmonist, „und dazu haben wir keine Lust."

III.

Die im Jahre 1805 angenommene Konstitution der Harmonisten zeichnet sich durch Kürze und Genauigkeit aus; sie besteht nur aus sechs Paragraphen. Im ersten überlassen die Unterzeichneten derselben Georg Rapp oder dem Vertreter der Gesellschaft und deren Erben ihr sämmtliches Vermögen irgend welcher Art zur freien Disposition. Im zweiten erklären sie, allen Gesetzen gehorsam sein zu wollen und die Wohlfahrt der Gesellschaft nach besten Kräften zu fördern, und im dritten erklären sie, im Falle ihres Ausscheidens keinen Lohn für Arbeiten u. s. w. verlangen zu wollen. Dafür räumt ihnen Rapp (Paragraph 4) das Recht ein, die religiösen Versammlungen besuchen zu dürfen, und verspricht, für die Erziehung der Jugend sowie für das Wohl der Erwachsenen zu sorgen. Außerdem übernimmt er die Pflicht (Paragraph 5), für die Bedürfnisse des täglichen Lebens und für die Unterhaltung der Greise und der Waisen der Mitglieder 'zu sorgen. Im sechsten Paragraphen wird bestimmt, daß jedem Austretenden sein eingebrachtes Vermögen zurückerstattet werde; hat derselbe vorher kein Eigenthum besessen und war seine Aufführung in der Gesellschaft tadellos, so erhält er ein der Dauer seiner Mitgliedschaft angemessenes Geschenk.

Im Jahre 1836 wurde der letzte Artikel nun und zwar infolge der Leon'schen Verschwörung gänzlich aufgehoben und das Eigenthum der Gesellschaft für untheilbar erklärt. Wenn also nun ein Mitglied austritt, kann es rechtlich nichts beanspruchen. Sämmtliche Mitglieder, die sich damals auf 391 beliefen, unterschrieben diese Aenderung. Ein Glaubensbekenntniß hat jene Gesellschaft nie aufgestellt und auch keinen Katechismus für ihren Religionsunterricht eingeführt. Letzterer wird meist auf charakteristische Bibelsprüche basiert, die sie natürlich in ihrer eigenen Weise auslegen. Auch das Cölibat beruht auf der Bibel. Rapp, welcher

der Ankunft des Messias stündlich entgegen sah, wollte mit seinen Anhängern gern zu den 144,000 gehören, welche nach der Offenbarung Johannes auf dem Berge Zion beim Lamme stehen werden, weil sie nie ein Weib angerührt hatten. Andere Belegstellen für diese auch von den Shakers vertretene Ansicht fand er in Cor. 7. 7. 8. 25.—27. 29., 1. Thess. 4. 3.—5. Math. 19. 10. 12. 22. 30. und Offenbarung 14. 4.

Ihre religiösen Ansichten sind die schwärmerischen eines Jakob Böhme, Bengel oder Jung Stilling; sie sind mehr praktisch als dogmatisch. Die Regeneration durch die Gnade Christi und die Liebe zu Gott und allen Menschen sind die Punkte, welche das leitende Prinzip ihrer Religion bilden. Die Bibel, welche ihr Hauptlesebuch bildet, erklären sie größtentheils allegorisch.

Auch ihren Kommunismus wissen sie mit zahlreichen biblischen Beweisstellen zu unterstützen, wie sich denn aus der Bibel bekanntlich Alles beweisen läßt.

Im Jahre 1855 ließen die Harmonisten das 288 Seiten starke mystische Werk „Hirtenbrief an die Wahren und Aechten Freymäurer alten Systems", dessen Verfasserschaft von einigen Autoren dem philosophischen Schuster Jakob Böhme zugeschrieben wird, auf ihre Kosten in Pittsburg nachdrucken und vertheilten ein Exemplar an jede Familie. Unter den „wahren Freymäurern" wird hier das wahre Christenthum verstanden und da jenes Buch ziemlich vollständig die religiösen Ansichten der Harmonisten enthält, so sei es mir erlaubt, dasselbe kurz sine ira et studio Revue passieren zu lassen. Dunkel ist natürlich des Inhalts Sinn; doch wenn es auch Wahnsinn ist, so hat es doch Methode.

Der erste Mensch Adam besaß eine dualistische Natur, er war Mann und Weib in einer Person und hätte demnach zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes keine Eva bedurft. Er war nach Gottes Ebenbild geschaffen und war sozusagen Jehova selber. Aber er fiel, als der wegen seines Stolzes aus dem Himmel geworfene Lucifer ihm den Unterschied zwischen Gut und Böse klar machte und ihm die mannigfachen Freuden schilderte, welcher die praktische Verwerthung dieses Unterschiedes mit sich führte.

Somit wurde Adam der Sinn für das Weltliche und Vergängliche eingeimpft; die göttliche Natur verließ ihn; er ward Mensch und fiel in einen Schlaf, was ihm bis dahin noch nicht passiert war. Während desselben entfaltete sich seine animalische Natur vollständig, die weibliche Natur trennte sich von ihm und trat ihm in der Person der Eva gegenüber. Das Paradies verschwand, denn Lucifer hatte inzwischen die Erde in ein Chaos verwandelt, aus welchem Zustande sie heute noch nicht herausgekommen ist. Die Sünde war die nothwendige Folge und dieselbe führte wiederum Krankheiten und andere Unannehmlichkeiten im

Gefolge. Adam zeugte Kinder wie er, aber nicht wie Gott, und jeder seiner Nachkommen ist somit in Sünde empfangen und geboren. Christus war physisch dieselbe Person wie Adam vor dem Sündenfalle; er ist daher auch nicht der Sohn Josefs, sondern der des heiligen Geistes, da jener Zimmermann laut der ihm anklebenden Erbsünde nicht Vater eines göttlichen Kindes sein konnte. Nur durch diese Vaterschaft konnte Christus frei von Sünde sein. Daher halten die Harmonisten den ehelosen Stand für reiner und gefälliger und sind der Ansicht, daß wenn er von allen Menschen angenommen würde, der Anbruch des ersehnten tausendjährigen Reiches beschleunigt würde.

Wann dasselbe beginnt, ist schwer zu sagen; die Harmonisten glauben, es könne jeden Tag seinen Anfang nehmen.

Der chiliastische*) Träumer und Landsmann Rapp's, Albert Bengel, setzte den Anfang des Millenniums auf das Jahr 1836 fest und Rapp glaubte, es würde ein Jahr später eintreten. Aber sie hatten sich beide gründlich verrechnet und mußten sich in das Unvermeidliche geduldig fügen.

*) Chiliasmus ist die Erwartung eines tausendjährigen Reiches ungestörter Wonne und Herrlichkeit auf Erden (Millennium) unter der Regierung des Messias, an welchem die vom Tode auferweckten Frommen Theil haben würden.



Aus den Erinnerungen eines deutsch-amerikanischen Geistlichen.

1. Bei einem „Kollegen“.

In Amerika kommt es einem mitunter trefflich zu Statten, wenn man sich im alten Vaterlande in verschiedenen Fächern des Wissens umgesehen hat und gleichsam ein «Jack of all trades» geworden ist. Es trägt dieses wesentlich zur persönlichen Unabhängigkeit bei; gefällt einem die eine Beschäftigung nicht, so greift man ruhig zur andern und kein Mensch findet dies der Mühe werth, irgend welchen Tadel darüber auszusprechen. Jeder ist hier mehr als sonstwo seines Glückes Schmied und hilft sich daher so gut oder so schlecht, wie er es vermag.

So brachten es die Umstände einst mit sich, daß der Verfasser dieser Zeilen einmal sein Bischen Theologie, das ihm noch von Heidelberg her im Gedächtniß geblieben war, an den Mann bringen konnte. Doch wir wollen der Bequemlichkeit wegen lieber in der ersten Person reden.

Ich hielt mich zur Zeit, von der ich erzähle und deren genaue Angabe von keiner Wichtigkeit ist, einige Monate in der Rauchstadt Pittsburg auf und machte daselbst auch die Bekanntschaft mehrerer Geistlichen, die mich häufig einluden, Sonntags für sie die Kanzel zu besteigen. Da ich damals überhaupt ohne Beschäftigung war, so nahm ich jede Einladung auch stets an, denn, dachte ich, wer kann wissen, wozu es gut ist, wenn Du Dich auch einmal im Predigen übst.

Da nun einer jener Prediger einst bedenklich erkrankte und kein Stellvertreter schnell genug bei der Hand war, so ließ ich mich dann bereden, die Leitung der betreffenden Gemeinde interimistisch zu übernehmen.

Nun wurde ich an einem Sonntag Nachmittag von einem gutmüthigen Bayern, der in einer weitabgelegenen Vorstadt Pittsburgs wohnte, abgeholt, um sein krankes Kind zu taufen. Ich fand bei ihm eine äußerst lustige Gesellschaft, die sich das Bier munden ließ und sich

die Zeit mit Gesang und Musik angenehm vertrieb. So eine Kindtaufe nämlich gibt den frommen Leuten die beste Gelegenheit und zugleich den stichhaltigsten Grund zur Abhaltung eines kleinen Familienfestes, zu dem dann Freunde und Bekannte von Nah und Fern eingeladen werden.

Unter den Pathen befand sich auch ein netter, junger Mann, der seines Zeichens ein Bauschreiner war und der in dem Hause des Festgebers wohnte. Er erzeigte mir stets die größte Aufmerksamkeit und lud mich, besonders da ich wegen des plötzlich eingetretenen furchtbaren Regenwetters doch an Ort und Stelle gebannt war, ein, auch einmal sein Zimmer zu beaugenscheinigen, was ich denn auch that. Unter den zahlreichen Bildern, womit er die Wände tapeziert hatte, fiel mir besonders eins auf; dasselbe stellte einen jungen Mann mit langen Lockenhaaren und einem spitz gedrehten Schnurrbarte dar. Auf meine Frage, wer derselbe sei, sagte er, nachdem er den betreffenden Namen, den ich lieber verschweigen will, genannt hatte, es sei ein ihm befreundeter Dichter, der in Pittsburg wohne.

„Dichter?" entgegnete ich; „die Namen der meisten deutsch-amerikanischen Dichter sind mir doch bekannt; den aber, den Sie mir soeben angeführt haben, habe ich in meinem ganzen Leben lang noch nicht gehört."

„Wie? Sie interessieren sich für Dichter? Haben Sie mal selbst Verse gemacht?"

„Ja; ich kann es nicht leugnen!"

„Geben Sie mir die Bruderhand; ich bin auch ein Dichter!"

Wenn mir einer der Kindtaufsgäste eine Ohrfeige verabreicht hätte, so wäre ich dadurch nicht mehr überrascht worden, als durch diese Bemerkung. Und dabei sah mich der junge „Kollege" so zutraulich mit seinen treuen Augen an, daß ich ihm im Namen Apoll's die Hand reichte und ihm die seinige kräftig schüttelte. Da die Dichter in „Pennsylvanichen" zu den Seltenheiten gehören, was übrigens auch kein großes Unglück ist, so ist es eine selbstverständliche Sache, daß wenn sich einmal zwei solcher Schöngeister gefällig begegnen, sie einen Gedankenaustausch vornehmen, der nicht so schnell wie ein gewöhnliches, prosaisches Geschäft abgebrochen wird.

Zuerst mußte ich meinem „Kollegen" einen Vers in sein Stammbuch schreiben und nachdem er mir die merkwürdige Mittheilung gemacht hatte, daß er das Dichten beim alten Pfarrer Weitershausen in Alleghany City gelernt habe, bat er mich um Erlaubniß, mir das neueste Erzeugniß seiner Verse vorlesen zu dürfen.

Was sollte ich machen? Draußen regnete es sündfluthmäßig und da mir von allen anwesenden Wetterpropheten versichert wurde, es höre

bald auf, so dachte ich, der Klügste gibt nach, und ertheilte dann die Erlaubniß zur poetischen Vorlesung.

„Mein neuestes Gedicht," begann mein „Kollege", „behandelt die Pflichten des echten Dichters; es ist zwar etwas lang, aber das Thema läßt sich mit dem besten Willen nicht in ein paar Versen erschöpfen. Um eins aber möchte ich Sie ersuchen: wenn Sie irgend etwas zu tadeln haben, so sagen Sie Ihre Meinung getrost frei heraus. Hören Sie nun den ersten Vers:

Des Dichters Pflicht sei wie Kindespflicht
Durch dankbar werden, dem Geisteslicht
Sich seiner Kräfte redlich weihen
Ist Dichterspflicht und Menschenfreude
Ist Völkerruf und Friedgeläude
Ist Leuchtgedanke für den Freien —" .

Ich stutzte und war eine Zeit lang im Zweifel, ob ich lachen oder dem Manne sagen sollte, daß er ein unheilbarer Narr sei. Meine ungekünstelte Gutmüthigkeit jedoch verhinderte mich an beidem und ich hatte zu dem Verse, den ich hier in der Orthographie und der nur durch ein Komma vertretenen Interpunktion des Originals genau mitgetheilt habe, kein Sterbenswörtchen zu sagen, sondern blieb stumm und regungslos sitzen.

„Was halten Sie davon?" fragte er mich. Ich fand abermals keine geeignete Antwort.

„Ja'" fuhr er fort, „dies Gedicht ist schwer zu verstehen; ich will Ihnen daher den ersten Vers nochmals vorlesen, damit Sie den richtigen Begriff davon bekommen. Aber tadeln Sie ruhig, wo es nöthig ist."

O ich armer geschlagener Dichter; schlimmer ist Marsyas nicht gequält worden, als ich an jenem regnerischen Unglückstage. Das ganze Gedicht bestand aus 14 sechszeiligen Versen und jeder einzelne Vers wurde mir „zum besseren Verständniß" zweimal vorgelesen!

Gesagt aber mußte doch etwas werden, wenn ich meinen treuherzigen „Kollegen" nicht beleidigen wollte. Als er den ersten Vers zum zweiten Male vorgelesen hatte, fragte ich ihn, ob es nicht besser sei, statt „Leuchtgedanke" Lichtgedanke zu sagen.

„Nein," entgegnete er; „Leuchtgedanke" ist viel kräftiger, denn eine Leuchte scheint im Dunkeln heller und weiter als ein Licht!"

Dies war die erste und letzte Verbesserung, die ich vorzuschlagen hatte.

Mittlerweile ward es Abend; es regnete noch und ich saß immer noch bei meinem „Kollegen". Geschieden aber mußte sein, das sah endlich sogar mein Freund ein und steckte eine große „Leuchte" an und begleitete mich mit derselben zur nächsten Straßeneisenbahn.

Am nächsten Tage schickte er mir eine saubere Abschrift jenes Gedichtes und damit der geneigte Leser eine ungefähre Idee davon bekomme, was „ein Dichter" auszustehen hat, wenn er einen „Kollegen" antrifft, theile ich noch ein paar weitere Verse getreu nach dem Originalmanuskript, das ich allen Verehrern einer ungekünstelten „Volksdichtung" bereitwilligst zur Verfügung stelle, mit.

Dichters Schrift die stets für Wahrheit spricht
Mit klar'n Wort den Unrecht ins Ang'sicht
Leuchtet in der Menschheit dunklen Bahn
Daß sie unterscheiden kann was Recht
Was Pflicht für den Herren und den Knecht
Natürlich ist erlaubt ohne Wahn

Des Dichters Pflicht ist zu verbinden
Wunde und entzweite Mensch'nherzen
Ist Saamenkorn in edler Weiße
Ausstreu'n auf der Menschheit Herzensfeld
Zu singen aus freier Lust, warm und hold
Jugend lehrt und warnt, stärkt den Kreise

Des Dichters Schrift sei kein Soldgericht
Mitgefühl! den Eigennutz berichticht
Sein Lied! als wenns auf Adlersschwingen
Für Alles Schöne, Edle sei geweiht
Völk'rwohl sei sein Harmoniegeläut
Volksschulen sei geweiht sein Singen

Des Dichters Schrift sei kein Irrlichtstrahl
Die nie verführe zur That der Qual
Den wer die durch poetische Kraft
Durch freches Bild und Spott belächelt
Die für Freiheit, Recht ausgeröchelt
Ist nicht Poet aller Völkerschaft

2. Eine Leichenfeierlichkeit in Pennsylvanien.

Zur Mitternachtsstunde klopfte es gewaltig an meine Hausthüre; ich eilte mich gerade nicht mit dem Aufstehen, denn ich dachte, jener nächtliche Besucher wird seines Klopfens auch einmal müde und beehrt einen andern Geistlichen, der weniger schwerhörig ist, mit seiner unverhofften Gegenwart. Doch da irrte ich mich gewaltig und wäre ich nicht schnell aus dem Bette gesprungen, so hätte der „grobfaustige" Pennsylvanier wahrhaftig noch die Hausthüre eingeschlagen.. Als ich nun zum Fenster hinausblickte, sah ich unten einen biedern, mir wohlbekannten Schwaben

stehen, der mir unter heftigem Schluchzen die Mittheilung machte, daß seine Schwägerin, die Gattin eines deutschen Bierbrauers, der in einer kleinen, ungefähr 25 Meilen von meinem Wohnorte entfernten Niederlassung wohnte, plötzlich gestorben sei; ich solle mich daher am nächsten Morgen um 6 Uhr pünktlich auf dem Bahnhofe einfinden, um mit ihm und seinen Verwandten nach dem Trauerhause zu reisen.

„Wann ist die Frau gestorben?“ fragte ich.

„Heute Abend gegen zehn Uhr erhielten wir die Depesche. Stellen Sie sich ja pünktlich ein!“

Nun war es mit meinem Schlafe vorbei. Jene Bierbrauersfrau hatte ich noch vor wenigen Tagen gesund und munter gesehen und noch ein paar Glas Bier mit ihr getrunken; es war eine brave, treue Hausfrau, die keine Minute unbenutzt ließ und die ihrem Gatten stets wacker zur Seite stand. Durch Fleiß und Ausdauer hatte sich jenes Ehepaar zu einem respektabeln Wohlstande empor gearbeitet und beide blickten daher ruhig in die Zukunft. Ihre Kinder waren auch meistentheils schon erwachsen und so erfreuten sie sich denn nach einem thatenreichen und entbehrungsvollen Lebensfrühling eines friedlichen und ruhigen Spätsommers. Und dieses Glück war nun plötzlich zerstört! Dieser grelle Uebergang schien mir kaum begreiflich.

Halt! schoß es mir da durch den Kopf, ist nicht morgen der erste April? Vielleicht haben sich einige rohe Buschbauern einen Scherz erlaubt und jene Depesche abgeschickt, um die städtischen Schwaben einmal in den April zu schicken? Solchen Fenzriegelhelden ist wahrlich Alles zuzutrauen.

Als ich mich am Morgen zur bestimmten Zeit im Bahnhofe, woselbst sich bereits die trauernden Anverwandten der betreffenden Familie zahlreich versammelt hatten, einfand, theilte ich meine Ansichten über jene überraschende Nachricht mit und sagte ihnen, sie sollten einstweilen ruhig abreisen; sei die Sache ein niederträchtiger Spaß, so sollten sie mir telegraphiren. Da das Leichenbegängniß so wie so erst am Nachmittage stattfinden sollte, so sah ich nicht ein, weshalb ich überhaupt so früh in jener langweiligen Niederlassung sein sollte.

Da jedoch zur bestimmten Zeit die sehnlichst erwartete Depesche nicht eintraf, so blieb mir, wenn ich den Pflichten meines Standes genügen wollte, nichts anderes übrig, als nach dem Orte der Trauer abzureisen.

Es war ein gar stürmisches und unfreundliches Wetter, als ich an der Station C. abstieg und mich anschickte, da ich dort das versprochene Fuhrwerk nicht vorfand, die ungefähr eine Meile betragende Strecke zur Brauerei zu Fuß zurückzulegen. Der Sturm raste und tobte in den Alleghanies wie der wilde Jäger und der Regen peitschte mir so heftig in's Gesicht, daß ich kaum die Augen öffnen konnte. Ich wäre sicherlich

in meinem dunklen „Drange“ an der Brauerei wie ein Blinder vorüber gegangen, wenn mir nicht noch rechtzeitig der Klang deutscher Lieder die Lage derselben angedeutet hätten. Und was für Lieder wurden dort gesungen? Da klang es wie Donnerschlag durch die Gebirge:

„Ein Jäger aus Churpfalz,
Der stolpert über 'n Saustallthor,
Und bricht auch gleich den Hals;
Da konnt' er nichts davor!“
U. s. w., u. s. w.

Hier sind nicht allein die Schwaben, sondern hier bist auch Du einmal gründlich in den April geschickt worden, dachte ich bei mir selbst und sann darüber nach, auf welche Art ich mich revanchieren sollte. Sicherlich feierte da der Sohn eines reichen Buschbauers Hochzeit und hatte jene Depesche an die Verwandten des Bierbrauers geschickt, damit er doch auch einmal eine große, lustige Gesellschaft um sich habe.

Doch nein — an der Thüre hing ja ein großer schwarzer Trauerflor; oder sollte man die Fopperei wirklich so weit getrieben haben? Ich trat durch die offene Hausthüre und sah im Zimmer zur linken Hand einen schmucklosen Sarg, den mehrere weinende Kinder umstanden. Auf die Frage, wo ihr Vater sei, erwiderten sie, er würde gleich kommen, ich solle nur einstweilen zu den Leuten im Nebenzimmer gehen. O, welche himmelweiten Kontraste waren hier auf ein paar Zoll zusammen gedrängt! Hier verlangten die Kinder mit der Mutter begraben zu werden und dort hieß es: „Freut Euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht!“

Es ward mir unbehaglich und gern wäre ich wieder hinaus in's Freie geeilt, wenn der Regen nicht in Strömen geflossen wäre. Als jene gefühllosen Zechbrüder von meiner Ankunft hörten, eilten gleich zwei derselben auf mich zu und trugen mich triumphirend zu den übrigen Buschbauern. Dieselben hatten sich größtentheils alle schon am vorhergehenden Abende eingefunden; denn ein Todesfall ist für den pennsylvanischen Bauern eine Art Kirmes und ein solches Fest läßt er sich besonders dann nicht entgehen, wenn er weiß, daß die trauernde Familie „gut ab“ ist und also Speisen und Getränke in Hülle und Fülle auftragen kann. Besonders hatte unser guter schwäbischer Bierbrauer nicht nöthig, die ringsumwohnenden Farmer von seinem Unglücke zu benachrichtigen; der Wind schien es jedem Farmer der Umgegend zu gleicher Zeit in die Ohren geraunt zu haben, daß er nun Gelegenheit habe, sich auf Regimentsunkosten einen Millionenrausch antrinken zu können. Jene lärmenden Farmer hatten die ganze Nacht hindurch gezecht und ein Faß nach dem andern geleert und der trauernde Bierbrauer versicherte mir, daß er ihnen mindestens zehnmal auf ihr Verlangen Brod und Wurst vorsetzen mußte. Die in Deutschland verbotenen Leichenschmäuse

scheinen also bei den Deutschen Pennsylvaniens wieder in Schwung gekommen zu sein. Zwei oder drei kurz aufeinander folgende Todesfälle können in jener Gegend die betreffende Familie an den Bettelstab bringen.

Zum Kirchhofe folgten der Leiche nur die nächsten Anverwandten; die übrigen „Freunde" fanden in dem schrecklichen Wetter eine willkommene Entschuldigung, beim lieben Bierfasse sitzen zu bleiben.

Endlich nahte dann die Zeit meiner Heimreise. Ein alter Irländer fuhr mich nach dem Bahnhofe und noch lange tönte es hinter mir her:

„Und so wollen wir noch einmal,
Wollen wir noch einmal, Heirassasah!
Lustig sein, fröhlich sein, Hoppsassasah!"

---

3. Eine pastoraltheologische Zeit- und Streitfrage.

Der alte Kaspar Burggraf von Cambria County war nicht allein ein sehr wohlhabender, sondern zugleich auch ein sehr frommer Mann; wenigstens gab er bei jeder Gelegenheit vor, ein treuer Streiter Christi zu sein. Von den christlichen Lehren, daß man nicht Schätze sammeln solle, die von Motten und Rost verzehrt werden, und daß der wahre Christ Hab und Gut verkaufe und das Geld den Armen gebe, schien er übrigens nicht gehört zu haben, denn sonst hätte er sie sicherlich genau befolgt; so aber versündigte er sich in seinem dunkeln Drange beständig an denselben. Ob in diesem Falle Unkenntniß des Gesetzes vor Strafe schützt, vermögen wir leider nicht mitzutheilen.

Wie gesagt, der alte Kaspar Burggraf war ein frommer und wohlhabender Mann in Amerika geworden und hätten es ihm die Verhältnisse in Deutschland erlaubt, früher auszuwandern, so wäre er sicherlich der reichste Mann in dem genannten County geworden. Schon in seiner alten Heimat hatte ihn das Glück auffallend begünstigt, denn er hatte einstens, wie er selbst öfters erzählte, in einem in der Nähe eines gräflichen Schlosses gelegenen Kuhstalle mehrere tausend Thaler unter der Krippe „gefunden"; die Gerichts-Beamten jedoch, die gottvergessenen Menschen, behaupteten damals, er habe jenes Geld aus dem Schlosse geholt und steckten ihn dafür einige Jahre in das Zuchthaus. Der Gerechte muß bekanntlich viel leiden und die Sache wäre am Ende nicht so schlimm gewesen, wenn der alte Jack, Kaspar's intimer Jugendfreund, nicht inzwischen nach Cambria County, dem gelobten Lande der Wucherer, Blutsauger und Frommen, ausgewandert wäre und dort durch das Ausspielen der Karten, auf die Kaspar seine Hoffnung auf Erfolg ge-

baut hatte, zu einem steinreichen Mann geworden wäre. Ja, der alte Jack hatte ihm das Spiel verdorben und so entschloß er sich denn, die alte Lehre, nach welcher Ehrlichkeit die beste Politik ist, praktisch zu erproben.

Da entwickelte er nun einen ganz erstaunlichen Scharfsinn auf dem Gebiete der Sparsamkeit. Der alte Jack rauchte, schnupfte und kaute Tabak; er hingegen rauchte nur und zwar das billigste Kraut, das es gab, nämlich Tobis oder sogenannte Ratten-Schwänze, die er zur weiteren Ersparniß auch stets im Großen einkaufte. Diese Cigarre hatte außerdem noch den Vortheil, daß, wenn man eine geraucht hatte, man gewöhnlich einige Tage warten mußte, ehe man wieder Kraft und Muth zum Anzünden einer zweiten gesammelt hatte. Währenddem sein ungerathener Sohn prinzipiell an keinem Wirthshause vorbei ging, ohne einzukehren, trank der alte Kaspar zu Hause Wasser und nahm jedes Schaltjahr einen Schluck Rachenputzer oder Whisky zur Stärkung seines Magens; zum Ausgehen hatte er überhaupt auch wenig Zeit, denn er hielt einen kleinen Kramladen, der seine beständige Aufmerksamkeit erforderte, wenn er keinen Kunden verlieren wollte, oder wenn keine Kaffeebohne zu viel abgewogen werden sollte. Plagte ihn aber doch einmal der Bierdurst, was allerdings manchmal in den heißen Sommermonaten geschah, so ging er mit seiner alten Ehehälfte zu seinem Landsmann, dem Lügenkaspar, der eine Wirthschaft hielt und ihm jedesmal das größte Glas, das er besaß, ohne Preiserhöhung einschenkte. Trinke ich hier zwei Glas, so erhalte ich so viel, wie wenn ich sonst drei trinke, und spare also fünf Cents, dachte er selbstvergnügt bei sich. Seine alte Ehehälfte machte natürlich stets einen Freundschaftsbesuch hinten in der Küche und was dieselbe dort trank, brauchte gar nicht bezahlt zu werden. So war überall der Kaspar auf seinen Profit bedacht: kein Wunder also, daß er reich ward. Hätte ihm sein Sohn nur nicht zuweilen heimlich in die Kasse gegriffen, wer weiß, ob er es nicht trotz seiner Ehrlichkeit zu eben so vielen Häusern wie der alte Jack gebracht hätte!

Der alte Kaspar war, wie Anfangs mitgetheilt, ein frommer Mann und ging natürlich auch fleißig zur Kirche, wovon auch die Knöpfe, die jeden Sonntag in den Klingelbeutel geworfen wurden, beredtes Zeugniß ablegten. Der alte Jack opferte doch wenigstens für sich und seine Familie einen ganzen Cent; der alte Kaspar aber dachte, unser Hergott bedürfe keiner pekuniären Unterstützung; nur um den Anstand zu wahren, ließ er den Klingelbeutel nicht unbeachtet vorüber gehen. Nur manchmal, wenn er gar zu sehr in frommen Gedanken versunken war, merkte er nicht, was um ihn her vorging.

Da hatte ich nun einstens von der Kanzel furchtbar losgedonnert über die Sucht nach Reichthum und den Geiz, der da die Wurzel alles

Uebels ist, und da sich der alte Kaspar gerade unter den andächtigen Zuhörern befand und er während der Predigt mehrmals scharf angesehen worden war, so glaubte er steif und fest, ich habe auf ihn gestichelt und er erging sich nach Beendigung des Gottesdienstes in allerlei unchristlichen Bemerkungen über mich. „Der soll's schon ausfinden!" sagte er drohend und von nun an mied er die Kirche, wie der Teufel das Weihwasser. Jetzt hatte er alles Erdenkliche an mir auszusetzen und als ich darauf auch noch die Unverschämtheit besaß, Kaffee, Zucker und was man sonst in der Haushaltung braucht, bei seinem erbittertsten Feinde holen zu lassen, kannte sein Zorn keine Grenzen mehr.

Nun hatte mir einst ein guter Freund, auf dessen Landgut ich einige heiße Sommertage zugebracht, einen äußerst werthvollen weißseidenen Hut zum Andenken geschenkt und da mir meine schwarze Pastoral-Stovepipe (Zylinderhut) der Hitze wegen unbequem war, so war ich auch verwegen genug, von jenem Geschenk Gebrauch zu machen, trotzdem ich wohl wußte, daß dies großes Aufsehen erregte, denn selbst nicht der älteste Pionier von Cambria County hatte jemals eine solche Kopfbedeckung zu Gesicht bekommen. Dies kümmerte mich übrigens im Grunde sehr wenig; ja, es machte mir noch großes Vergnügen, wenn ich wahrnahm, daß der alte Kaspar jedesmal, wenn ich über die Straße ging, mit dem zitternden Finger auf mich deutete.

Eines Abends nun sah ich, daß der alte Kaspar in der Wirthschaft seines Busenfreundes und Landsmannes, des sogenannten Lügen-Kaspar, saß und sein großes Stammglas vor sich hatte. Ohne mich lange zu besinnen, trat ich ein, setzte mich zu ihm an den Tisch und bestellte mir ebenfalls ein Glas Bier. Als ich nur ein kleines erhielt, bemerkte der alte Kaspar schadenfroh: „Ich gelte hier doch mehr als Sie!"

„Wäre auch schlimm, wenn es anders wäre!" entgegnete ich.

Da ich bemerkte, daß mein guter, frommer Freund beständig nach meiner Kopfbedeckung blickte, fragte ich ihn: „Nun, Herr Kaspar Burggraf, wie gefällt Ihnen denn eigentlich mein neuer Hut?"

„Es ist ein ganz schöner Hut," erwiderte er; „aber als Geistlicher sollten Sie doch den schwarzen Stovepipe tragen?"

„Wie so? Wo steht denn das geschrieben? Haben Sie jemals in Ihrer Bibel darüber eine Vorschrift gelesen? Hat vielleicht Christus irgendwo gesagt, daß der Verkündiger seiner Lehre den Kopf mit einer schwarzen Angströhre bedecken müsse? Was für einen Hut trug denn Christus, der doch unser Vorbild sein soll?"

Das waren Fragen, auf die der alte Kaspar nicht vorbereitet war, und so stürzte er denn, ohne ein Wort zu sagen, den Rest seines Bieres die Kehle hinunter und eilte fort.

Die Hutfrage blieb also unerledigt; aber mit der Geschichte meines Hutes bin ich noch nicht fertig.

Ich hatte damals einen Kirchendiener, der trotz seiner siebzig Jahre noch beharrlich mit Heiratsgedanken schwanger ging. Meine Bemühungen, ihn zu anderer Ansicht zu bringen, schlugen fehl.

„Sehen Sie doch einmal den alten Häuser an," sagte er eines Tages zu seiner Vertheidigung, als ich ihm wieder einmal gehörig den Text gelesen hatte, „der hat ja noch in seinem 78. Jahre ein Frauenzimmer genommen und gegen diesen tauben und lahmen Krüppel bin ich doch wahrhaftig noch ein Jüngling!"

„Ja, und in seinem 79. Jahre mußte er sich wieder scheiden lassen. Und mit solchem Narren wollen Sie sich vergleichen? Schämen sollten Sie sich in die Haut hinein! Daß der alte, kindische Häuser noch nicht im Narrenhause ist, verdankt er lediglich dem Wohlwollen der Bürger, die in diesem Falle nicht auf eine strenge Durchführung der Gesetze dringen!"

„Sie haben keine Ahnung von den Tagen eines Wittwers, sonst würden Sie anders sprechen. Da kommt man Abends nach Hause und starrt seine vier Wände an; da muß man seinen Kaffee selber kochen und allein trinken und da schmeckt er einem selten; fehlt einem während der Nacht dies oder das, so hat man keinen Menschen, der einem eine Handreichung thut; will man sich am Sonntag frisch anziehen, um in die Kirche zu gehen, so hat man kein ordentlich gestärktes und gewaschenes Hemd anzuziehen, — wie soll man sich da glücklich fühlen?"

„Mein liebes, gutes Kamisol, ich wünsche Ihnen von Herzen Glück zu Ihrem Vorhaben. Wenn Sie denn einmal heiraten wollen, dann nur zu. Sie brauchen mir keine Traugebühren zu bezahlen, denn unter so alten Freunden, wie wir es sind, nimmt man es nicht so genau. Was ich überhaupt in dieser wichtigen Angelegenheit für Sie thun kann, soll mit Freuden geschehen. Sie erinnern sich noch, daß ich Ihnen kürzlich eine neue Hose schenkte; ich glaubte damals sicherlich, Sie würden damit das Herz einer reichen Wittwe erobern, aber es scheint nicht der Fall gewesen zu sein."

„Ja, die Sache geht nicht immer so schnell, wie man wünscht. Jetzt aber sind meine Aussichten besser."

„Wie so?"

„Sie entsinnen sich doch noch, daß Sie vor vier Wochen dem versoffenen Frohnhäuser, der im Rausche die Treppe hinunter fiel und das Genick brach, die Leichenrede hielten?"

„Nun, was ist damit?"

„Derselbe hat doch eine Wittwe hinterlassen und diese hat, wie ich

von allen Seiten höre, ihr Auge auf mich geworfen. Sie hat 61 Doll. auf der Bank; ja, einige munkeln sogar von 65!"

„Und diese Kreuzspinne wollen Sie heiraten? Da hätte ich Ihnen doch einen besseren Geschmack zugetraut!"

„Zu große Ansprüche kann ich auch nicht machen."

„Wissen Sie was? Meine Hose hat Ihnen nichts geholfen, vielleicht führt Sie mein neuer Hut dem Ziele Ihrer Wünsche entgegen. Er ist mir von einem guten Freunde geschenkt worden; wenn ich denselben nun Ihnen verehre, so bleibt er auch in der Freundschaft. Sehen Sie nur einmal zu, ob er Ihnen paßt."

„Ach, der ist ja von weißer Seide!"

„Weiß ist die Farbe der Unschuld; ziehen Sie vielleicht einen grauen Hut vor?"

„Er paßt ganz gut," sagte er, nachdem er ihn aufgesetzt hatte, „ob ich ihn aber tragen werde, weiß ich noch nicht: ich will ihn wenigstens vorläufig mit nach Hause nehmen."

„Aber nur auf dem Kopfe. Wenn Sie ihn unterwegs abnehmen, brauchen Sie mein Haus nicht mehr zu betreten. Wer meine Geschenke verachtet, kann mir gestohlen werden!"

Darauf setzte er ihn auch wahrhaftig auf und eilte nach Hause. Am nächsten Tage begegnete ich ihm zufällig auf der Straße; er trug seinen alten schmierigen Filzhut und auf die Frage, warum er denn nicht den meinigen aufgesetzt habe, erklärte er mir, einen solchen Hut könnten nur Leute aufsetzen, die entweder einen Sparren zu viel oder zu wenig hätten; wenigstens sei dies die Ansicht Aller, die ihn gestern beobachtet hätten.

„So? Allem Anschein nach kommen Sie nie mit einem vernünftigen Menschen in Berührung."

„Für Ihren Hut habe ich inzwischen eine andere Verwendung gefunden. Als ich gestern Abend nach Hause kam, sah ich, daß meine Katze mit sieben Jungen niedergekommen war; dieselben habe ich dann in den Hut gesetzt. Dort sitzen sie trocken und allem Anscheine nach befinden sie sich recht wohl!"

Dies war, so viel ich erfahren habe, das Ende jenes so großes Aufsehen erregenden Hutes. Die pastoraltheologische Zeit- und Streitfrage aber, was für einen Hut ein Geistlicher von rechtswegen tragen soll, ist durch diese Geschichte nicht erledigt worden.

4. Mein alter Kirchendiener.

Der alte Döpp, mein langjähriger Kirchendiener zu J. in Pennsylvanien, war ein kurioser Kauz, aber im Allgemeinen eine treue, brave Seele. Er war die Gefälligkeit und Zuvorkommenheit selber und wenn er einmal in's Erzählen gerieth, wußte er selten das Ende zu finden. Doch wir vertrugen uns prächtig mit einander, waren wir doch auch insofern Schicksalsgenossen, als wir beide unbeweibt waren; ich war damals noch Junggeselle, der alte Döpp aber Wittwer und vielfacher Großvater. Trotz seines hohen Alters hatte er aber noch ein liebebedürftiges Herz und so freute er sich denn jedesmal innig, wenn er zum Begräbnisse eines Ehemannes die Kirchenglocke zu läuten hatte. „Meine Aussichten," pflegte er alsdann zu sagen, „haben sich wieder gebessert, denn wir haben nun eine Wittwe mehr in der Gemeinde." — Um ihm zur Anbahnung eines zarten Verhältnisses etwas behülflich zu sein, schenkte ich ihm einst auf Pfingsten eine Sommerhose, die ich selbst erst zwei oder drei Mal getragen und die ihm beim ersten Anblick ganz außerordentlich gefallen hatte. Nun aber hätte man ihn sehen sollen! — Früh am Pfingstfeste stand er an der Kirchthüre, ließ alle frommen, christlichen Schwestern an sich vorbeipassieren und freute sich königlich, wenn ihm infolge seiner grellfarbigen Sommerhose größere Beachtung als sonst geschenkt ward. Ja, der Organist mußte an diesem Tage lange warten, bis sich der alte Döpp zum Balkentreten einfand. Kaum war die Kirche aus, da machte er auch schon überall Fensterparaden, wo hoffnungsvolle Wittwen wohnten. Es war an jenem Tage drückend heiß und nur Derjenige wagte sich vor die Thüre, den ganz besondere Geschäfte dazu zwangen. Aber der alte Döpp marschierte tapfer fürbaß; doch konnte er sich, als er gegen Abend in Schweiß gebadet und erschöpft in seiner Klause ankam, weder eines galanten Abenteuers rühmen, noch fühlte er sich zur Hoffnung auf ein solches berechtigt. An seinem Leibe war kein trockener Faden mehr; auch die neue Hose triefte von Schweiß. — Einige Tage nach diesem für ihn resultatlosen Feste kam er zu mir und sagte: „Aber was mir inzwischen passiert ist, das rathen Sie doch nicht! Denken Sie nur: am letzten Sonntag hatte ich mit Ihrer Hose, die mir wie angegossen paßt, einen kleinen Spaziergang gemacht und als ich nach Hause kam, zog ich sie aus und hing sie auf die Fenz zum Trocknen, denn sie war voller Schweiß. Als ich sie jedoch nach einer halben Stunde wieder herein holen wollte, war sie verschwunden und kein Mensch in der ganzen Nachbarschaft konnte oder wollte mir sagen, wer sie genommen hatte. Ich glaubte anfänglich, irgend ein Bekannter habe sie zum Scherze gestohlen und brächte sie mir am nächsten Tage

wieder; doch da irrte ich mich sehr. Ein Tag nach dem andern verging, aber meine Hose kam nicht. Doch ein gescheidter Mensch wie ich weiß sich schon zu helfen und läßt den Muth nicht so leicht sinken. Da ich meinem Nachbar John Bauseler nie so recht getraut habe, trotzdem man ihm eigentlich nichts Schlechtes beweisen kann, so befahl ich meiner Tochter, sie solle sich an dessen Gartenzaun stellen und mir so laut sie könnte, folgende Worte zurufen: „Vater, reis' doch so schnell wie möglich zu dem alten Schwarzkünstler nach Wilmington; der kann ja den Dieb besprechen, daß er Dir Deine neue Sommerhose wieder bringen muß. Dann lernst Du auch den elenden Dieb kennen; denn er muß so lange vor Dir stehen bleiben, bis er wieder freigesprochen ist!" Die Tochter that, wie ihr befohlen war und ich schrie ihr, daß man es meilenweit hören konnte, entgegen: „Gleich reise ich hin und wenn mich die Sache noch zehn andere Sommerhosen kostet!" — Das half wahrhaftig. Heute Morgen in aller Frühe kommt der genannte Nachbar zu mir, bringt mir die Hose zurück und sagt, er habe sich nur einen Scherz mit mir erlauben wollen. — Ein Bischen Aberglaube ist doch zuweilen gut!" — Nun hatte also mein alter Döpp seine Sommerhose wieder; zu einer Frau hat sie ihm übrigens doch nicht verholfen.

---

5. Professor Hocuspocus.

Eine sonderbare Ueberschrift, denkt der geneigte Leser sicherlich, und er hat gewissermaßen recht; aber der „Professor", von dem ich hier erzählen will, war noch viel sonderbarer. Er hieß eigentlich anders und wenn ihn jemand „Hocuspocus" titulierte, so sagte er gewöhnlich: „Mein Name ist Friedrich Wilhelm Braun, von Gottes Gnaden!"

Er stammte aus Schwaben, war, wie aus dem bisher Gesagten schon leicht ersichtlich, noch keine vierzig Jahre alt und wollte in seinem Vaterlande katholische Theologie studiert haben. Wenn er deshalb näher befragt wurde, so sagte er gewöhnlich: „Ich habe allerdings studiert, aber nur bis an den Hals; in den Kopf haben sie nichts gebracht!" Und da hatte er nicht so ganz unrecht. Von Gelehrsamkeit hatte er keine Spur im Kopfe, dafür aber desto mehr Dummheiten und Lumpereien, und da er ein ziemlich gutes Mundstück besaß und dasselbe auch gerne gebrauchte, besonders wenn er es auf allgemeine Unkosten anfeuchten konnte, so war er in gewissen Kreisen seines pennsylvanischen Städtchens ein gern gesehener Gast. Er ließ alle Narrenpossen mit sich geduldig treiben und hatte selbst auf die beleidigendsten Worte eine ruhige, ver-

söhnliche Antwort. Aber er wußte auch ganz genau weshalb; denn je bereitwilliger er sich zum Narren halten ließ, zu desto mehr Schnäpsen wurde er eingeladen. Und den Schnaps trank er für sein Leben gern! Mochte das Glas auch noch so voll sein, mit der Geschwindigkeit eines Taschenspielers hatte er es im Nu bis auf den letzten Tropfen geleert. Schade, daß das Gesicht, das er alsdann schnitt, nicht photographiert wurde! „Wenn der Schnaps nicht wäre," sagte er öfters, „so gäbe es schon längst keinen Friedrich Wilhelm Braun, von Gottes Gnaden, mehr! Ja, ich bin bereits zehn Jahre im Lande und könnte ein wohlhabender Mann sein, denn Arbeit habe ich immer gehabt; aber die Kehle will doch auch etwas von dem Guten dieser Welt genießen!"

Wenn man irgendwo einen Hanswurst nöthig hatte, so brauchte man sich nur an den stets gut gelaunten Braun zu wenden, der da für ein Glas Schnaps Alles mit sich anfangen ließ. So hatte er denn auch einstens auf einer „Fair" zum Besten einer katholischen Schule einen Hexenmeister dargestellt und zwar, da es ihm an natürlicher Komik nicht fehlte, so vorzüglich, daß er seit jener Zeit allgemein „Professor Hocus-pocus" genannt wurde.

Er hatte sich in Amerika dem Stande der Hausanstreicher gewidmet und verstand es auch prächtig, die Bürste zu führen; nur klagte er in der letzten Zeit beständig, daß ihn seine Glaubensgenossen auf Schritt und Tritt verfolgten, und ihn, wo sie nur könnten, um die Arbeit brächten. „Und jetzt, da sie wissen, daß ich ein protestantisches Mädchen heiraten will, suchen sie mir alle erdenklichen Hindernisse in den Weg zu legen," sagte er häufig.

Professor Hocuspocus machte übrigens mit der letzten Bemerkung keinen Spaß, sondern er verheiratete sich wirklich mit einer drallen, rothbackigen Plattdeutschen. Da war denn der Hocuspocus der glücklichste Mensch in Pennsylvanien nnd er lachte daher auch stets mit dem ganzen Gesichte. „Diese dummen, pennsylvanischen Mistbauern," sagte er, „haben behauptet, ich bekäme niemals eine Frau; jetzt aber habe ich es ihnen einmal gezeigt, daß der Friedrich Wilhelm Braun, von Gottes Gnaden, ein Weib errungen hat, wie man es besser gar nicht finden kann. Mindestens hundert Pennsylvanier haben sie mit Heiratsanträgen verfolgt. mir aber allein hat sie den Vorzug gegeben, denn sie fand aus, daß ich kein Stroh, wie ihr verdammten Rindvieher, im Kopfe habe! Ach, das Ehestandsleben ist doch ein herrliches Leben! Was einem schmeckt, wird einem gekocht und meine Frau versteht das Kochen aus dem F F.! Daß Kartoffelklöße meine Leibspeise sind, hat sie gleich schon am ersten Tage nach unserer Hochzeit ausgefunden und seit jener Zeit ist nie eine Woche vergangen, ohne daß ich nicht drei große Schüsseln voll gehabt hätte,

An Kartoffelklößen mit fein gebratenen Zwiebeln kann ich mir einen Bauch anfressen — so dick!"

Diese Kartoffelklöße schienen übrigens auch seinen Durst zu befördern; ja, dieser Durst schien sogar auch seine Schwiegereltern anzustecken, denn gar oft holte der Hocuspocus eine Flasche Schnaps auf Rechnung derselben.

Da klopfte es nun eines Tages an meine Thüre und ohne eine Antwort meinerseits abzuwarten, trat die Schwiegermutter unsers Hocuspocus ein.

„Sie wissen doch, Herr Pfarrer," sprach sie, „daß Sie vor einigen Wochen meine älteste Tochter mit dem Fritz Braun getraut haben?"

„Gewiß entsinne ich mich noch dieses Vorfalles."

„Wollen Sie nicht so gut sein und die beiden wieder von einander scheiden?"

„Liebe Frau, da habt Ihr im unrechten Hause vorgesprochen; das Trauen ist uns zwar erlaubt, nicht aber das Scheiden."

„Wohin muß ich denn da gehen?"

„Eine Ehescheidung ist Sache des Gerichtes; am besten sprechen Sie einmal mit einem Advokaten."

„Ach, das kostet wohl auch noch Geld?"

„Mindestens hundert Dollars!"

„O du gerechter Himmel! Hundert Dollars! Die kann ich nicht bezahlen!"

„Weshalb aber soll diese Ehe so schnell wieder getrennt werden?"

„Mein Schwiegersohn ist der größte Lump auf Gottes Erdboden; er versäuft Hab und Gut und läßt meine Tochter Hunger leiden. Ja, er geht sogar in die Wirthshäuser und borgt auf unsern Namen; kürzlich wollte er sogar den neuen rothen Shawl, den ich meiner Tochter vor der Hochzeit schenkte, in das Wirthshaus tragen und ihn versaufen!"

„Es wundert mich übrigens, daß Sie diesem Menschen, der doch als Generallump allgemein bekannt ist, Ihre Tochter zur Frau gegeben haben."

„Der Karl ist ja ein Zauberer; er hat meine Tochter so bezaubert, daß sie lieber gestorben wäre, ehe sie von ihm gelassen hätte."

„Das ist allerdings schlimm. Aber wenn der Friedrich Wilhelm Braun wirklich ein Zauberer ist, so sollte er doch auch Geld herbeihexen können."

„Das thut er aber nicht, trotzdem ich es ihm schon oft genug gesagt habe. Wie herrlich könnten wir dann leben! Aber er ist ein schlechter Mensch und meine Tochter muß von ihm geschieden werden!"

„So ganz leicht geht dies übrigens nicht."

„Wie muß ich es denn anfangen?"

„Da sehen Sie erst, daß Sie einige Zeugen bekommen, die da beschwören, daß Ihr Schwiegersohn ein notorischer Trunkenbold ist, der keine Frau ernähren kann; dann gehen —"

„Die kann ich bringen, die kann ich bringen! Ja, ich bringe die Zeugen heute noch hierher; wollen Sie dann die Ehe wieder scheiden?"

„Frau, ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich dies nicht thun kann und daß dies Sache des Gerichtes ist."

„Ach, ich soll auch noch vor Gericht gehen? das kostet wohl Geld?"

„Mindestens hundert Dollars!"

„O, ich unglückliche Frau! Wissen Sie, meine Tochter ist ein schönes Frauenzimmer, die irgend eine gute Partie hätte machen können; jetzt ist sie allerdings guter Hoffnung, aber das kann ich ihr nicht übel nehmen, denn als ich mich verheiratet hatte, ging es mir ebenso. — Ach, hundert Dollars! — Da ist ein junger Irländer, ein braver, fleißiger Bursche; er hat meine Tochter schon früher besucht und jetzt kommt er beinahe jeden Abend wieder und will sie gern heirathen; kann der Fritz Braun etwas machen, wenn der Irländer sie heiratet?"

„Gewiß; er kann Ihre Tochter wegen Vielmännerei verklagen und dann wird sie auf einige Jahre in das Zuchthaus gesteckt!"

„Zuchthaus! O, du gerechter Himmel! O, ich arme, geschlagene Frau!"

Dann stürzte sie weinend zur Thüre hinaus.

Es vergingen einige Tage, da las ich in der Lokalzeitung, daß die junge Frau des Hocuspocus auf und davon gegangen sei, aber nicht in Begleitung des besagten Irländers, sondern sie hatte sich einen handfesten Plattdeutschen mitgenommen. Wohin sich das flüchtige Paar gewendet hatte, wußte Niemand, selbst der verlassene Zauberer konnte keine Auskunft darüber geben. Sein ehelicher Schiffbruch schien ihm übrigens nicht sehr zu Herzen zu gehen; das einzige, was er bedauerte, war, daß er nun auf Kartoffelklöße mit gebratenen Zwiebeln Verzicht leisten mußte.

Nach einigen Wochen kehrte jedoch das flüchtige Paar von seiner „Hochzeitsreise" wieder zurück und die junge Frau strengte wirklich einen Scheidungsprozeß gegen ihren rechtmäßigen Gemahl an. Da Hocuspocus keine Einwendungen dagegen machte und er auch keinen Advokaten fand, der ihm seine Hülfe unentgeltlich zur Verfügung stellte, so war jener Prozeß bald entschieden und der Zauberer konnte sich wieder nach einer anderen Ehehälfte umsehen. Ob er letzteres wirklich gethan, können wir wirklich nicht sagen; so viel aber wissen wir, daß er von Tag zu Tag mehr dem Schnapsglase zusprach und gründliche Vorbereitungen traf, um sobald wie möglich Einlaß entweder in das Armenhaus oder in das Irrenhaus zu erlangen.

---

6. Auch ein Bräutigam.

Als ich nach Pennsylvanien kam und die vielen kernfesten und rothwangigen deutschen Mädchen sah, war ich fest überzeugt, daß es mit meinem bisherigen Junggesellenstande nun bald ein Ende haben werde, und ich bedauerte von Herzen, daß ich mich lange Jahre in dem frauenarmen Westen aufgehalten hatte. Ja, wäre ich rechtzeitig nach Pennsylvanien gegangen, so wäre ich sicherlich schon wohlbestallter Großvater, was ich nunmehr wohl niemals erleben werde.

Wer in seinen Jünglingsjahren nach dem fernen amerikanischen Westen auswandert und gerade kein Verehrer des Cölibates ist, soll sich entweder gleich eine Frau mitnehmen oder sich wenigstens vorsehen, daß ihm eine bald nachkommt; denn, wenn er wie der Soldat denkt, „ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen", so wird er bald ausfinden, daß dieses Sprüchwort hier keine Berechtigung hat. Ja, der deutsche Jüngling des Westens, der da heiratslustig ist und dem der erste Satz des «Vicar of Wakefield» so ganz aus der Seele gesprochen ist, ist übel daran, besonders aber, wenn er dem gebildeten Stande angehört. Eine Amerikanerin zu heiraten, auch wenn dieselbe noch so schön und eine Graduirte der höchsten Ortsschule ist, dazu kann er sich, als guter Deutscher, der doch noch an die „züchtig waltende Hausfrau" der Heimat denkt, nicht entscheiden; welchen unglücklichen Ausgang dergleichen Mischehen in den meisten Fällen nehmen, kann man dort leider nur zu oft sehen; eine Deutsche aber zur Frau zu nehmen, die da außer Waschen, Kochen und Bügeln nichts versteht und mit der sich kein vernünftiges Wort sprechen läßt, ist auch ein saurer Apfel, in den man nur aus Verzweiflung beißt. Kommt nun, wie dies manchmal im Sommer der Fall ist, ein wohlerzogenes und passabel gebildetes deutsches Mädchen zu Verwandten des Westens auf Besuch, so entsteht auf einmal eine wahre Völkerwanderung nach dem betreffenden Hause und jeder Junggeselle beeilt sich, der Schönen so schnell wie möglich angenehm zu werden. Der Schönen werden allabendlich ein oder mehrere Ständchen gebracht und sie wird mit Heiratsanträgen vollständig überfluthet. Und welche Versprechungen werden ihr da gemacht! Da braucht sie des Morgens früh nicht das Feuer anzumachen und das Frühstück zu besorgen, denn wenn sie aus süßem Schlummer erwacht ist, hat der liebende Gemahl auch schon den dampfenden Kaffee auf dem Tische stehen. Daß sie monatlich mindestens Einen neuen Hut bekommt, wird ihr verbrieft und versiegelt; kurzum, es wird ihr die Befriedigung aller erdenklichen Wünsche zugeschworen.

In Pennsylvanien, besonders in den Fabrikstädtchen, ist es gerade umgekehrt. Die dortigen Eisen- und Kohlenarbeiter sind allerdings gerade keine begehrte Parthie, aber ein lebendiger Kohlenschaufler ist immerhin einem nur in der Phantasie existierenden Millionär vorzuziehen. Nun gibt es aber daselbst auch herrliche Mädchen, die mit Recht glauben, sie seien zu etwas Besserem als zur Gattin eines einfachen Arbeiters geboren und die es daher bitter beklagen, daß in jenen Industriestädten infolge des dort Alles beeinflussenden Monopols es nur wenige junge Leute gibt, die da eine unabhängige Lebensstellung einnehmen und die überhaupt einer besseren Klasse angehören. Läßt sich nun ein derartiger junger Mann in einer solchen Stadt nieder, so wird er sich bald von zahlreichen jungen Damen umflattert sehen. Es wird ihm die größte Aufmerksamkeit erzeigt und es sucht darin eine der anderen stets den Rang abzulaufen. Wer dann die Wahl hat, hat auch die Qual und öfters bedauert man, daß die Lehre Josef Smiths in Pennsylvanien noch nicht zur staatlichen Anerkennung gediehen ist.

Um die dort grassierende Männernoth recht deutlich zu illustrieren, will ich nur ein Erlebniß aus meiner pfarramtlichen Praxis — daß es der Leser hier mit einem Geistlichen zu thun hat, wird er hoffentlich an einigen frommen Raisonnements bemerkt haben — mittheilen.

Da wurde ich Abends spät nach einem etwas abgelegenen Hause des Städtchens J. gerufen und zwar zu dem Zwecke, daselbst eine Trauung vorzunehmen. Der Bräutigam, der sich bei meinem Eintritt noch nicht einmal von seinem Sitze erhob, war kein übel aussehender junger Mann und auch die Braut war nicht zu verachten und besaß scheinbar mehr Lebensart als ihr Zukünftiger, der in seinem Stuhle wie festgebunden saß. Auch als der Akt der Trauung begonnen, blieb er ruhig sitzen und ließ sich sitzend in das Ehejoch schmieden.

Ein mich nach Hause begleitender Hochzeitsgast gab mir dann darüber den erwünschten Aufschluß. Jener Bräutigam war nämlich einige Monate vorher in der dortigen Eisengießerei seiner beiden Beine beraubt worden und auf den Gebrauch der künstlichen Glieder, die er sich angeschafft hatte, war er damals noch nicht recht eingeschossen.

Starker Tabak fürwahr. Selbst den an die seltensten und unglaublichsten Vorkommnisse gewöhnten Spießbürgern von J. kam eine solche Heirat doch etwas räthselhaft vor und sie bestürmten Tage lang mein Haus, um daselbst Erkundigungen einzuziehen.

„Man sollte es doch nicht für möglich halten," sagte mein alter Kirchendiener zu mir; „ein Mann mag noch so schlecht und niederträchtig sein, aber der Teufel soll mich holen, wenn er jemals eine Frau ohne Beine heiraten würde!"

„Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen!" erwiderte ich,

„kommen Sie her und stecken Sie sich dafür eine Cigarre in Ihren Originalkopf!“

7. Aberglaube in Pennsylvanien.

In einer Predigt, die ich einstens über den Mißbrauch des Namens Gottes gehalten, hatte ich unter Anderm auch weidlich über Wahrsager, sympathische Heilungen und Kartenschlagen geschimpft und glaubte dies auch deshalb ruhig thun zu können, da ich infolge meiner Unbekanntschaft mit dem Volksleben der optimistischen Ansicht war, derartige Dinge gehörten überhaupt längst der Vergangenheit an.

Doch da hatte ich mich gewaltig geirrt und in ein sehr gefährliches Wespennest gestochen.

Am nächsten Tage verlangte mich nämlich ein Mann zu sprechen, mit dem ich bisher auf ziemlich vertrautem Fuße gestanden hatte und den ich als einen freisinnigen, rechtlich denkenden und gebildeten Mann sehr hoch schätzte, besonders, da er sich seine ziemlich allgemeine Bildung lediglich durch unermüdlichen Fleiß angeeignet hatte. Er erklärte mir, daß ich durch meine gegen den Aberglauben gerichtete Rede großes Unheil hervorgerufen und sogar den Frieden seines Hauses gestört habe.

„Wie so?“ fragte ich erstaunt.

„Sie wissen doch, daß meine Frau zuweilen jungen Leuten die Karten legt?“

„Was! Woher sollte ich dies denn wissen? Ist dies überhaupt Thatsache?“

„Leider ist es so. Meine Frau war gestern in der Kirche und glaubt steif und fest, Sie hätten in ihrer Rede hauptsächlich auf sie gestichelt, worin sie auch noch von einigen alten Weibern bestärkt wird!“

„Mein lieber Freund, daß sich Ihre Frau mit dem Kartenschlagen abgibt, höre ich heute zum ersten mal und es kommt mir, offen gestanden, höchst sonderbar vor, daß Sie als aufgeklärter Mann überhaupt einen solchen Unfug dulden!“

„Ich habe auch schon genug Unannehmlichkeiten deshalb gehabt; aber meine Frau ist der festen Ueberzeugung, daß sie dadurch nichts Böses thut. Auch sind die Zeiten gegenwärtig so sehr schlecht, daß uns ein Bischen Nebenverdienst schon ganz angenehm ist. Gegen die Dummheit anzukämpfen ist bekanntlich, wie Sie sicherlich auch schon längst ausgefunden haben, keine angenehme Beschäftigung.“

„Da haben Sie vollkommen recht; aber wenn Jeder deshalb die

Hände müßig in den Schooß legen würde, wo kämen wir dann hin? Da würden wir ja im Hexen- und Teufelsglauben ersticken!"

„Dieser Glaube ist übrigens noch lange kein überaus überwundener Standpunkt; wären Sie hier mit den Leuten besser bekannt, so würden Sie ob des krassen Aberglaubens derselben erstaunen. Daß es noch Hexen gibt, ist für die Meisten dahier eine Thatsache, die Sie ihnen nicht ausreden können und wenn Sie ein ganzes Jahr darüber predigten. Hat hier Jemand ein Geschwür an der Hand, so läßt er eine „weise" Frau darüber blasen und es verschwindet in wenigen Stunden."

„Das ist ja herrlich! Es wäre sicherlich zu wünschen, daß jene „weisen" Frauen alle Krankheiten heilen könnten, denn alsdann müßten sich Aerzte und Apotheker nach einer andern Beschäftigung umsehen; auch würde die Schaufel des Todtengräbers verrosten."

„Ich hätte auch nichts dagegen; wenn ein Kranker nur wieder gesund wird, so kann es ihm schließlich gleichgültig sein, durch welche Mittel dies bewerkstelligt worden ist. Die Hexen sind noch lange nicht ausgestorben; es gibt derselben noch viel mehr, als Sie zur Ehre der Menschheit anzunehmen scheinen. Geht einer Hausfrau der Brodteig nicht auf, so ist daran nicht etwa die Hefe schuld, sondern irgend eine Hexe, die den Teig heimlich besprochen hat. Alsdann wird in dem betreffenden Hause ein wahres Höllenfeuer angezündet und der Zauberbann dadurch entkräftet. O, ich könnte Ihnen da noch mehr erzählen, wenn ich nur augenblicklich die nöthige Zeit dazu hätte!"

Ich nahm mir vor, diesem Thema gelegentlich mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als ich bisher gethan hatte.

„Was nun," sagte ich zum Schlusse zu jenem Herrn, „meine gegen das Kartenschlagen und dergleichen Dinge gerichtete Predigt anbelangt, so trösten Sie Ihre Frau so gut Sie können," und dann zeigte ich ihm das Buch, dem ich jene Rede entnommen hatte.

Darauf zog er befriedigt von dannen. Schon am Sonntage darauf hatte ich Gelegenheit, andere Phasen des Aberglaubens kennen zu lernen. Ich war nämlich in zwei verschiedenen Familien zur Kindtaufe eingeladen; als ich das erste Kind getauft hatte, sah ich, wie die Hebamme dem Täufling drei Theelöffel voll Taufwasser eingab, und auf die Frage, weshalb sie dies thue, erwiderte sie, daß dies das sicherste Heilmittel gegen den blauen Husten sei. Darauf biß eine Pathin dem Kinde die Fingernägel ab, aber so ungeschickt, daß dasselbe während dieser Operation Zeter und Mordio schrie.

„Was soll denn das wieder bedeuten? Schneiden Sie dem Kinde doch die Nägel ab, wenn sie zu lang geworden sind," bemerkte ich.

„Ihr gelehrten Leute," erwiderte da eine alte Frau, „wißt noch lange nicht Alles. Wenn man den Kindern im ersten Jahre die Nägel abschneidet, so lernen sie stehlen!"

Auch nicht übel, dachte ich; schade, daß in Pennsylvanien nur so wenigen Kindern in dem angegebenen Zeitraum die Nägel abgebissen worden sind.

Bei der nächsten Taufe wurde das „geheiligte" Wasser neben einen Weinstock gegossen.

„Welche Wunderdinge erwarten Sie denn von dieser Prozedur?" fragte ich die betreffende Frau, die ich nie und nimmer zu den abergläubischen Menschen gezählt hätte.

„Ich glaube zwar nicht recht daran," erwiderte sie, „aber Ihr Vorgänger im Amte ließ gewöhnlich das Taufwasser auf einen Weinstock gießen, damit derselbe besser wachse und zahlreiche Trauben bringe!"

Nun, diesem „geistlichen Vorgänger" sah dies schon ganz ähnlich. Derselbe mußte nach allen Mittheilungen ein gewaltiges Universalgenie gewesen sein: er war ein geborner Ungar und nach eigenem Geständniß ein dreifacher Doktor. In dem Kalender der lutherischen Generalsynode gab er seinen Namen als „Karl Taubner" an und nannte sich „Doktor der Philosophie"; auf seinen Trauscheinen unterzeichnete er sich als „Doktor der Theologie" und auf dem Schilde an seinem Hause zeigte er sich als „Doktor der Medizin" an und er quacksalberte denn auch manchen seiner leichtgläubigen Patienten in das Grab hinein. Zuletzt hatte es dieser scheinheilige Erzhumbugger so weit getrieben, daß er bei Nacht und Nebel nach Kalifornien verduften mußte. Daß derselbe den Aberglauben hegte und pflegte, war leicht zu erklären; je dichter der ihn umgebende Geistesnebel war, desto leichteres Spiel hatte er.

Am nächsten Tage überraschte mich meine Nachbarin mit ihrem halbjährigen Sprößling durch einen Besuch. Sie hatte scheinbar etwas sehr Wichtiges mit meiner Frau zu plaudern und da ich ohnehin kein großer Freund von Frauengeschwätz bin, so zog ich mich so schnell wie möglich in mein Studierzimmer zurück.

Von der allgemeinen Regel, daß Frauen kein Geheimniß bewahren können, machte auch meine Ehehälfte keine Ausnahme und sie erzählte mir so schnell wie möglich den Zweck jenes Besuches. Das Kind der Nachbarin war gerade mit dem Zahnen gequält und um diese Qualen zu mildern, gibt es nach pennsylvanischer Anschauung kein zuverlässigeres Mittel, als wenn die Mutter ein Ei kocht, dasselbe in die Tasche steckt und sich „zufällig" in einem fremden Hause darauf setzt. Dann muß sie mit dem zerquetschten Ei die Zahnlade des Kindes einschmieren und das Zahnen geht leicht und schmerzlos von statten. Dieselbe „zufällige" Zerquetschung hatte nun unsere Nachbarin in unserer Wohnung besorgt; nach dem weitvernehmbaren, wochenlangen Schreien des kleinen „Johnny" zu urtheilen, mußte dieses Mittel doch nicht die gewünschte

Wirkung hervorgebracht haben, sodaß ich es also betrübten und schwer geplagten Müttern nicht empfehlen kann.

Als ich eines Tages zur Postoffice ging, begegnete mir ein echter pennsylvanischer Urfarmer, der seiner Kleidung und Gesichtsformation nach zur Sekte der Tunker gehörte. Nachdem er einige einleitende Bemerkungen über das Wetter gemacht hatte, theilte er mir mit, daß noch ein Mann aus der Zeit Jesu Christi lebe und daß derselbe heute Vormittag nach unserm Städtchen kommen und uns genaue Auskunft über das Leben und Leiden des Weltheilands geben werde.

„Davon habe ich noch nichts gehört,“ erwiderte ich; „wenn jener Mann hierher kommt, so wird er schwerlich bei mir vorsprechen, denn bei „heiligen“ Männern war ich niemals gut angeschrieben.“

„Wo aber werde ich ihn da finden können? Ich bin nur zu dem Zwecke in die Stadt gekommen, um ihn zu sehen.“

„Sie wissen doch, wo die alte Frau Jung, diese fromme, christliche Schwester, die in dem neugegründeten Kirchlein Sonntags den Klingelbeutel herumträgt, wohnt? Wenn der heilige Jerusalemsmann wirklich nach unserer Stadt kommt, so kehrt er auch sicherlich, wie jeder gottesfürchtige Mann, bei jener Frau ein!“

Darauf entfernte sich mein pennsylvanischer Hinterwäldler.

Die Sage vom ewigen Juden schien auf ihrer Weltwanderung endlich auch zu den pennsylvanisch-deutschen Farmern gedrungen zu sein.

Ob meine Bemühungen, Licht und Aufklärung in jener vermuckerten Gegend zu verbreiten, erfolgreich waren, mögen Andere entscheiden; eine angenehme Aufgabe hatte ich mir keineswegs gestellt. Nach einer pennsylvanischen Sage bedeutet es Glück für den Pfarrer, wenn seine erste Amtshandlung eine Taufe ist; die meinige hatte in einer Leichenrede bestanden.

8. Eine Hochzeitsfeierlichkeit bei deutsch-französischen Amerikanern.

Es dauerte ziemlich lange, bis sich die in Amerika wohnenden Süddeutschen in die Resultate des Krieges von 1866 finden konnten; besonders ward dieses den Schwaben gar schwer, die da unter keiner Bedingung etwas von einer preußischen Herrschaft in Deutschland wissen wollten. Erst die glorreichen Ereignisse des deutsch-französischen Krieges söhnten sie mit der Neugestaltung Deutschlands aus, denn sie fanden aus, daß der Ruhm, den das deutsche Heer in Frankreich erntete, auch

jedem in Amerika lebenden Deutschen zu gute kam. „Wenn wir den Bismarck und den Moltke nicht gehabt hätten, dann wäre es schief gegangen," hörte man damals überall, wo noch kurze Zeit vorher Verwünschungen gegen diese beiden Persönlichkeiten ausgestoßen wurden. Da wurden denn in Amerika die Elsäßer und Lothringer die Träger des Preußenhasses und es scheint beinahe unglaublich, welche sonderbaren Früchte derselbe trug. Tollhäusler konnten sich nicht wahnsinniger gerberden, als jene Franzosen mit ihren urdeutschen Namen; dem Bismarck wollte Jeder das Fleisch lothweise vom Leibe reißen und die Hunde damit füttern. Und welche Flüche wurden damals gegen die französischen Generäle ausgestoßen! Daß die deutschen Siege nur infolge schnöder Verrätherei möglich gewesen waren, lag auf der Hand, denn ein französischer Soldat konnte es bequem mit drei deutschen aufnehmen!

Die seit jenen denkwürdigen Tagen verflossenen Jahre haben nun auf den Deutschenhaß der Elsäßer und Lothringer keinen beruhigenden Einfluß ausgeübt, und so oft ich infolge meines Amtes in die Gesellschaft derselben gerathe, muß ich auch Zeuge ihres wilden Fanatismus sein. „Es geht bald wieder los," heißt es alsdann, „und dann wehe den schuftigen Preußen!" Es hat mir oft großen Spaß gemacht, diese blutigen Tiraden anzuhören, und ich gestehe auch offen, daß ich öfters absichtlich die Konversation auf dieses Thema geleitet habe.

Noch vor Kurzem wurde ich zu einer Trauung in einem Hause New-Yorks gerufen. Die Gesellschaft, die ich dort vorfand, bestand aus lauter Deutsch-Franzosen, nur die Braut war eine Schwäbin, was sie aber auch nur durch ihren Stuttgarter Dialekt verrieth, denn ihre politische Gesinnung war bereits derart von französischem Einfluß durchdrungen, daß sie sich als eine viel giftigere Preußenfresserin, als es die blutdürstigste Kommunardin jemals war, gerirte. Der Bräutigam, eine elsässische Hünengestalt mit ellenlangem Schnurrbart, hatte dem Anscheine nach längst sein halbes Jahrhundert durchlebt und auch auf die Braut, die sich auf ihre adlige Abstammung nicht wenig einbildete und eine gedrungene Kugelgestalt besaß, paßte der Anfang des Holtei'schen Mantelliedes schon längst nicht mehr.

Die im Staate New-York vorgeschriebenen Vermählungsformalitäten paßten dem Anscheine nach unserm leicht erregbaren Bräutigam nicht und er beantwortete meine vielen Fragen Anfangs mit großer Selbstüberwindung. Auf die Frage, wie sein Vater geheißen habe, erwiderte er barsch, das gehe mich nichts an.

„Wenn ich Sie mit Ihrer Braut trauen soll," entgegnete ich, „so geht dies mich wohl an, denn der Staat verlangt, daß ich die mir vorliegende Tabelle ausfülle und in derselben wird nicht allein der Name Ihres Vaters, sondern auch der Ihrer Mutter verlangt!"

„Das braucht Niemand zu wissen, in Frankreich fragt auch Niemand nach dergleichen Dingen!“

„Das mag sein; in Amerika richten wir uns nach amerikanischen Gesetzen.“ Auf das Zureden seiner Freunde erklärte er sich dann für die Antworten auf alle Fragen bereit; ja, er wollte sogar auch noch die Namen seiner Großeltern in das Trauungsformular aufgenommen haben. Die Braut machte weniger Umstände und verursachte nur bei dem eigentlichen Trauakte eine vorübergehende, auf Mißverständniß beruhende Störung.

Als ihr nämlich der Bräutigam die rechte Hand reichen sollte und es auch that, zog sie entsetzt die ihrige zurück und rief entrüstet: „Was soll das heißen? Ich will die rechte und nicht die linke!“

Der verblüffte Bräutigam besah sich seine Hand genau und nachdem er sich vergewissert, daß er nicht die unrechte ausgestreckt hatte, rief er: „Hier ist ja die rechte; eine andere habe ich nicht, doch gebe ich Dir auf Verlangen noch die andere dazu!“

Endlich überzeugte sich auch die Braut, daß sie sich geirrt hatte, und die Zeremonie fand ihren Abschluß. Dann ging es an's Essen und Trinken, und welche Entschuldigungs-Gründe ich auch vorbrachte, es mußte dabei auch etwas gesprochen werden, und da das Thema des Wetters doch zu bald erschöpft ist, so drehte sich denn die Konversation um den so vielseitig ventilirten deutsch-französischen Krieg. Wenn Deutsche, besonders aber Preußen und Franzosen, darüber anfangen zu sprechen, so kann man sicher sein, daß die Unterhaltung niemals in's Stocken geräth.

„Es wird schon bald wieder losgehen!“ donnerte der lange Elsässer, „und dann wehe den Deutschen! Wo Frankreich jetzt eine Million Soldaten braucht, hat Deutschland drei Millionen nöthig. Die Franzosen haben jetzt ganz andere Generäle! Kein Wunder, daß die Preußen früher siegten; bei Wörth standen allein elf Deutsche gegen einen Franzosen!“

„Das war allerdings sehr schlimm für die Franzosen,“ entgegnete ich, „denn wenn man mit aller Gewalt Krieg führen will, muß man sich besser vorsehen. Soviel aber ist sicher: Frankreich allein greift Deutschland nie und nimmer mehr an!“

„Lächerlich,“ brüllte der Franzose; „jetzt ist Frankreich eine Republik und kann es ruhig mit der stärksten Monarchie aufnehmen!“

„Onkel, Du hast Unrecht,“ rief darauf ein junger, dem Anscheine nach erst kürzlich eingewanderter Mann; „was wahr ist, ist wahr; Frankreich kann es jetzt mit Deutschland nicht mehr aufnehmen. Ich bin Franzose und werde es bis zu meinem letzten Athemzuge auch bleiben; aber was wahr ist, ist wahr. Noch vor einem halben Jahre war ich in Straßburg und Metz und sah die großartigen Befestigungen daselbst;

ich sage Dir, dort haben die Preußen Kanonen aufgepflanzt, mit denen sie sechs Stunden weit schießen können!"

„Was!" donnerte da die Braut oder nunmehrige junge Frau und schlug auf den Tisch, daß sämmtliche Gläser in Verzweiflung geriethen, „wenn dann die Männer so feige sind, dann werden wir einmal die Hosen anziehen und die „Fritzkens" zu Paaren treiben! Vor Männern fürchtet sich der Bismarck nicht, wohl aber vor Frauen!"

Der junge Ehemann lächelte vergnügt; unzweifelhaft freute er sich, daß er ein solches Heldenweib errungen. Ich aber dachte, ein schöneres Paar hätte sicherlich nicht der Teufel auf einem Schubkarren zusammen fahren können.

Das Eintreffen der Hochzeitsgeschenke brachte unsere politische Diskussion zu einem verfrühten Abschlusse; denn das Auspacken derselben nahm nun die Aufmerksamkeit aller Anwesenden in Anspruch. Jedes einzelne Stück wurde zur Besichtigung herumgereicht und da sich darunter auch ein porzellanenes Möbel befand, das man nur in größter Abgeschlossenheit zu benutzen pflegt, entfernte ich mich so schnell wie möglich, um den voraussichtlichen Bemerkungen darüber aus dem Wege zu gehen.

Gott erhalte euch Franzosen bei eurer prahlerischen Dummheit und Deutschland kann getrost seine halbe Armee beurlauben.

Die deutsche Turnerei in Amerika.*)

Es ist gewiß für jeden Deutschen dahier, der es noch nicht über das Herz bringen konnte, seine Individualität im geist- und gemüthlosen Amerikanerthum aufgehen zu lassen, ein erhebender und ermunternder Anblick, wenn er sieht, daß sich, wie heute, Jung und Alt versammelt, um das Angedenken des Mannes zu feiern, der trotz Noth und Verfolgung immer die Fahne des Deutschthums hoch hielt, der da Alles aufbot, um sein Volk körperlich und geistig zu heben, und der es für die hohe Aufgabe vorbereitete, die ihm der Genius der Weltgeschichte vorgezeichnet hatte. Das Volk, welches die Macht der Römer im Teutoburger Walde brach und das sich im vorigen Jahrhundert fast gegen ganz Europa siegreich vertheidigte, war sicherlich nicht bestimmt, dem geckenhaften Gallier dauernd zur Beute zu fallen und den Ernst seiner Natur mit der Frivolität der Eindringlinge zu vertauschen. Aber dem Deutschen ging's damals wie dem gefangenen Simson; seine Kraft lag in Ketten und man ließ ihm nur so viel Bewegung, um die übermüthigen und siegestrunkenen Philister amüsiren zu können. Aber blind war dieser Simson trotz alledem noch lange nicht geworden; denn er sah doch klar und deutlich ein, wo er seine Rettung aus jener Schmach zu suchen hatte, und als er später mit Riesenkraft die Zwingherrenburg zertrümmerte, da lagen die Philister wimmernd und todeszuckend am Boden; Simson's Haare aber waren wieder gewachsen und er stand wieder da in ungeahnter Vollkraft. Unthätigkeit und ein unverzeihliches, auf den Erfolgen des 7jährigen Krieges beruhendes Sicherheitsgefühl waren die Delila gewesen, in deren Schooß er sanft eingelullt war und seine Stärke verloren hatte; aber alle seine Geheimnisse hatte man doch nicht ergründen können und die Räthsel, die er späterhin den Philistern aufgab, ver-

*) Rede, gehalten am hundertsten Geburtstage Jahn's zu Johnstown in Pennsylvanien.

mochten sie nicht zu lösen, denn es waren solche Räthsel, wie sie der König in dem bekannten Märchen gab; wer keine Antwort darauf wußte, hatte sein Leben verwirkt.

Deutschland hatte nicht umsonst die Institutionen des klassischen Griechenlands und die Bedingungen, welche nur allein auf sichern Erfolg rechnen lassen dürfen, auf das Genaueste studiert, und wenn sich auch die eigentlichen Fachgelehrten vom Volke fern hielten und dadurch wenig oder gar keinen Einfluß auf das gesammte Volksleben ausübten, so war doch in demselben die Sehnsucht nach einer politischen Wiedergeburt so mächtig, daß es nur der Anregung und Aufmunterung bedurfte, um den alten Adam abzuschütteln und seine alte Stellung im Rathe der Nationen wieder einzunehmen. Die Freiheit, darüber war man einig, kam nicht von Außen her; das Innere gab davon Kunde und mit eigener Kraft mußte sie erobert werden. Ja, mit eigener Kraft! Aber diese Kraft schien gebrochen zu sein: sie war der reiche Nibelungenhort, von dem blos noch die Sagen meldeten. Ein Mittel nur gab es, jenen Schatz zu heben, und dieser hieß: allgemeine Wehrhaftigkeit. Man hatte bis jetzt vergessen, dem Körper und der harmonischen Ausbildung der Glieder desselben die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken; das Bildungselement, welches in der Gymnastik lag, hatte man gänzlich ignoriert oder man hielt es, wie der Inder, für seine heilige Pflicht, den Körper zu einem vegetirenden Klumpen zu degradiren und ihn durch religiöse Askese so viel wie möglich zu verkrüppeln. Wofür aber hatten die deutschen Gelehrten mit so großer Vorliebe und Gewissenhaftigkeit Griechenlands Institutionen studiert? Vielleicht um sie für sich als todten Ballast zu behalten? Es schien so, und doch konnten dieselben damals Deutschlands alleinige Richtschnur sein.

Die Ausbildung des Körpers war eine der hauptsächlichsten religiösen Pflichten der Hellenen; wer auf körperliche Gewandtheit keinen Werth legte, hatte keinen Anspruch auf das Prädikat „Mensch“. Der Glaube an die olympischen Götter brachte das sehnsüchtige Verlangen hervor, im Leben das Wesen der Gottheit, was nach griechischer Anschauung in harmonischer Schönheit bestand, zum Ausdruck zu bringen; wer in den olympischen Spielen siegte, ward daher eben so hoch geehrt, wie der, welcher eine Schlacht gewonnen hatte.

Die griechische Gymnastik stellte den für alle Zeiten gültigen und leitenden Grundsatz auf, den Körper durch naturgemäße Uebungen zu einem Erzeugniß des freien Geistes zu machen und ihn den Forderungen desselben anzupassen. Ein Mensch ohne diese Vorbedingung glich mithin einem ungeschliffenen Edelsteine. Der Feldherr Agesilaos ließ einst den spartanischen Kriegern einige gefangene Perser vorführen und entkleiden; jene konnten sich ob ihres mißgestalteten Körpers nicht des

Lachens enthalten und bemerkten spöttisch, mit Frauen oder Persern kämpfen sei gleichbedeutend.

Die griechischen Palästren oder Turnplätze waren anfangs sehr einfach und bestanden oft nur aus einem freien Platze, über dem sich der tiefblaue Himmel wölbte; die Leitung der Uebungen, die nackend vorgenommen wurden, stand unter amtlicher Aufsicht und dann auch übten die zahlreichen Zuschauer solchen Einfluß auf die Turnenden aus, daß jeder alle Kraft anstrengte, den Anforderungen zu genügen und sich im günstigsten Lichte zu zeigen. Lukianos, der ehrlichste und freieste aller Spötter und Satyriker, sagt: „Es ist uns Hellenen nicht genug, Jeden so zu lassen, wie ihn die Natur geschaffen; sondern wir bedürfen für Jeden der gymnastischen Bildung, damit das von Natur schon glücklich Geschaffene noch um Vieles besser, die schlechte Anlage aber veredelt werde."

Eine jede körperliche Anlage wurde also durch die Gymnastik neu belebt, durchgeistigt und veredelt. Der Körper ward mit dem Wechsel der Jahreszeiten, mit brennender Hitze und erstarrender Kälte vertraut gemacht und somit gegen zahlreiche Krankheiten gestählt. Durch Laufen, Scheibenwerfen, Ringkämpfe u. s. w. gaben sie dem Körper eine erstaunliche Sicherheit in allen seinen Bewegungen; alle Sinne wurden auf's Aeußerste geschärft und Geist und Körper bildeten nur ein seine Thätigkeit berechnendes und derselben bewußtes Ganzes. Das in dem sogenannten Stadion neben dem eigentlichen Turnplatze kultivirte Laufen, womit gewöhnlich die Festspiele eröffnet wurden, erfreute sich solcher Beliebtheit, daß es auch die dorischen Jungfrauen pflegten. Es wurde, um dem Körper eine erhöhtere Festigkeit und Fertigkeit zu verleihen, stets auf sandigem Boden ausgeführt, und welche Fertigkeit dadurch erzielt wurde, geht daraus hervor, daß ein Knabe Hasen im Laufen fing und ein Thebaner ein Pferd im Wettlauf besiegte. Auch im Springen leisteten die Griechen Unglaubliches; von einigen Gymnasiasten wird erzählt, daß sie über 50 Fuß weit sprangen, während es unsere heutigen Turner auf höchstens 20 bringen. Aber wir dürfen durchaus nicht glauben, als hätten vielleicht die Akrobatenkünste bei den Griechen in hohen Ehren gestanden; nein, dieselben waren sogar verachtet und zwar mit Recht, denn sie wurzelten in keiner rationellen und harmonischen Ausbildung der Körperkräfte, sondern beruhten auf einer abnormalen, die Konstitution untergrabenden Entwickelung, weshalb auch kein Akrobat in seinem späteren Alter beim Preisturnen auftreten konnte. Auch die Athletik oder Kraftmeierei, wenn man so sagen darf, war dem eigentlichen Charakter der Gymnastik fremd.

Wer keine Lust zur Gymnastik hatte, galt als ungeschliffener Tölpel, welcher der allgemeinen Verachtung anheim fiel; die größten Männer

des klassischen Alterthums beschäftigten sich daher nicht allein theoretisch, sondern auch praktisch mit ihr. Lag doch auch der Einfluß derselben klar und deutlich genug vor ihren Augen! „Gegenüber den im Schatten verkommenen weißen Barbarenkriegern mit träger Wohlbeleibtheit oder blasser Magerkeit, zitternd und weichlich, zerfließend und schlotternd," sagt der bereits erwähnte geistreiche Lukianos, „sind die hellenischen röthlich und von der Sonne in's Braune gefärbt, mannhaft von Ansehen und zeigen die Fülle des Belebten, Warmen, Männlichen; sie genießen der besten Gesundheit und sind weder steif, noch dürr, noch von belastender Fülle, sondern gleichmäßig gebildet; denn das Unnütze und Uebermäßige ist durch den Schweiß ausgetrieben. Wie Diejenigen, welche den Weizen worfeln, so thun unsere Gymnasiasten mit den Leibern: die Spreu und Hülsen blasen sie weg, die reine Frucht scheiden sie aus und bringen sie zu Haufen und bewahren sie sorglich. Hiervon ist Gesundheit nothwendige Folge und langes Aushalten im Arbeiten; nicht so bald wird ein solcher in Schweiß gerathen und selten wird man ihn ermatten und nur langsam altern sehen."

Gar schroff trat mit der Ausbreitung des Christenthums der Gegensatz gegen das „Heidenthum" hervor. Schon die Idee der Erbsünde war nicht dazu angethan, der körperlichen Erziehung sonderlich Vorschub zu leisten; je schwächlicher der Leib oder „Madensack", wie ihn Luther nennt, war, desto weniger sinnliche Lüste erweckte er und desto fähiger war er für ein gottgeheiligtes Leben. Zeno, Bischof von Verona, sagt: „Der größte Ruhm der christlichen Tugenden ist es, die Natur mit Füßen zu treten." Und welche Abnormitäten hat dieser, eine zeitlang maßgebende Wahlspruch zu Tage gefördert! Simon, mit dem Zunamen Stylites, der „Säulenheilige," brachte 30 Jahre auf einer Säule zu und schnürte seinen Körper so fest mit einem Stricke zusammen, daß überall Geschwüre ausbrachen. Als er zu schwach wurde, um auf der Säule stehen zu können, ließ er sich mit Ketten festbinden. Vom heiligen Eusebius wird berichtet, daß er beständig 260 Pfund Eisen an seinem Körper trug; Thalaläus klemmte sich in die Speichen eines Wagenrades und brachte in dieser Lage 10 Jahre zu. Andere geißelten sich oder schlugen sich mit Dornen und rieben darauf die Wunden mit Essig und Salz ein.

Zur Zeit des Ritterthums sehen wir die Gymnastik wieder in Blüthe, aber ihr alleiniger Zweck war damals die Heranbildung für den Krieg. Diese Gymnastik fand daher auch mit dem Ritterthum ihr Ende.

Trotzdem Luther dem menschlichen Leibe mehrere durchaus nicht schmeichelhafte Prädikate beilegte, so redete er doch den gymnastischen Uebungen ernstlich das Wort. „Das Ritterspiel," sagte er, „macht feine Gliedermaßen am Leibe und erhält ihn bei Gesundheit mit Springen und dergleichen; die endliche Ursache ist auch, daß man bei solchen Leibes-

übungen nicht auf Schwelgen, Unzucht, Spielen, Saufen und anderen Unfug geräth, wie man jetzt leider überall siehet. Also geht es, wenn man solche ehrbare Uebungen und Ritterspiel veracht und verläßt. Salomon ist da ein recht königlicher Schulmeister; er verbeut der Jugend nicht, bei den Leuten zu sein, oder fröhlich zu sein, wie viele Lehrer ihren Schülern, denn da werden eitel Hölzer und Klötze daraus."

Doch erst im 18. Jahrhundert finden wir, daß sich die Idee Bahn brach, die gymnastischen Uebungen als Theil einer allgemeinen Erziehung zu betrachten. Einen wirklichen Aufschwung nahmen sie jedoch erst, als sich Vater Jahn, von dem auch das Wort „Turnen" abstammt, derselben annahm. Friedrich August Jahn, dessen hundertsten Geburtstag wir heute festlich begehen, war einer deutschen Eiche gleich; trotz Alles verheerenden Stürmen, beugte er sein Haupt nicht muthlos, sondern sah stets fest und vertrauensvoll dem Schicksale entgegen. Er war kein Feldherr, der gewaltige Siege errang und fremde Länder eroberte und verwüstete, aber er war ein Held im standhaften Glauben an die Wiederherstellung der Macht Deutschlands. Als Alles verzweifelte und wehklagend die Hände rang, da hielt er hoch die Fahne der Geduld und Ausdauer; er glich den alttestamentlichen Propheten, die ihr Volk beständig auf das herannahende Heil hinwiesen, und trotzdem er arm und mittellos war, war er wegen seiner Wirksamkeit doch so sehr gefürchtet, daß Napoleon einen Preis auf seinen Kopf setzte. Er besaß eine kräftige, hohe Gestalt und der Rock Gustav Wasa's auf der Lübecker Stadtbibliothek paßte ihm wie angegossen. Er war sehr lebendig, redselig, treu, bieder, rückhaltlos und ohne Falsch. Seine Wirksamkeit begann er zur Zeit der tiefsten Schmach und Erniedrigung Deutschlands, nämlich nach der unglücklichen Schlacht von Jena, wo Deutschland zum Vasallen Napoleon's wurde. Und da that's wahrlich noth, daß Einer auftrat und donnernd aussprach, die Demuth sei von jeher der Erbfehler Deutschlands gewesen, und der den ungeahnten, vergrabenen Schatz der Körperkraft und Wehrhaftigkeit an's Tagslicht förderte. Als der denkwürdige Aufruf des preußischen Königs „An mein Volk" erschien, war er der erste Freiwillige, der aus Berlin in Breslau eintraf; an der Organisation von Lützow's wilder verwegener Jagd nahm er einen Hauptantheil.

Jahn wurde am 11. August 1778 zu Lenz, einem wohlhabenden preußischen Dorfe in der Nähe der mecklenburgischen Grenze, geboren. Die Einwohner bestanden größtentheils aus Hopfenbauern und Soldaten aus dem 7-jährigen Kriege, die sich daselbst als friedliche Handwerker niedergelassen hatten. Von Letzteren lernte er das Reiten; Wildschützen und Schmuggler nahmen ihn oft auf ihren Streifzügen mit und legten dadurch den Grund zu seiner Körpergewandtheit und Schlauheit. Jahn's

Vater war ein allgemein geachteter Landprediger; derselbe weihte ihn zeitig in die Geschichte des Alterthums ein und flößte ihm für sein ganzes Leben ein unwandelbares Gefühl für Rechtschaffenheit und Biederkeit ein.

Im 14. Jahre ward Jahn auf das Gymnasium zu Salzwedel geschickt; nachdem er daselbst $2^1/_2$ Jahre zugebracht hatte, ward er Schüler des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin, das er nach ungefähr $1^1/_2$ Jahren wegen Geldverlegenheiten heimlich verließ. Ueberall trug er sein tief eingeprägtes, eigenartiges Wesen unverholen zur Schau und seine Lehrer hatten, weil sie ihn nicht verstanden, sehr oft ihre liebe Noth mit ihm.

Späterhin finden wir Jahn in Halle, woselbst er auf Wunsch seines Vaters Theologie studierte. Er predigte auch mehrmals, Geistlicher ist er aber nie geworden, denn Geschichte und Forschungen über die deutsche Muttersprache waren stets sein Hauptstudium gewesen.

Dem tollen, gehaltlosen Treiben der Studentenschaft konnte er nie Geschmack abgewinnen; ja, dasselbe erfüllte ihn derart mit Ekel, daß ihm das Leben in der Stadt verleidet wurde und er sich eine Höhle außerhalb derselben aussprengte und bewohnte. Dieselbe heißt noch auf den heutigen Tag Jahn's Höhle.

Um nordische Sprachen zu studieren, begab sich Jahn späterhin nach Greifswalde, woselbst ihm jedoch nach kurzem Aufenthalte das consilium abeundi ertheilt ward.

1806, während er sich in Göttingen befand, gab er seine „Bereichecherung des hochdeutschen Sprachschatzes," in dem er die Reinigung der deutschen Sprache von fremdem Ballast energisch befürwortete, heraus. Der Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Napoleon stand nahe bevor; Jahn verkaufte schnell seine wenigen Habseligkeiten und eilte nach Thüringen, dem muthmaßlichen Schauplatze des ersten Angriffs. Ehe er jedoch die preußische Armee erreichte, war die Schlacht von Saalfeld schon geschlagen und verloren und Prinz Louis Ferdinand, den er hatte aufsuchen wollen, gefallen. Nach Jena kam er gerade noch zur Zeit, um die vollständige Niederlage der preußischen Armee in der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt mit ansehen zu können. Alles war verloren; die Offiziere standen rathlos und thatlos da, die Soldaten warfen ihre Waffen weg und flohen nach allen Richtungen der Windrose. Auch Jahn irrte unstät umher und doch schrieb er zwei Jahre nachher, am Jahrestage jener Unglücksschlacht, in der Vorrede seines „Deutschen Volksthums"*):

---

*) Dieses Werk enthält Jahn's Weltanschauung; er spricht sich darin über Kirche, Schule, Volksfeste, Steuern, Gerichte u. s. w. ausführlich aus. Das Verständniß und die warme Aufnahme desselben waren glücklich vorbereitet

„Meine Hoffnung für Deutschland und Deutschheit lebt, mein Glaube an die Menschheit wankt nicht; denn unverrückt sehe ich die ewige Ordnung der Dinge walten!"

Durch jenes Werk, das er in Lübeck erscheinen ließ, weil es in Berlin Niemand zu verlegen wagte, wollte er gleichsam dem deutschen Volke aus dem Schutte vergangener Jahrhunderte ein neues Bewußtsein erstehen lassen; die Thaten der Vorfahren sollten ein neues Geschlecht bilden und die Deutschen ein einiges, starkes Brudervolk werden. Keine Soldatenarmee hinfort, aber ein Heer von Bürgern, das zu jeder Zeit bereit sei, mit Hab und Gut für die Unabhängigkeit des Vaterlandes einzustehen, war seine Ansicht, die späterhin auch der Dichter E. M. Arndt verfocht. Jede Stadt würde alsdann ein Heerlager, jedes Haus eine Veste und jedes Ding eine Waffe sein.

Um sich des deutschen Volkes im Voraus zu vergewissern, war vor allen Dingen nun ein kräftiges Einwirken auf die Jugend vonnöthen. Man lehrte, um den Patriotismus zu entflammen, die vaterländische Geschichte in den Schulen und führte auch die rationelle Unterrichtsmethode Pestalozzi's in dieselben ein.

Jahn wirkte damals auf kurze Zeit als Lehrer an der Pamann'schen Anstalt in Berlin, woselbst er seinem unwandelbaren Freund Friedrich Friesen kennen lernte. Darnach ward er Lehrer am Gymnasium zum grauen Kloster, dessen Schüler er früher gewesen war. Hier zeigte er es so recht, wie er es verstand, auf die Gymnasiasten einzuwirken und sie zu einem edlen Streben zu begeistern. Die Jugend Berlins war durch den entsittlichenden Einfluß der Franzosen lose und locker geworden; Jahn trat daher in nähere Verbindung mit seinen Schülern, um sie durch seinen erfrischenden, kräftigenden Umgang geistig zu heben. Er machte mit ihnen regelmäßige Ausflüge in's Freie, die mit allerlei nützlichen Leibesübungen verbunden waren; sie mußten laufen, klettern, springen und Kriegsspiele treiben, bei denen statt der früheren Gassenhauer erhebende Vaterlandslieder erklangen. Im Frühjahr 1811 wurde der erste Turnplatz zu Berlin auf der Hasenheide eröffnet; den Platz zäunte er selbst ein und pflanzte Bäume darauf. Viele lachten und spotteten Anfangs über das merkwürdige Treiben daselbst und die französischen Blätter bezeichneten Jahn als einen überspannten Menschen, da sie seine eigentlichen Absichten Anfangs nicht ahnten. Worauf dieselben gerichtet waren, sollte sich bald genug zeigen. Die geheimen Verbindungen, die er beständig mit zahlreichen Vaterlandsfreunden unterhielt und das Wirken des von ihm gegründeten geheimen „deutschen

---

worden durch die „Reden an die deutsche Nation", welche der Philosoph Fichte 1807 und 1808 in Berlin gehalten hatte.

Bundes", verbunden mit dem systematisch verbreiteten Franzosenhaß, thaten ihre gewaltige Wirkung, sobald die Nachricht von Napoleon's vollständiger Niederlage in Rußland bekannt wurde. Alles rüstete; wer keine Waffen tragen konnte, sammelte Beiträge zur Unterstützung der Freiwilligen. Die Hörsäle der Hochschulen, die Gymnasien und Werkstätten leerten sich und Alle strömten nach Breslau, um am nationalen Aufstande gegen die Fremdherrschaft Theil zu nehmen. Lützow, der bereits unter dem unglücklichen Schill tapfer gefochten hatte, organisirte daselbst jenes verwegene Freikorps, dem sich auch der edle Friesen, der thatenlustige Theodor Körner und der unermüdliche Turnvater Jahn anschlossen. Der Erfolg der allgemeinen deutschen Erhebung ist zu bekannt, um darüber noch einige Worte zu verlieren.

1814 ging Jahn wieder nach Berlin zurück und turnte mit seinen Zöglingen munter weiter. Frisches Leben drang in alle Schichten; jede Brust fühlte sich erleichtert, denn das Joch der Fremdherrschaft war endlich gebrochen worden. Jahn's Verdienste wurden allgemein anerkannt und die Regierung bewilligte ihm einen Ehrensold von jährlich tausend Thalern. Sein Lehramt legte er nun nieder, um sich wieder dem Studium der germanischen Sprachen zu widmen. In Berlin gründete er die Gesellschaft für deutsche Sprache, die heute noch existiert; auf dem Turnplatze duldete er kein Fremdwort und wo ein Wort fehlte, da bildete er flugs mit sicherem Sprachgefühl ein neues. Die sogenannte Turnsprache ist seine Schöpfung.

Bei der 300jährigen Reformationsfeier schickten ihm Kiel und Jena den Doktortitel; im Diplom letzterer Universität ward er mit Luther verglichen und der Retter der deutschen Sprache genannt.

Doch der politische Traum Jahn's von einem einigen Deutschland verwirklichte sich nicht und ein lose zusammenhängender Bund war Alles, was erzielt wurde. Ja, der Gedanke an ein einiges Deutschland war verpönt und wurde als revolutionär betrachtet. Eine anti-deutsche Strömung machte sich geltend und Alles, was dem Volke heilig und theuer war, ward nun verketzert. Jahn hielt mit seinen Ansichten nicht zurück und erklärte, sich gerne lebendig rädern zu lassen, wenn nur sein Vaterland wirklich einig würde.

Die Ermordung Kotzebue's durch Sand gab den Anstoß zur allgemeinen Demagogenverfolgung. Jeder, der sich des Volkes angenommen hatte, ward in Anklagestand versetzt und da man der Turnerei auch nicht traute, so wurde der Turnplatz auf der Hasenheide amtlich geschlossen und die Geräthschaften zerstört. Auch Jahn ward verhaftet und angeklagt, an dem hochverrätherischen „deutschen Bund" theilgenommen und zur Ermordung des Geheimraths von Kamptz, der Seele jener Verfolgungen, angerathen zu haben. Zuerst ward er nach der Festung Spandau

und von da nach Küstrin gebracht, wo er Monate lang schwere Ketten tragen mußte. Seine beiden Kinder starben während dieser Zeit. Nach Berlin zurückgebracht, ward die Untersuchung gegen ihn dem romantischen Dichter Hofmann, der Kammergerichtsrath war, übertragen. Derselbe ging mit großer Gewissenhaftigkeit an's Werk; alle Anklagegründe fielen in Nichts zusammen und alle Denunzianten zogen sich zurück. Jahn mußte von Rechtswegen entlassen werden; ganz frei gab man ihn aber doch nicht, sondern führte ihn nach Kolberg, woselbst man ihm zwar erlaubte, eine Privatwohnung zu beziehen, ihn aber dennoch unter strenger polizeilicher Aufsicht behielt.

Sein Prozeß ward nun dem Oberlandesgericht zu Breslau übergeben, das ihn nach einem Zeitraume von vier Jahren zu zweijähriger Zuchthausstrafe verurtheilte. Infolge einer Vertheidigungsschrift, die Jahn einreichte, ward er zwar freigelassen, durfte sich aber in keiner Universitäts- und Gymnasialstadt aufhalten und mußte Berlin im Umkreise von zehn Meilen fern bleiben. Seine Pension ward ihm gelassen „so lange sein Betragen keinen Anstoß errege“.

Jahn ging nun nach Freiburg an der Unstrut und führte daselbst ein sehr zurückgezogenes Leben. Eine Zeit lang dachte er, der sein Volk so unaussprechlich liebte, sogar an Auswanderung. „Kamptz,“ pflegte er zu sagen, „hat mich um mein Vaterland betrogen; um die Pfaffenreligion habe ich mich durch Gottes Hülfe selbst gebracht.“

Er veröffentlichte mehrere kleine Schriften, ging auch mit dem Plane um, eine Geschichte des 30-jährigen Krieges und des Lützow'schen Korps zu schreiben, aber er kam damit nicht zu Ende.

Von der Turnerei hielt er sich nun grundsätzlich fern, da er dem Ansehen und der Ausbreitung derselben durch sein Mitwirken nicht hinderlich sein wollte. Er sah gerne fremde Gäste bei sich, unterhielt sich mit ihnen auf's Herzlichste und bewirthete sie reichlicher, als er klugerweise hätte thun sollen. Er führte jedoch größtentheils ein „Briefleben“ und so kam es denn, daß er zuletzt die Zeitströmung nicht mehr verstand und die Jugend ihm fremd war.

Als im Jahre 1848 der Ruf nach deutscher Einheit durch die Lande ging und sich das Sehnen nach republikanischen Institutionen bemerklich machte, sah er sich gänzlich ohne Anhang und Einfluß; kein Wunder, war er doch nie Republikaner gewesen, und gehörten bei ihm Kaiser — und zwar ein erblicher — und Vaterland unzertrennlich zusammen. Als nun der König von Preußen die ihm dargebotene Kaiserkrone ausschlug, verließ Jahn Frankfurt, wo er sich kurze Zeit aufgehalten hatte, mißvergnügt und ging wieder nach Freiburg zurück, woselbst er am 15. Okt. 1852 starb.

Seine Schöpfung kam inzwischen zu neuen Ehren; überall bildeten

sich Turnvereine und seit geraumer Zeit ist die Gymnastik ein wesentlicher Bestandtheil der Jugenderziehung geworden. Der Drang nach naturgemäßer Ausbildung ist ein allgemeiner und an keinem anderen Institut, das wir von Deutschland nach Amerika gebracht haben, nimmt die hier geborne Jugend so lebhaften Antheil, als an dem der Turnerei. Recht so! Möge die Jugend grünen, blühen und gedeihen, denn ihr gehört die Zukunft. Möge sie immerhin in der edlen Turnerei ein längst erprobtes Mittel finden, Körper und Geist — und zwar keines ohne das andere — zu entwickeln und so den harmonischen Menschen zu bilden.

Aber über den gymnastischen Spielen vergeßt auch nicht eine andere Aufgabe der Turnerei, die geschichtlich von jeher mit ihr eng verknüpft war. Wir meinen das Streben nach Freiheit in das Wortes weitester Bedeutung; zeigt euch immerhin als Hort der religiösen und politischen Unabhängigkeit und seid stets bereit, einen jeden Angriff in dieser Hinsicht mit Gut und Blut zu bekämpfen. Die Turnerei ist ein Kind des Freiheitsgefühls und schlingt daher das Band der Bruderliebe um alle Gleichgesinnten. In Deutschland erstarkte sie gerade durch äußeren Druck; hier aber, wo derselbe glücklicherweise nicht zu befürchten ist, muß ein solcher Druck von den Turnern selbst ausgeübt werden, damit keine geistige Erschlaffung eintritt. Dieses aber haben die Turner dahier auch von jeher eingesehen und eingedenk jener selbstgestellten Aufgabe haben sie das Banner der Freiheit bei jeder Gelegenheit hoch gehalten. Im Jahre 1855 beschloß die Tagsatzung des allgemeinen Turnbundes zu Buffalo mit großer Majorität, gegen jeden Knownothing und Nativisten zu stimmen, die Sklaverei als eine die Republik beschimpfende Institution zu bekämpfen und gegen jedes Temperenzgesetz Front zu machen. Bei dem Ausbruch des Bürgerkrieges galt es nun, die alten Prinzipien durch die That aufrecht zu halten. Ein Staat nach dem andern sagte sich von der Union los. In Baltimore ergriff der Pöbel Besitz von der Stadt und wollte sogar die dortigen deutschen Turner zwingen, die Staatsflagge, welche damals gleichbedeutend mit Rebellion war, auf ihre Halle zu pflanzen, aber jene erwiderten mannhaft, ehe sie ihr Gebäude auf diese Weise entweihten, würden sie es lieber mit Pulver in die Luft sprengen. Darauf ward die innere Einrichtung der Halle und ebenso das Bureau des Abolitionistenblattes „Wecker," in dem auch die Turnzeitung erschien, demolirt. Erhaltung der Union war nun der leitende Gedanke der Patrioten und die Turner waren unter den ersten, welche der Proklamation Lincoln's Folge leisteten und zur Vertheidigung des Landes herbeieilten. Viele Vereine verloren in jenem unheilvollen Kriege über die Hälfte ihrer Mitglieder. Und wer war es, der damals den blühenden Staat Missouri von der Schmach errettete, zur Beute der südlichen Sklavenhändler zu werden? Hauptsächlich die Turner, und

zwar die deutschen Turner von St. Louis, welche sich schnell militärisch organisirten, das Arsenal vor einer Ueberrumpelung durch die Rebellen schützten und alle Sezessionisten der Umgebung gefangen nahmen.

Als nun die stürmischen Kriegsjahre vorbei waren, warf der Turnbund sein Hauptaugenmerk auf die Erziehung der Jugend, sorgte für Errichtung zweckentsprechender Schulen und die Herstellung einer Serie brauchbarer Schulbücher. Auch politisch blieb er seinem Programme getreu, denn als es schien, daß die Errungenschaften des Krieges durch Johnson, den unwürdigen Nachfolger Lincoln's, in Frage gestellt wurden, sandte er eine Denkschrift an den Kongreß, in der er Folgendes befürwortete: 1) die Einheit der Republik; 2) gleiche Rechte und Gesetze für alle Bürger; 3) Nichtanerkennung der Rebellenschuld; 4) Einführung des Schulzwanges und 5) allgemeines Stimmrecht. Also immer und überall Freiheit und Fortschritt! Jahn's Saat hat somit auch in unserem neuen Vaterlande schon ihre heilsame Früchte getragen. Deshalb ist denn auch der heutige Tag ein erhebender Freudentag für die Turner; ja, er ist ein echtes deutsch-amerikanisches Volksfest, deren wir wahrhaftig nicht zu viele haben.

Wie vor einigen Jahren das Humboldtfest vom gesammten freisinnigen und fortschrittlichen Elemente in den Vereinigten Staaten gefeiert wurde, so ruft das 100-jährige Geburtstagsfest Jahn's alle treuen Deutsch-Amerikaner zusammen, um ihre Gedanken von den Pflichten des Alltagslebens abzulenken und sie hinzuwenden auf die hohen Ideale der Menschheit. Wie die Griechen bei ihren Volksfesten die Thaten der verstorbenen Helden verherrlichten, um die Jugend zur Nachahmung anzufeuern, so weisen wir diese hier auf einen Lehrer, der ihnen, trotzdem er in dem alten Europa wirkte und litt, doch ihre Hauptaufgabe durch seine Bestrebungen vorgezeichnet. Turnerei und Politik sind in unserm alten, wie in unserem neuen Vaterlande stets eng mit einander verknüpft gewesen; im ersteren einigte man sich leicht über das Ziel, im letzteren stieß man, wie leicht zu erklären, auf allerlei Widerstand. Ein politisches Programm für die Zukunft aufzustellen, hat daher seine Schwierigkeiten; die Abschaffung der Präsidentschaft, die Einführung des Frauenstimmrechts sind Dinge, worüber die Meinungen noch zu sehr auseinander gehen, um sie jetzt schon zum Ziele der vereinten Thätigkeit der Turner zu machen. Aber die Turner sind zu sehr an ein geistiges Bindemittel gewöhnt, und bedürfen desselben auch gerade jetzt in hohem Maße, weil der Bund in allgemeine Stagnation zu versinken droht. Wo nun ein solches finden? Beim Humboldtfest wurde bekanntlich im Westen eine deutsche Universität gegründet, d. h. nur auf dem Papiere. Bei einer am Anfang des deutsch-französischen Krieges in St. Louis abgehaltenen Versammlung versprach ein stark „enthusiasmierter“ Patriot der deut-

schen Nation eine Million Beisteuer und ich wünsche, ich hätte Das, was späterhin daran fehlte! Was nun heute thun? Universitäten kann man nicht aus dem Aermel schütteln, und die Zeit, um Millionen verschenken zu können, ist noch nicht angebrochen; ein deutsch-amerikanisches Seminar ist ohne unsere heutige Feststimmung nothdürftig in's Leben gerufen worden. Was nun thun, wenn wir uns mit Kleinigkeiten nicht abgeben wollen? Der alte Jahn soll auch hier unser Lehrmeister sein. Zu einer Zeit, wo das französische Geckenthum, das sich im alleinigen Besitze aller Sitte und Bildung glaubte, Allem, was dem deutschen Volke heilig und theuer war, frech in's Gesicht schlug, da war es Jahn, der unermüdlich thätig war, das deutsche Volksthum wieder zu beleben und es vor gänzlichem Untergange zu schützen. Wir befinden uns hier in einer ähnlichen Lage. Denkt, was ihr wollt, aber glaubt nicht, daß der Amerikaner ein aufrichtiger Freund des Deutschthums ist. Der, dessen Erfahrungen dies nicht bestätigen, kann sich zu den seltensten Ausnahmemenschen rechnen. Wo der hiergeborene Bürger dem Eingewanderten Zugeständnisse macht, thut er es lediglich im eigenen Interesse. Wo er aber die Macht hat, deutschen Bestrebungen, besonders aber der Ausbreitung der deutschen Sprache hindernd in den Weg zu treten, wird er sich stets derselben bedienen. Der Turnerbund hat nun die Pflege unserer schönen Muttersprache als eine seiner ersten Pflichten hingestellt. Wohlan, bleiben wir dabei und suchen wir Alles aufzubieten, derselben durch geeignete Wirksamkeit zu entsprechen. Wir müssen vor allen Dingen dafür sorgen, daß sich das Deutschthum Amerika's aus eigener Kraft erhält und nicht immer wegen seines Fortbestandes auf europäischen Nachschub zu rechnen braucht. Unsere deutschen Vereine leiden insgesammt an einer Krankheit, die man füglich Beschluß-Diarrhoe nennen könnte. Hat man sich über einen neuen Antrag weidlich herumgestritten und ihn durch Majorität zum Beschluß erhoben, so glaubt man, seine Schuldigkeit hinlänglich gethan zu haben; man kann alsdann die Hände ruhig in den Schooß legen, denn ein nach hartnäckigen Debatten gefaßter Beschluß führt sich bekanntlich von selbst aus. Wollen wir nun in Bezug auf den erwähnten Paragraphen der Gesetze des Turnerbundes auch so denken? Nein, und abermals nein! Laßt uns dafür wirken, so lange wie wir überhaupt wirken können. Laßt uns durch unsere Bestrebungen zeigen, daß wir stolz sind, Deutsche zu sein. Laßt uns deutsche Schulen und Seminarien thatkräftig unterstützen und laßt uns unserer Muttersprache den gebührenden Platz in der Familie anweisen. Bekümmert Euch nicht um das Geschwätz Derjenigen, die uns auf den Umstand hinweisen, daß die englische Sprache die Landessprache sei, sondern zeigt ihnen durch die That, daß ihr es versteht, außer derselben auch noch eine andere zu lernen und macht ihnen ferner die dadurch erlangte Ueberlegenheit fühlbar.

Nur Lumpen sind bescheiden, sagt Goethe, und wir Deutsch-Amerikaner sind leider zu oft solche Lumpen gewesen. Statt frisch, fröhlich und frei für unsere Interessen zu kämpfen, sind wir faul, feige und flau gewesen. Faul, wo es an der Zeit war, die Hände zu rühren und von seinen gesetzlichen Rechten Gebrauch zu machen; feige, wenn es galt, nativistische Vortheile zu bekämpfen, und flau, wenn es nöthig war, errungene Vortheile zu erhalten.

Sollen wir, wenn die Einwanderung, was zwar nicht wahrscheinlich ist, aufhören sollte, in unserem späteren Lebensalter mit der Diogeneslaterne herumgehen, um einen Deutschen zu suchen? Darum also, werthe Turner:

„Wenn Alle untreu werden,
So bleiben wir doch treu,
Daß hier auf fremder Erden
Ein Schirm des Deutschthums sei!“

Und wenn uns auch der Nativist bei einem künftigen ähnlichen Feste für unsere Bestrebungen und Errungenschaften keine Siegeskränze flicht, nun so machen wir es wie weiland Diogenes, der bei einem olympischen Feste die Preisrichter dadurch in Verlegenheit brachte, daß er sich selber als Sieger bekränzte und zwar, weil er die größten Feinde, Verfolgung, Verachtung und Niedertracht, erfolgreich besiegt hatte.



Entdeckung Amerika's durch die Isländer.

Daß Columbus, dessen Lorbeeren die Historiker in der letzten Zeit arg zerzaust haben, nicht der Erste war, der den amerikanischen Continent entdeckte, ist eine erwiesene Thatsache; ob aber die Ansprüche der Phönicier, Isländer, Chinesen und einiger Leute aus Wales auf die Ehre der Priorität Anspruch haben, dürfte wohl noch den vielen historischen Fragen zugezählt werden. Wir wollen dahier den vielen Gründen für und gegen jene Hypothesen keine neuen hinzufügen, sondern uns vielmehr auf den Boden unbestrittener Thatsachen stellen und die Entdeckung Amerika's durch die Isländer im 10. Jahrhundert dem Leser übersichtlich vorführen. Es ist dies ein Thema, das besonders in der Neuzeit von amerikanischen Geschichtsforschern nach allen Seiten hin gründlich ventilirt worden ist und wenn wir dabei trotzdem noch zahlreichen Conjecturen begegnen, so bringen dies die betreffenden fragmentarischen Berichte einmal so mit sich, aber wir stehen hier doch, wie gesagt, auf historischem Boden und selbst die neueren, für die Schulen bestimmten Lehrbücher der amerikanischen Geschichte widmen jener Episode besondere Kapitel.

Die alten Nordmänner waren eine kühne, unternehmungslustige und freiheitsliebende Rasse und in ganz Europa als waghalsige Seefahrer und unerschrockene Krieger bekannt. Sie hatten an der europäischen Küste zahlreiche Kolonien; die alten Vikinger befuhren mit ihren dauerhaft gebauten Schiffen den Rhein und die Schelde und sie eroberten einstmals Köln und Aachen, in welch' letzterem Platze sie den kaiserlichen Palast als Stall benutzten. Sie meißelten ihre Runen in einen marmornen Löwen, der im Hafen von Athen lag und der späterhin nach Venedig gebracht wurde, woselbst er gegenwärtig vor dem Eingange zum Arsenal liegt.

Norwegen, ihre Heimat, bestand im 9. Jahrhundert aus einer großen Anzahl kleiner, unabhängiger Staaten, von denen jeder einen erblichen Fürsten (Jarl) hatte, dessen einzige Autorität jedoch nur darin bestand,

daß er bei den öffentlichen Opferfesten und Volksversammlungen das Präsidium führte. Er war also wenig mehr als ein angesehener Bauer, der nur dann mehr Aufwand machen konnte, wenn er die nöthigen Mittel dazu besaß.

Einer der mächtigsten dieser Fürsten im südlichen Norwegen war damals Halfdan, der Schwarze, der es verstand, sich allmälig ganze Völkerschaften tributpflichtig zu machen und sie ihrer Unabhängigkeit zu berauben. Als er starb, fielen die eroberten Länder seinem Sohne Harald zu, der damals erst zehn Jahre alt war. Letzteren Umstand benutzten nun die unterjochten Fürsten, um, wie sie glaubten, dadurch wieder leicht in den Besitz ihres Eigenthums zu gelangen. Quottorm, der Oheim des Knaben, nahm sich der Sache mit Geschick und Ausdauer an und besiegte nicht allein die aufrührerischen Fürsten, sondern unterwarf auch noch mehrere andere, die bisher friedliche Zuschauer waren. Harald, unter beständigen Kämpfen groß geworden, so daß ihm das Kriegsleben zum Bedürfniß geworden war, beschloß nun, ganz Norwegen seinem Szepter zu unterwerfen. Die Sage erzählt, daß er sich dies hauptsächlich deshalb vorgenommen habe, weil ihm die schöne Fürstentochter Gyda nur unter dieser Bedingung die Hand zum Ehebunde habe reichen wollen. Auch soll Harald damals das Gelübde gethan haben, nicht eher sein Kopf- und Barthaar scheeren zu lassen, als bis er sein Vorhaben ausgeführt habe.

Er verstand es nun trefflich, nicht allein andere Fürstenthümer zu erobern, sondern auch, sie in seinem Besitze zu behalten. Jedes Land, von dem er Besitz ergriff, erklärte er für sein ausschließliches Eigenthum und machte die Bewohner desselben gewissermaßen zu Leibeigenen, die Steuern an ihn entrichten mußten. Ueber jeden einzelnen Bezirk setzte er einen Grafen oder Jarl, dessen Hauptaufgabe darin bestand, daß er die Steuer eintreiben und in Klagesachen Recht sprechen mußte. Jeder derselben mußte auf eigene Rechnung sechszig bewaffnete Soldaten unterhalten und da jene Stellen sonst ziemlich einträglich waren, so fesselte Harald dadurch das Schicksal vieler einflußreicher Männer an das seinige und bald wagte es Niemand mehr in Norwegen, gegen ihn feindlich aufzutreten. Bis dahin führte er den Beinamen Lufa oder Wildhaar; nun aber widmete er seinem Kopf- und Barthaar wieder die nöthige Pflege und ward dafür Harfagr, der Schönhaarige, genannt. Auch nahm er die stolze Gyda zur Gemahlin, trotzdem er bereits mehrere andere Frauen hatte.

Viele Leute, besonders diejenigen, denen persönliche Unabhängigkeit über Alles ging, waren nun mit dem neuen Zustande der Dinge in Norwegen höchst unzufrieden und zogen vor, lieber ihr Vaterland zu verlassen, als die gewohnte Freiheit zu entbehren. Einige wandten sich

nach dem nördlichen Schweden, das damals noch unbesiedelt war, rodeten die dortigen Wälder aus und gründeten blühende Niederlassungen. Andere ließen sich auf den Faröer-Inseln nieder und verheerten von dort aus als Seeräuber die heimatlichen Küsten. Die meisten jedoch ließen sich auf dem rauhen und unwirthlichen Island nieder, das im Jahre 860 entdeckt worden war.

In den Tagen Halfdans, des Schwarzen, war nämlich ein norwegischer Seeräuber nach seiner Abfahrt von den Faröern durch heftige Stürme nach dem Nordwesten getrieben worden und nachdem er mehrere Tage auf dem weiten Meere umhergeirrt war, kam er in die Nähe eines ihm unbekannten Landes und lief in die nächste Bucht desselben ein. Naddodd, so hieß er nämlich, stieg dann auf einen hohen Berg, um sich nach menschlichen Wohnungen umzusehen; doch konnte er keine erspähen. Da kurz vor seiner Abreise ein gewaltiger Schneesturm tobte und die Bergspitzen mit seiner weißen Decke einhüllte, so nannte er jenes Land Seejoland oder Schneeland. Vier Jahre darnach besuchte es Gardar, der es umschiffte und sich überzeugte, daß es eine Insel war, weshalb er es Gardar's Holen (Insel) nannte. Er überwinterte und baute sich ein Haus an einer Bucht, die späterhin noch lange Jahre deshalb Husavika oder Hausbucht hieß. Sobald er nach Norwegen zurückgekehrt war und seine Beschreibung jener Insel bekannt wurde, suchte sie der Seeräuber Floki auf, der ihr den Namen Island oder Eisland gab, den sie bis auf den heutigen Tag behalten hat. Durch diese Reisen nun wurde die Aufmerksamkeit der unzufriedenen Norweger, die 872 ihre Unabhängigkeit verloren hatten, auf jene Insel gelenkt und schon zwei Jahre darnach hatten jene freiheitliebenden, norwegischen Männer daselbst eine von 50,000 Seelen bewohnte Republik gegründet und Alles irgendwie für den Landbau geeignete Land besiedelt. Es war dies gewiß ein gewaltiges Unternehmen; aber die Leute, die sich daran betheiligten, waren auch dazu geschaffen, ihm den erwarteten Erfolg zu sichern. Die 1800 Quadratmeilen große Insel liegt in der Nähe des arktischen Kreises, also in einer Gegend, wo kein Korn reift und wo die Leute oft den Schnee vom Heu schaufeln müssen, ehe sie es nach Hause bringen können. Den Hauptnahrungszweig bildete natürlich der Fischfang, der aber sehr oft durch das Polareis, welches die Häfen blokirte, gestört ward. Das ganze Jahr hindurch waren sie von hohen Jokuls oder Schneebergen umgeben; es brausten die Geyser und vulkanische Flammen rötheten das Firmament. Aber sie liebten das Land, war es doch damals das einzige, das ihnen die über Alles theure Freiheit gewährte. Wenn im Winter die Sonne auf lange Zeit verschwunden war und unzählige Nordlichter den Himmel rötheten, erbauten sie sich an den Heldensagen und Liedern ihrer Vorfahren und stellten Stoff zu jenen Werken zu-

sammen, die heute für die Geschichtsforscher, Mythologen und Literarhistoriker vom höchsten Interesse sind. Dadurch sind uns auch zuverlässige Berichte über ausgedehnte Seefahrten der Nordmänner und ihre Entdeckung und Besiedlung Nordamerika's erhalten worden. Das Manuskript, worin sich die auf Amerika bezüglichen Notizen befinden, wird in der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen aufbewahrt und führt den Titel „Codex Flateyensis membranaceus". Es stammt aus dem 14. Jahrhundert; allem Anscheine nach ist es jedoch eine Abschrift früherer Aufzeichnungen.

Die Besiedlung Islands hatte im Laufe der Zeit die Entdeckung Grönlands und der Nordküste Amerika's zur Folge.

Im Jahre 970 mußte ein Mann, Namens Thorwald, sein Vaterland Norwegen wegen eines Todschlags verlassen und ging mit seinem Sohn Erik, der späterhin den Beinamen „der Rothe" erhielt, nach Island, woselbst er sich auf der Nordostküste ansiedelte. Erik zog nach dem Tode seines Vaters südlicher und verheiratete sich mit der Tochter eines Gutsbesitzers. Doch bald gerieth er mit einem seiner Nachbarn in Streit und da er denselben im Zweikampf erschlug, so sah er sich genöthigt, abermals in die Verbannung zu wandern. Er war ein tüchtiger Seemann und da er von der Existenz einiger westlich gelegenen Inseln gehört hatte, so beschloß er, dieselben aufzusuchen. Dies führte zur Entdeckung jener Insel, die er, um zahlreiche Auswanderer dahin zu ziehen, Grönland oder Grünland nannte. Er fuhr darnach wieder nach Island zurück und schilderte sein neuentdecktes Eiland als ein wahres Paradies und gleich rüsteten die Isländer 35 Schiffe aus, um die Kolonisation desselben zu bewerkstelligen. Doch nur 14 derselben kamen glücklich an ihrer Bestimmung an und es wurde eine blühende Kolonie mit der Hauptstadt Gardar gegründet.

Herjulf, einer der Auswanderer, hatte einen Sohn, Namens Bjarni, der eine unbezähmbare Lust besaß, fremde Länder zu sehen. Er hatte ein eigenes Schiff, mit dem er Reisen nach weitentfernten Ländern machte, woselbst er sich durch Handel ein großes Vermögen erwarb. Als er wieder von einer Reise nach Island zurückgekehrt war, erfuhr er, daß sein Vater nebst vielen andern Männern nach Grönland gezogen war. Er nahm sich darauf nicht einmal die Zeit, sein Schiff auszuladen, und da sich seine Matrosen bereit erklärten, ihm bis an das Ende der Welt zu folgen, steuerte er Grönland zu. Als sie sich mehrere Tage auf hoher See befanden, legte sich der günstige Wind und es erhoben sich heftige Nordstürme; der Himmel bewölkte sich und ein dichter Nebel senkte sich auf das Meer. Ohne zu wissen, wo sie sich befanden, irrten sie Tage lang auf dem Ocean umher. Als die Sonne zum Vorschein kam, sahen sie am Horizonte gleich einer blauen Wolke unbekanntes Land.

Sie näherten sich demselben und sahen, daß es ohne hohe Berge und daß die Küste mit Wald bedeckt war. Eisberge waren nirgends zu sehen, mithin konnte es Grönland nicht sein, wozu auch die Lage nicht stimmte. Sie segelten weiter und nachdem sie an einer anderen Stelle ebenfalls wieder Land mit bewaldeter Küste bemerkt hatten, kamen sie endlich wohlbehalten in Grönland an.

Als Bjarni von seinen Entdeckungen erzählte, wurde er streng getadelt, weil er jene Länder nicht näher erforscht hatte. Doch, was er davon zu erzählen wußte, war genug, um Leif, den Sohn Eriks des Rothen, zu bewegen, Bjarni's Schiff zu kaufen und Anstalten zu treffen, das Versäumte nachzuholen. Er versicherte sich des Dienstes von 35 erfahrenen Matrosen und bat seinen bejahrten Vater, die Leitung der Expedition zu übernehmen. Es dauerte jedoch lange, ehe man ihn dazu beredet hatte; als er aber auf dem Wege nach dem Strande war, strauchelte sein Pferd und Erik stürzte zur Erde, was er als ein höchst ungünstiges Omen betrachtete und sich deshalb von dem Unternehmen zurückzog. Leif fuhr darauf mit seinen 35 Seeleuten ab und kam nach einiger Zeit an ein waldbedecktes Land mit sandigem Ufer. Er nannte es Markland oder Waldland; mit der Erforschung desselben befaßte er sich aber nicht. Man nimmt allgemein an, daß dies die Küste von Neuschottland gewesen sei. Nach zwei Tagen erreichte Leif ein anderes Land und lief in eine Bucht ein. Bald darauf trat die Ebbe ein und das Schiff stand auf trockenem Boden. Die Leute wollten jedoch so bald wie möglich auf das Festland und warteten daher die Fluthzeit nicht ab, sondern eilten, da es gerade schönes Wetter war, an's Ufer. Das Land gefiel ihnen außerordentlich; das Wasser wimmelte von großen, schmackhaften Fischen und das Gras war so üppig, daß es dem Vieh das ganze Jahr hindurch nicht an Futter fehlen konnte. Sie brachten ihre aus Häuten bestehenden Zelte an das Ufer, stellten sie auf und trafen Anstalten zur Erbauung eines großen Hauses.

Leif theilte seine Leute so ein, daß die eine Hälfte stets zu Hause blieb, während die andere das Land erforschte. Jeder durfte sich jedoch nur so weit vom Hauptquartier entfernen, daß er dasselbe am Abende wieder erreichen konnte. Eines Abends nun fehlte ein Kolonist und zwar der Deutsche Tyrker, ein kleiner, hagerer Mann, der in allerlei Handwerken wohl erfahren war und auf den Leif große Stücke hielt. Da Leif befürchtete, jener sei vielleicht von einem wilden Thiere zerrissen oder von den Eingebornen erschlagen worden, so machte er sich mit zwölf Mann auf, den Vermißten zu suchen. Bald erblickten sie ihn; aber er war so aufgeregt und geberdete sich so närrisch, daß man glaubte, er sei entweder betrunken oder habe den Verstand verloren. Wegen der Ursache seines Ausbleibens befragt, gab er einfach „Weintrauben! Weintrauben!“

zur Antwort und erst nach geraumer Zeit wurde es ihm möglich, sich wieder in der nordischen Sprache auszudrücken. Er hatte wirklich Weintrauben entdeckt und am nächsten Tage überzeugten sich denn alle, daß es unzählige wilde Weinstöcke dort gab.

Das Land erhielt den Namen Vinland; ob es nun an der Narragansett-Bucht gelegen war oder ob es die wegen ihrer wilden Trauben bekannte Insel Martha's Vineyard war, kann nicht mit Sicherheit angegeben werden. Die Kolonisten verkehrten auch viel mit den Eingebornen, die sie wegen ihres kleinen, schmächtigen Körperbaues Skrälinger nannten und die sicherlich Eskimos waren, die späterhin den vordringenden, kräftigern Indianern weichen mußten. Leif Erikson war also der erste weiße Mann, der sich in Amerika ansiedelte; seine Expedition fand im Jahre 1000 statt.

Im darauf folgenden Frühjahre kehrte Leif mit günstigem Winde wieder nach Grönland zurück. Bald bildete seine Entdeckung und Beschreibung des fernen Landes das allgemeine Tagesgespräch, und sein Bruder Thorwald beschloß darauf, in dem Schiffe Leif's ebenfalls eine Reise dahin zu machen und das Land und seine Verhältnisse einer genaueren Untersuchung zu unterwerfen. Im Jahre 1002 segelte er ab und kam mit seinen Leuten wohlbehalten in Vinland an und fand auch das Haus, in dem Leif überwintert hatte. Im ersten Jahre durchstreiften sie das Land in westlicher Richtung, ohne dabei mit einem fremden menschlichen Wesen in Berührung zu kommen. Auf ihrer während des zweiten Sommers unternommenen Erforschungs-Expedition kamen sie jedoch mit den Eingeborenen in Berührung und in dem Kampfe, der sich mit ihnen entwickelte, erhielt Thorwald einen Pfeilschuß, der ihm das Leben kostete. Er wurde in Vinland begraben. Im Jahre 1831 wurde in der Nähe von Fall River in Massachusetts ein Skelett gefunden, das der enthusiastische Verehrer der nordischen Sagen und Alterthümer, Professor Anderson von der Wisconsin Staatsuniversität, in seinem Buche: «America not discovered by Columbus» für das Skelett Thorwald's hält, wofür er aber auch noch nicht einmal einen Scheinbeweis vorzubringen hat; denn Longfellow's poetische Behandlung dieses Fundes in dem Gedichte «The Skeleton in Armor», die er erwähnt, kann doch auf historische Wahrheit keinen Anspruch machen.

Im Jahre 1005 kehrten Leif's Männer wieder nach Grönland zurück.

Die nordischen Sagen theilen ferner mit, daß Thornstein, Erik's jüngster Sohn, nach Vinland fahren wollte, um den Leichnam seines Bruders zu holen, doch er erreichte die ferne Küste nicht; sein Schiff wurde vielmehr nach Grönland zurück verschlagen, woselbst er bald darauf starb.

Der hauptsächlichste Erforscher von Vinland war Torfine Karlsefne,

ein einflußreicher, begüterter, aus einer berühmten Familie stammender Mann. Derselbe kam 1006 mit seinen Schiffen nach Eriksjord und überreichte Leif Erikson werthvolle Geschenke, wofür er dessen Gastfreundschaft während des Winters genoß. Auch verheiratete er sich mit Gudrid, der Wittwe Thornstein's. Da während des langen Winters viel von Vinland gesprochen wurde, so nahm sich Karlsefne vor, jenes Land im kommenden Frühjahre aufzusuchen. Er traf zeitig die nöthigen Vorbereitungen zur Reise, versicherte sich der nöthigen Mannschaft, und 1007 kam er wohlbehalten mit 151 Männern und 7 Frauen, worunter auch Gudrid, am Orte seiner Bestimmung an, woselbst er sich in Leif's altem Hause einquartierte. Er hatte außerdem einige Schafe und Kühe mitgenommen und überhaupt alle Vorkehrungen für einen längeren Aufenthalt getroffen. Sie trieben Handel mit den Eingeborenen; doch fanden sie bald aus, daß den Freundschaftsversicherungen derselben nicht zu trauen war. Ja, Karlsefne sah sich bald genöthigt, seine Wohnung mit einem starken Zaun zu umgeben und seinen Leuten die größte Wachsamkeit anzuempfehlen. Wirklich kam es auch zu mehreren Scharmützeln, in denen jedoch die Eskimos jedesmal den Kürzeren zogen. Doch endlich wurden die Kolonisten der Kämpfe müde; sie befrachteten ihr Schiff mit Weinreben und Pelzen und steuerten, nachdem sie sich drei Jahre lang in Vinland aufgehalten hatten, wieder der alten Heimat zu. Wie die nordische Sage erzählt, so wurde dem Karlsefne auch in Vinland ein Sohn geboren, der den Namen Snorre erhielt und von dem später viele der bedeutendsten Männer Islands und Dänemarks abstammten.

Erik, der Rothe, hatte auch eine Tochter, die Freydis hieß und die mit einem gewissen Thorwald verheiratet war. Dieselbe machte die Bekanntschaft der Brüder Helgi und Finnbogi, die aus Norwegen nach Grönland gekommen waren, und beredete sie zu einer Expedition nach Vinland. Es sollten zwei Schiffe ausgerüstet und jedes mit 30 Matrosen bemannt werden. Doch Freydis brach gleich Anfangs dadurch den Vertrag, daß sie auf ihr Schiff heimlich 5 Männer mehr bringen ließ.

Da die beiden Brüder zuerst in Vinland ankamen, so nahmen sie von Leif's Haus daselbst Besitz und ließen ihre Geräthschaften hineintragen. Als Freydis dies späterhin sah, sprach sie mürrisch: „Mein Bruder hat mir und nicht Euch sein Haus vermiethet!“ Jene mußten sich also eine andere Wohnung bauen. Mit der Zeit entspann sich zwischen der Mannschaft beider Schiffe eine solche Feindseligkeit, daß jeder Verkehr abgebrochen wurde. Eines Morgens frühe erhob sich Freydis von ihrem Lager, hüllte sich in den Mantel ihres Gemahls und ging barfuß in das Haus der Brüder. Finnbogi erblickte sie und sprach: „Was willst Du hier?“

„Komm' heraus!“ erwiderte sie, „denn ich habe in einer wichtigen Angelegenheit mit Dir zu reden!“

Freydis theilte ihm darauf mit, daß es ihre Absicht sei, wieder in ihre Heimat zurück zu kehren; da jedoch das Schiff Finnbogi's größer sei als das ihrige, so wolle sie es ihm abkaufen. Jener erklärte sich damit einverstanden, worauf Freydis nach Hause eilte und ihrem Gemahl erzählte, daß sie von den Brüdern, mit denen sie wegen des Ankaufs ihres Schiffes unterhandelt habe, geschlagen und übel zugerichtet worden sei. Ironisch bemerkte sie dabei: „Auf Dich kann ich mich nicht verlassen, daß Du mich rächen wirst; leider bin ich nicht mehr in meiner Heimat Grönland. Wenn Du aber stillschweigend diese Schmach auf mir sitzen lässest, so werde ich mich von Dir scheiden lassen!" Solche Vorwürfe konnte nun ihr leichtgläubiger Gemahl doch nicht ertragen; er rief eiligst seine Leute zusammen, bewaffnete sie und ließ die schlafenden Feinde ergreifen und binden. Sobald einer gebunden war, wurde er aus dem Hause geführt und auf Freydis Befehl erschlagen. Da Niemand die zu jener Partei gehörenden fünf Frauen tödten wollte, so besorgte dies die blutdürstige Freydis selbst und zwar mit einer Axt. Ihren Leuten befahl sie darauf strenge an, in Grönland ja nichts von diesem Begebniß zu erzählen, wenn sie nicht ebenfalls erschlagen sein wollten.

Alle waren jedoch nach ihrer Rückkehr nicht verschwiegen und bald erfuhr Leif die Schandthat seiner Schwester. Um sich von der Wahrheit des betreffenden Gerüchtes zu überzeugen, ließ er Drei von ihrer Reisegesellschaft peinigen, um ein wahrheitsgetreues Geständniß zu erlangen. Was dieselben erzählten, stimmte in allen Details genau überein. Doch ließ ihr Leif die verdiente Strafe nicht angedeihen; ihre Nachkommen aber wurden noch viele Generationen hindurch verachtet.

Die nordischen Sagen berichten ferner noch von mehreren anderen Expeditionen; die letzte, von der wir lasen, fand im Jahre 1347 statt, also in der Zeit, wo Europa vom „schwarzen Tod" heimgesucht wurde. Norwegen, Island und Vinland blieben damals nicht unverschont und welche Verheerungen jene Seuche anrichtete, zeigt beispielsweise die Thatsache, daß die Bevölkerung Norwegens von 2 Millionen auf 300,000 herabsank.

Da blieben denn natürlich keine Leute für die Auswanderung nach Amerika übrig und Diejenigen, die sich bereits dort angesiedelt hatten, konnten auf die Länge der Zeit der Uebermacht der Eingebornen nicht widerstehen. Den späteren spanischen und englischen Kolonisten wurde dies deshalb schon leichter möglich, weil sie Feuerwaffen besaßen.

Jene nordischen, sich auf Vinland beziehenden Sagen hat man früher stets mit den fabelhaften Erzählungen des Mittelalters in eine Kategorie gestellt und ihnen mithin keinen authentischen Werth beigelegt; zugegeben muß werden, daß sich auch hier manche, dem Geiste der Zeit, in der sie verfaßt wurden, entsprechende Wundergeschichte eingeschlichen hat; doch

ist in diesem Falle leicht der phantastische Spreu vom historischen Weizen zu sondern. Der königlichen Gesellschaft der nordischen Alterthumsforscher zu Kopenhagen gebührt in dieser Hinsicht das ehrende Zeugniß, daß sie alles Mögliche gethan hat, Licht in jenes Dunkel zu bringen; besonders aber hat sich ein Mitglied derselben, Professor Rafn, durch die Herausgabe der «Antiquitates Americanae» (1837) ein nicht zu unterschätzendes Verdienst erworben, obgleich man ihm den Vorwurf machen muß, daß ihn sein Enthusiasmus auch zu manchen unhaltbaren Interpretationen verleitet hat.

Man behauptet gewöhnlich, daß der runde Thurm bei Newport auf Rhode Island und die Inschrift auf dem Diphton-Felsen nordischen Ursprunges seien, ohne daß man übrigens dafür stichhaltige Beweise beibringen kann. Die letztgenannte Antiquität, der sogenannte Diphton Rock, liegt im Taunton-Flusse ungefähr drei Meilen nördlich von Somerset im Staate Massachusetts, also in einer Gegend, von der man mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten kann, daß sie von den Nordmännern besiedelt wurde. Die eingemeißelten $^1/_8$—$^3/_8$ Zoll tiefen Inschriften und pictographischen Darstellungen sind schon seit dem 17. Jahrhundert der Gegenstand gelehrter Forschungen gewesen; daß sie von den Indianern nicht herrührten, glaubte man deshalb annehmen zu müssen, weil zur Herstellung ein eisernes Instrument gebraucht sein mußte, und den Indianern war doch das Eisen unbekannt. Der genannte Professor Rafn hat aus jenen Zeichen die vollständigen Inschriften Thorfinn Karlsefne's herausgelesen. Ob jene Reliquie überhaupt jemals zufriedenstellend erklärt wird, ist eine schwer zu beantwortende Frage.

Die Nachrichten von der Entdeckung und Besiedlung Vinlands erstrecken sich übrigens nicht auf die dem Hauptinhalte nach mitgetheilten nordischen Sagen. Auch der Historiker Adam von Bremen, der 1076 starb, erwähnt derselben. Dieser veröffentlichte nämlich ein Werk über die Ausbreitung des Christenthums im hohen Norden und gab demselben einen geographischen Anhang bei, in dem er Dänemark, Schweden, Norwegen, Island, Grönland bespricht und dann folgenden Passus bringt: „Außerdem existirt noch ein Land, das von vielen besucht worden ist; dasselbe liegt im Ocean und wird Vinland genannt, weil dort der Weinstock wild wächst und sehr gute Trauben hervorbringt; auch wächst dort Korn, ohne daß es gesäet wird."

Das betreffende Buch wurde im Jahre 1073 veröffentlicht und ist sicherlich auch von Columbus, den doch geographische Werke seiner Zeit interessirten, nicht ungelesen geblieben. Außerdem ist es auch eine historische Thatsache, daß sich Columbus einst kürzere Zeit auf Island aufhielt, und da damals ungefähr 130 Jahre seit der letzten Expedition nach Vinland verflossen waren, so ist es ebenfalls sehr wahrscheinlich, daß er

auch dort von der Existenz des Landes gehört hat. Daß Columbus von den Entdeckungen der Isländer profitirt haben mußte, ist auch noch aus einem anderen Grunde anzunehmen. Gudrid, Thorfinn's Gemahlin, machte nach ihres Mannes Tode eine Reise nach Rom und hat dort sicherlich auch von ihrem dreijährigen Aufenthalt in Vinland erzählt. In Rom aber hörte man damals gerne von neuen geographischen Entdeckungen, denn jedes neue Land war zugleich ein neues Feld für die päpstliche Propaganda. Daß Vinland im Vatikan bekannt war, sehen wir aus der historischen Thatsache, daß selbst Papst Paschal der Zweite im Jahre 1112 Erik Upsi zum Bischof von Grönland, Island und Vinland ernannte und daß dieser Geistliche im Jahre 1121 persönlich in letzterem Lande sich aufhielt. In Rom also mag Columbus ebenfalls auf Vinland aufmerksam gemacht worden sein und daraus mag sich auch der Umstand erklären, daß er auf seiner Entdeckungsreise niemals an dem Auffinden von Land zweifelte und daß ihm die Entfernung ziemlich bekannt war.

Columbus landete jedoch nicht in Vinland, sondern fuhr südlich, da die isländischen Sagen auch von einem Irland-it-Mikle, dem großen Irland (Amerika's) erzählen, das sich, wie Anderson bemerkt, bis nach Florida hinab erstreckt haben soll. Welche historische Quellen Columbus zu jener Reise bewegt haben mochten, darüber läßt er uns gänzlich im Unklaren.



Die Deutschen in Amerika zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges.

Erst in der neuern Zeit sind die Amerikaner zu der Ueberzeugung gekommen, daß doch auch die Deutschen ihr bescheidenes Antheil an der erkämpften Unabhängigkeit der Kolonie haben — eine Thatsache, die man früher in der engherzigsten Weise ignorirte, um die Schmach, welche Deutschland aus dem Verkaufe der Hessen und Soldaten anderer Fürstenthümer erwuchs, in desto schwärzeren Farben malen zu können.

Die sich hier empor arbeitenden, zu Wohlstand und Einfluß gelangten Deutschen sind dem Stockamerikaner von jeher ein Stein des Aergernisses gewesen und wenn sich irgendwo in einer Stadt das nativistische Element zu regen beginnt, so ist sein Haß vorzugsweise auf die Deutschen gerichtet. Dieser Haß ist der Jugend hauptsächlich dadurch eingepflanzt worden, daß man die amerikanische Nation als den Inbegriff aller Freiheit, Tapferkeit und Erhabenheit hinstellte und dadurch anstatt Patriotismus einen traurigen Nativismus entwickelte.

Der Unabhängigkeitskrieg und der erfolgreiche Ausgang desselben gilt ihnen daher für den Anbruch des tausendjährigen Reiches und Jeder, der sich damals auf feindlicher Seite befand, ist auf ewig zum Gegenstande des bittersten Hasses geworden.

Daß die deutschen Fürsten damals durch den Verkauf ihrer Unterthanen Schmach und Schande auf Deutschland gehäuft haben, wird natürlich Niemand leugnen wollen; die Schandthaten der hessischen Söldlinge werden in den für die Schulen bestimmten Lehrbüchern der amerikanischen Geschichte stets mit einem gewissen Wohlbehagen aufgezählt, und daß dieses gerade nicht dazu angethan ist, die Deutschen Amerika's in der Achtung zu heben, braucht wohl nicht besonders gesagt zu werden.

Die Verdienste Steuben's und Kalb's erkennt man allerdings bereitwillig an; da diese Generäle jedoch von Frankreich nach Amerika gesandt

wurden, so läßt man ihren Ruhm auch der offiziellen Nation, der der „Gloire“, zu Gute kommen.

Frankreich unterstützte den Unabhängigkeitskampf mit Waffen. Geld und Soldaten und daher findet noch heute der Franzose in amerikanischen Kreisen eine zuvorkommende Aufnahme und wird stets dem Deutschen vorgezogen, einerlei, ob er es individuell verdient oder nicht; der Deutsche hingegen aber muß immer noch für das Verbrechen seiner Fürsten des vorigen Jahrhunderts leiden und sich gelegentlich das Schimpfwort „Hessian“, das dem Amerikaner für den Ausdruck der tiefsten Erniedrigung gilt, gefallen lassen.

Ohne die Mithülfe des Auslandes hätten sich die Amerikaner überhaupt nie ihre Unabhängigkeit erkämpfen können. Von 29 Generalmajoren ihrer Armee waren 11 Europäer; unter den Brigadegenerälen befanden sich 16, die aus Europa stammten, denn den fremden Offizieren war es hauptsächlich darum zu thun, in der Kolonialarmee einen möglichst hohen Rang einzunehmen. Viele derselben waren von Kind auf an das Kriegsleben gewöhnt, und jeder neue Krieg gab ihnen daher eine erwünschte Gelegenheit, sich auszeichnen zu können. Der Soldat war damals ein Weltbürger und der Krieg galt als ein ehrenvolles Gewerbe.

In Europa war es nach dem siebenjährigen Kriege ziemlich ruhig geworden und viele Offiziere sehnten sich herzlich nach einer standesgemäßen Beschäftigung. Der Aufstand der amerikanischen Kolonien war also für viele derselben ein zeitgemäßes Geschenk des Schicksals, und wenn gerade auch nicht jeder die Lust in sich verspürte, den amerikanischen Aufständischen zu Hülfe zu eilen, so war ihm doch wenigstens die tröstliche Aussicht auf einen europäischen Krieg eröffnet.

Silas Deane, der amerikanische Gesandte in Paris, versprach den fremden Offizieren, die ihm ihre Dienste anboten, bereitwillig hohen Rang, gute Bezahlung und überhaupt Alles, was sie nur wünschten, und bald fanden sich dieselben dann vor der Thüre des amerikanischen Kongresses ein und verlangten die Ratifikation ihrer Kontrakte. Daß dies den einheimischen Offizieren nicht angenehm war, braucht nicht besonders gesagt zu werden; ja Washington setzte sich durch die Bevorzugung fremder Offiziere solchen Intriguen aus, daß er beinahe das Oberkommando an den eitlen und unfähigen Gates hätte abtreten müssen.

Benedikt Arnold wurde dadurch zuerst auf den Gedanken, sein Vaterland zu verrathen, gebracht, daß er gegen jüngere Offiziere, die nicht halb die Ansprüche hatten, wie er, zurückstehen mußte.

Der amerikanische Kongreß mußte wohl oder übel manchem Fremden eine hohe Stelle einräumen, nur um das Ausland nicht gegen sich einzunehmen. Und tüchtige Offiziere, besonders im Ingenieurfache, engagirte er.

Da waren die Franzosen Duportail, Gourion und Lavoy; da waren die Polen Pulaski, der späterhin von Longfellow poetisch verherrlicht wurde, und der junge Kosciusco, der West Point befestigte; da waren die Deutschen de Kalb und Steuben, die nun hier ausführlicher besprochen werden sollen.

Johann Kalb wurde am 29. Juni 1721 in dem fränkischen Flecken Hüttendorf geboren, woselbst sein Vater als einfacher Bauer lebte. In seinem sechszehnten Jahre ging er nach Frankreich und fand daselbst als Kellner Beschäftigung. Sechs Jahre darnach taucht er jedoch schon als geadelter Lieutenant im deutschen Regimente Löwenthal, das in französischen Diensten stand, auf und betheiligte sich als solcher an mehreren Schlachten in Flandern. Als der siebenjährige Krieg, an dem er ebenfalls Theil genommen hatte, vorüber war, verheiratete er sich in Paris mit einer reichen Erbin und gab sich alle Mühe, Geschmack an einem ruhigen häuslichen Leben zu finden, was ihm jedoch nicht gelang. Als er die Nachricht erhielt, daß sich die amerikanischen Kolonien vom Mutterland lossagen wollten, eilte er schnell zum französischen Minister Choiseul, von dem er wußte, daß er jede Gelegenheit, England zu demüthigen und seinen ausgedehnten Handel zu zerstören, mit Freuden ergreifen würde, und offerirte seine Dienste für den bevorstehenden Krieg. Vorläufig nun wurde er dazu ausersehen, eine Inspektionsreise nach der neuen Welt zu unternehmen und über die Hülfsquellen, Häfen und Kampffähigkeit jenes Landes zu berichten.

Am 12. Januar 1768 landete er in Philadelphia. Er sah, daß das Land reif zum Aufstand war und daß sich die englischen Soldaten sehr vorsichtig benehmen mußten, wenn sie den Ausbruch der drohenden Feindseligkeiten nicht beschleunigen wollten. Der Haß der Kolonisten gegen die Engländer hatte seinen Kulminationspunkt erreicht; sie sahen ihre Industrie ruinirt und sich durch die englischen Gesetze auf ewig zur Armuth und Abhängigkeit verdammt. Da von seinen ausführlichen Berichten jedoch nur fünf ihre Adresse erreichten und Choiseul darauf die Antwort schuldig blieb, reiste er im April des genannten Jahres wieder nach Frankreich zurück. Dort wurde er jedoch von diesem Minister sehr kühl aufgenommen und seine mit großer Sorgfalt ausgearbeitete Denkschrift blieb unbeachtet.

Als nun 1776 der amerikanische Kommissär Silas Deane nach Paris kam, um für sein Land Hülfe zu erbitten, wurde ihm unter Anderem auch von Saint Germain, dem damaligen Kriegsminister, Kalb empfohlen, worauf Deane mit ihm und fünfzehn anderen Offizieren, darunter auch Lafayette, einen Vertrag abschloß, infolge dessen jedem der Rang eines Generalmajors zugesichert wurde. Als dies die englische Regierung erfuhr, protestierte sie energisch gegen diesen Friedensbruch. Glücklicher-

weise war jedoch der junge Lafayette im Besitze eines bedeutenden Vermögens, das es ihm ermöglichte, ein Schiff auf eigene Kosten auszurüsten, um mit Kalb und den anderen Offizieren nach Amerila abreisen zu können.

Nach mühevoller und beschwerlicher Reise endlich in Philadelphia angekommen, machten sie, wie viele Andere, die traurige Erfahrung, daß die von Silas Deane abgeschlossenen Kontrakte vom Kongreß desavouiert wurden. Lafayette, der jenem Körper noch besonders durch Franklin und Deane empfohlen war, bot darauf seine Dienste unentgeltlich an; dieselben wurden dann auch, vorzugsweise um einen günstigen Eindruck auf die französische Regierung zu machen, acceptiert und ihm der Rang eines Generalmajors verliehen.

Sein ganzes Bestreben ging darauf hin, auch Kalb eine seiner Fähigkeiten würdige Stellung zu verschaffen, doch waren seine Bemühungen lange Zeit vergeblich. Kalb hatte sich bereits zur Heimreise vorbereitet, als ihn noch rechtzeitig Boten des Kongresses anhielten und ihm die Nachricht übermittelten, daß er schließlich doch noch zum Generalmajor ernannt worden sei.

Darauf reiste er unverzüglich zur Armee ab, die damals bei Germantown stand. Als er der demoralisierten und halbverhungerten Kolonialarmee in das Winterquartier nach Valley Forge folgte, war er, wie seine zahlreichen nach Hause geschickten Briefe bekunden, ebenso entmuthigt, wie die Anderen; nichts gefiel ihm und die Sehnsucht nach seiner trauten Häuslichkeit wurde täglich stärker. Er beklagte sich über die entsetzliche Theuerung und die schmählichen Betrügereien der Kontraktoren, die nach ächter Yankeeart das allgemeine Elend im Interesse ihres Geldbeutels ausbeuteten. Sold bekam er keinen und als er einst nach Philadelphia fuhr, um sich, da ihm seine Kleider fast vom Körper fielen, einen neuen Anzug zu kaufen, wurden ihm z. B. für ein Paar Stiefel 400 Doll. abverlangt. Für ein Pferd forderte man so viel, wie der ihm versprochene zehnjährige Sold eines Generalmajors betrug.

Seine acht Regimenter zählten gegen 2000 Mann, die hauptsächlich aus Maryland und Delaware stammten. Die Bewohner der erstgenannten Kolonie schickten nur zuweilen Proviant in das Winterquartier. Da derselbe jedoch nur an Maryländer vertheilt werden durfte, so ging Kalb jedesmal leer aus. Einstmals mußte er für Abendessen und Nachtquartier für sieben Personen 850 Dollars bezahlen, wobei er sarkastisch bemerkte, daß die Amerikaner trotzdem noch prahlten, bereit zu sein, für die Freiheit Alles zu opfern. Auch durch Conway's, des irisch-französischen Abenteurers, Intriguen hatte er viel zu leiden.

Da die Engländer allmälig zu der Einsicht kamen, daß sie im Norden keinen festen Fuß fassen konnten, beschlossen sie, den dünn besiedelten

Süden mit Krieg zu überziehen, und vor allen Dingen von den südlichen Häfen Besitz zu ergreifen. Lincoln, der im Süden kommandirte, bat um Hülfe und Kalb wurde darauf mit seiner Division abgesandt. Es war dies ein langer und beschwerlicher Marsch; besonders fehlte es an Proviant, da Nord-Carolina alle Vorräthe für seine werthlose Miliz zurück behielt.

Im Juli 1780 übernahm Gates das Kommando der Südarmee und derselbe glaubte, er brauche sich nur zu zeigen und Cornwallis würde das Hasenpanier ergreifen. Die Armee marschierte nach Canada und trotzdem dieselbe in Wirklichkeit nur aus 3000 kampffähigen Soldaten bestand und trotzdem Gates durch Kalb von einer Offensivschlacht ernstlich abgerathen worden war, ließ derselbe doch zum Angriffe vorrücken. Das Gefecht entspann sich und bald kamen die Amerikaner zu der Ansicht, daß nun Alles für sie verloren sei. Gates war rathlos. Im Kriegsrathe, der nun gehalten wurde, hatte Kalb kein Wort zu sagen; früher hatte man sich nicht um seine Rathschläge gekümmert und jetzt hieß es einfach weiter kämpfen oder fliehen. Man entschloß sich zum Ersteren.

Ein amerikanisches Regiment nach dem andern floh und selbst Gates suchte sich unter einem faulen Vorwande in Sicherheit zu bringen. Kalb machte mit seinen Leuten drei Sturmangriffe auf die englische Linie, wurde jedoch jedesmal von der Uebermacht zurückgeschlagen. Als sein Pferd unter ihm erschossen war und eine Säbelwunde an seinem Kopfe klaffte, kommandirte er zu Fuß ruhig weiter. Bald sank er jedoch, aus elf Wunden blutend, zur Erde nieder; die Engländer hoben ihn auf und Cornwallis gab den Befehl, ihn anständig zu behandeln. Drei Tage lang kämpfte er mit dem Tode und als er dann von seinen Leiden erlöst wurde, begrub man ihn mit allen militärischen Ehren unter einem einsamen Baume.

Seiner Tapferkeit und Umsicht sind alle Geschichtschreiber gerecht geworden. Die seinen Erben vom Kongresse zugewiesene Landschenkung in Ohio ging denselben wegen Nichtbezahlung der darauf lastenden Steuern verloren; doch wurde denselben im Jahre 1855 die Summe von 60,000 Dollars für anderweitige Ansprüche zuerkannt. So ganz undankbar sind die Republiken doch nicht.

Betrachten wir nun Steuben's Verdienste um die Freiheit der amerikanischen Kolonie. Freilich Wilhelm August Heinrich Ferdinand Steuben stammt aus einer alten protestantischen Familie, deren Mitglieder sich schon durch Schwert und Feder während des dreißigjährigen Krieges ausgezeichnet hatten. Er wurde am 15. November 1730 in Magdeburg geboren und nahm schon in seinem vierzehnten Jahre als

Freiwilliger an der Belagerung Prags Theil. Seine Erziehung war von Kind auf eine streng militärische gewesen.

Er machte den 7=jährigen Krieg mit und verließ dann als Major den preußischen Dienst, um zehn Jahre lang beim Fürsten von Hohenzollern=Hechingen den Hofmarschall zu spielen. Dann wurde er aus dieser Stellung durch die Intriguen der Jesuiten vertrieben, denen es unangenehm war, daß ein Protestant ein so hohes Amt bekleidete. Darauf übernahm er eine ähnliche Stelle am badischen Hofe.

Auf einer Besuchsreise nach Paris ließ er sich von seinem alten Freunde Saint Germain bereden, in den Dienst der Amerikaner zu treten, und am 26. September 1777 segelte er nach dem Schauplatze seiner ruhmreichen Thätigkeit ab.

Von der ursprünglich 17,000 Mann starken Armee Washington's befanden sich zu Valley Forge nur noch 5000 und zwei Drittel derselben waren dienstunfähig, weil sie nicht die nöthige Kleidung hatten. Die Armee kämpfte täglich gegen Hunger und Kälte; die wenigen schnell errichteten Erd= und Loghütten gaben nur wenig Schutz und der Proviant traf selten zur gewünschten Zeit ein. Die Bewaffnung war ebenfalls gänzlich ungenügend; die alten Jagdgewehre und Musketen waren verrostet und untauglich und die Soldaten waren durch ihre traurige Lage ganz muthlos geworden. War es doch überhaupt ein Wunder gewesen, daß Washington mit seinen in jeder Hinsicht mangelhaften Truppen die wohl disziplinirte Armee Howe's so lange in Schach gehalten hatte.

1780 wurde Steuben zum Kommandeur in Virginien ernannt und hatte dort ebenfalls mit unbeschreiblichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Finanzen daselbst waren in zerrüttetem Zustande; Jeder dachte mehr an seinen eigenen Vortheil als an das Wohl des Vaterlandes.

Die dortige Miliz plünderte mehr als die Soldaten des Feindes; die Waffen waren über den ganzen Staat zerstreut und ehe sich die auf sechs Monate angeworbenen Soldaten eingefunden hatten, war auch schon die Zeit ihres Dienstes vorüber. Da hatte denn Steuben hier schwere Arbeit, um General Greene die versprochenen Verstärkungen nach den Carolinas zu senden.

Um diesen unangenehmen Widerwärtigkeiten aus dem Wege zu gehen, wandte sich Steuben an den Kongreß mit der Bitte, seine Pflichten und Rechte näher zu spezialisiren. Derselbe beauftragte ihn dann, Regulationen für die Armee zu entwerfen, nach denen sich Soldaten und Offiziere streng zu richten hatten. Das von ihm darauf ausgearbeitete System, das den tüchtigen und einsichtsvollen Disziplinär bekundet, war lange Zeit als „Steubens Regulations" oder auch unter dem Namen „Blue Book" bekannt.

Nun hatte jeder Offizier einen sicheren Führer in der Hand, der ihm seine Thätigkeit und Befugnisse genau vorschrieb.

Daß die amerikanische Armee gründlich reorganisiert werden mußte, hatte man in Frankreich längst eingesehen; dasselbe aber mußte bald geschehen, wenn nicht alle französischen Opfer für Amerika vergeblich sein sollten. Die Ausführung dieser Aufgabe hatte man nun Steuben zugedacht, trotzdem man sehr gut wußte, daß sich die amerikanischen Offiziere den Ausländern nicht gerne unterordneten. Beaumarchais lieh ihm zur Ausrüstung für die Reise das nöthige Geld. Unter den wenigen Leuten, die Steuben mitnahm, befand sich auch der junge Duponceau, der fertig Englisch sprach und der sich späterhin als Verfasser eines Werkes über amerikanische Aboriginalsprachen bekannt machte.

Auf seiner Reise nach York, wo damals der amerikanische Kongreß seine Sitzungen abhielt, hatte Steuben auch Gelegenheit, sich mit dem Tory-Elemente bekannt zu machen. Da ihm an einem Abend ein heftiger Schneesturm die Alternative stellte, entweder im Freien zu kampiren oder bei einem als Tory verschrieenen Wirthe an der Landstraße einzukehren, entschloß er sich zum Letzteren; er trat in das Gasthaus und forderte Nachtquartier und Abendessen für sich und seine Mitreisenden. Zu essen sei nichts da, erwiderte der kurz angebundene Wirth; und für die Nacht könne er ihnen nur ein Zimmer ohne Betten und Stühle zur Verfügung stellen. Steuben verlegte sich auf's Bitten und als dies nichts half, offerirte er doppelte Bezahlung; der Wirth aber blieb bei seinem kurzen Nein. Da ging aber endlich dem deutschen Offizier die Geduld aus, er ließ seine Pistolen holen, setzte sie dem Wirthe auf die Brust und rief:

„Können wir Betten haben?" „Ja!" — „Eier?" „Ja!" — „Milch?" „Ja!" — „Brod?" „Ja!"

Und es dauerte auch nicht lange, da war der Tisch gedeckt und die Gäste ließen sich das Abendessen trefflich schmecken. Auch erhielten sie für die Nacht die besten Betten des Hauses und bezahlten dafür am nächsten Morgen mit dem sogenannten Continentalgelde, das der Wirth auch ohne ein Wort der Widerrede annahm.

Der zu York tagende Kongreß war gerade kein Körper, der sich durch kluge, zeitgemäße und energische Maßregeln auszeichnete. Auch schenkte er den gegen Washington kursirenden Verläumdungen zu viel Gehör und wäre beinahe so weit gegangen, den feigen, ruhmsüchtigen und eingebildeten Gates an dessen Stelle zu setzen.

Dieser Gates ließ es sich damals in York bei wohlbesetzter Tafel trefflich schmecken, währenddem Washington mit dem traurigen Ueberreste seiner Armee zu Valley Forge hungerte und fror.

Sobald Steuben in York eintraf, suchte ihn der beständig intriguirende Gates auf seine Seite zu bringen; er erwies ihm jede erdenkliche Höflichkeit und stellte ihm sogar sein Haus zur Verfügung; Steuben war jedoch so klug, sich ferne von ihm zu halten.

Da die Bedingungen, die Steuben dem Kongresse stellte, sehr einfach waren, so wurden sie auch ohne längeres Debattieren angenommen; er hatte nämlich verlangt, daß er, im Falle die amerikanischen Kolonien siegreich sein sollten, für seine Arbeit und Auslagen entschädigt würde; im andern Falle jedoch verzichtete er auf jede Belohnung.

Auf seiner Reise nach dem Hauptquartier Washington's berührte er auch Lancaster, woselbst die Deutschen ihm zu Ehren einen Ball abhielten, und als Washington von seiner baldigen Ankunft hörte, ritt er ihm mehrere Meilen mit einer Ehrengarde entgegen.

Ein guter Kern mußte demnach doch in der Armee vorhanden sein und denselben auf's Neue zu entwickeln war nun die Aufgabe Steubens.

Conway hatte sich durch allerlei geheime Umtriebe zum Generalinspektor der Armee machen wollen, doch wurden seine Intriguen noch rechtzeitig entdeckt und sein Vorhaben vereitelt. Steuben erhielt darauf dieses Amt und wie trefflich er den Pflichten desselben nachkam, darüber herrscht in der amerikanischen Geschichte nur eine Stimme. Nicht mit Unrecht wurde er der rechte Arm Washington's genannt und man kann wohl sagen, daß ohne Steuben's Beistand der glückliche Ausgang der Revolution mindestens sehr zweifelhaft gewesen wäre.

Daß die amerikanische Armee so schnell wie möglich reorganisiert werden müsse, sah Jedermann ein und der Plan, den Steuben zu diesem Zwecke entwarf, fand den ungetheilten Beifall Washington's und des Kongresses.

Demnach machte er sich dann auch gleich an die Ausführung seines Planes. Er wählte sich 120 Mann aus der Armee und gab denselben täglich zwei Mal Unterricht im Exerzieren; diesen Uebungen mußten die übrigen Offiziere beiwohnen und sie dann bei ihren Truppen einführen. So exerzierte Steuben alle Regimenter ein und in verhältnißmäßig kurzer Zeit waren sie fähig, alle Bewegungen einer regulären Armee auszuführen. Er inspizierte Alles bis in's Kleinste; besonders großen Werth legte er auf den richtigen Gebrauch des Bajonettes, wodurch sich die Hessen so sehr verhaßt gemacht hatten.

Die Soldaten hatten einen gewaltigen Respekt vor ihm, denn er machte sich seine Sache nicht leicht und arbeitete von Morgens früh bis spät in die Nacht hinein. Er hatte die Armee in einem schrecklich chaotischen Zustande vorgefunden.

Einige Soldaten waren auf drei, andere auf sechs Monate ange-

worden und da war dann ein beständiges Kommen und Gehen, war beständige Ebbe und Fluth, sodaß oft ein Regiment stärker als die Brigade war. In diesen Wirrwar System zu bringen, war natürlich keine Kleinigkeit, außerdem hatte Steuben stets mit den Chikanen amerikanischer Offiziere zu kämpfen, denen es sehr schwer ankam, unter einem Ausländer zu dienen.

Doch 1781 fiel plötzlich der Verräther Arnold mit 2000 Mann in Virginien ein und da Steuben damals nur 150 Mann zu seiner Verfügung hatte, so mußte er ruhig zusehen, wie dieser Ueberläufer sengend und brennend von Ort zu Ort zog und Richmond ohne Schwertstreich einnahm. Endlich gelang es ihm, 4000 Mann Milizsoldaten zusammenzubringen, womit er Arnold nach Portsmouth zurückdrängte und denselben von der Landseite abschloß. Um diesen Verräther um jeden Preis gefangen zu nehmen, schickte Washington noch 1200 Mann leichter Infanterie unter Lafayette ab und dann erwartete man, daß die Ankunft der französischen Flotte ein jedes Entrinnen vereiteln würde. Es erschien auch die Flotte, aber es war die englische, welche vorher die französische zum Rückzuge gezwungen hatte. So wurde der wohlangelegte Plan, Arnold zu fangen, vereitelt.

In der Augustwoche des Jahres 1781 setzte sich Cornwallis zu Yorktown fest und Washington, dem kurz darauf von Frankreich eine nicht unbeträchtliche Mannschaft zugeführt worden war, beschloß, ihn daselbst mit allen disponiblen Kräften anzugreifen. Die Engländer, welche sich stark verschanzt hatten, zählten gegen 7000 Mann; die Amerikaner zählten über das Doppelte. Die Belagerung des befestigten Platzes wurde mit großem Geschick geleitet und es zeichnete sich dabei besonders wieder Steuben in glänzender Weise aus.

Am 17. Oktober ließ der brittische Kommandeur Vorschläge zur Uebergabe seiner Armee machen und zwei Tage darauf befanden sich 7000 englische Soldaten als Kriegsgefangene in den Händen der Amerikaner. Dieser Sieg rief überall die größte Freude hervor, denn der Fall Yorktown's war der Anfang vom Ende des amerikanischen Krieges. Zwar hatten die Engländer immer noch 30,000 Mann in Amerika, aber ihr Mutterland war des langen und kostspieligen Haders müde geworden und der daselbst zum Einflusse gekommenen Whigpartei war die Niederlage bei Yorktown ein erwünschter Vorfall, der England für das Aufheben der transatlantischen Feindseligkeiten geneigter machte.

Als der Krieg vorüber war, waren Steuben's Finanzen total zerrüttet und seine Stellung in der Armee war natürlich auch überflüssig geworden. Zum Kriegsminister ernannte ihn man deshalb nicht, weil er ein Ausländer war. Doch erkannte der Kongreß seine Thätigkeit an und ließ ihm zur Belohnung dafür einen Degen mit goldenem Beschläge

überreichen und glaubte, damit reichlich genug gethan zu haben. Der Staat New-York, dem diese Behandlung doch zu gemein vorkam, schenkte ihm darauf 16,000 Acker Land, die ungefähr 12 Meilen nördlich vom alten Fort Schuyler, also da, wo gegenwärtig Utica steht, lagen. Dort verlebte Steuben die Zeit des Sommers und beschäftigte sich angelegentlich mit der Landwirthschaft. Dort las er Abends seinen Lieblingsschriftsteller Voltaire oder unterhielt sich mit seinen Freunden, die oft wochenlang seine Gäste waren. Während des Winters wohnte er meistentheils in der Stadt New-York. Endlich fand sich auch der amerikanische Kongreß bewogen, ihm ein Jahresgehalt von 2500 Dollars zu bewilligen, kaum halb so viel als ihm die Stelle einbrachte, die er in Deutschland aufgegeben hatte.

Am 25. November 1794 starb er und wurde, gehüllt in seinen Kriegsmantel und von wenigen Freunden begleitet, auf seiner Heimstätte begraben. Steuben war in jeder Hinsicht ein biederer, offener und ehrlicher Charakter; er haßte nichts mehr als Gemeinheit und Verkommenheit und nie konnte er den Namen Arnold hören, ohne die derbsten Ausdrücke darauf folgen zu lassen. Seine Wohlthätigkeit war sprüchwörtlich geworden und gerne gab er den letzten Dollar hin, wenn es galt, einem Armen aus der Noth zu helfen.

Die zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges in Amerika wohnenden Deutschen haben alle mehr oder minder ihr Scherflein zur Erlangung der Freiheit beigetragen. Von dem englischen Könige waren sie überhaupt niemals sonderlich eingenommen. Die deutschen Ansiedler waren ein kerniges, tüchtiges Volk und im Kriegswesen nicht unerfahren. Selten fand man einen Tory unter ihnen, und nur von zwei deutschen Geistlichen ist es bekannt, daß sie der Sache Englands anhingen. Wo man Verräther findet, findet man sicherlich auch Geistliche. Die deutschen Bauern, die religiösen Sekten angehörten, welche das Waffentragen verboten, unterstützten die Armee kräftig durch Proviantlieferungen oder beredeten heimlich die hessischen Söldlinge zur Desertion. In den meisten Distrikten Pennsylvaniens griffen die Deutschen zuerst zu den Waffen und zeichneten sich nebst ihren Führern überall durch Tapferkeit und Kaltblütigkeit aus. Wenn die englisch-amerikanischen Soldaten feige flohen und ihre Musketen wegwarfen, hielten die deutschen Regimenter Pennsylvaniens muthig aus, weshalb sie auch Washington zu seinen zuverlässigsten Truppen zählte.

Währenddem die englisch-amerikanischen Rekruten die Wundärzte bestachen, um von dem gefährlichen Dienste frei zu kommen, waren die Deutschen stets pünktlich zur Erfüllung ihrer Pflichten bereit. Besonders zeichnete sich die pennsylvanische Reiterei, die meistens aus reichen deutschen Bauernsöhnen bestand, vortheilhaft aus. Die alten in Philadelphia

wohnenden Deutschen bildeten eine Veteranen-Kompagnie. Von den pennsylvanisch-deutschen Offizieren thaten sich besonders die Gebrüder Hiester und der lutherische Prediger Peter Mühlenberg hervor. Mühlenberg, der in Deutschland Theologie studiert hatte, war zu Woodstock, einem kleinen Städtchen in Virginien, Prediger und sympathisierte stark mit der Sache der Amerikaner. Eines Sonntags hielt er in der Kirche eine gewaltige Rede, worin er die Mißhandlung der Kolonien durch die Engländer in grellen Farben schilderte und schließlich sagte, Alles habe seine Zeit, das Beten wie das Kämpfen; jetzt aber sei die Zeit des Kämpfens gekommen. Darauf zog er seine Kutte aus und stand in der Uniform eines amerikanischen Obersten vor seiner Gemeinde. Dann ließ er vor der Kirche die Werbetrommel rühren und da er persönlich sehr beliebt war, so war sein Regiment bald vollzählig. Mühlenberg nahm an fast allen Gefechten im Süden Theil und bei der Belagerung Yorktown's befehligte er das achte virginische Regiment, gewöhnlich das «german regiment» genannt. Nach dem Kriege begleitete Mühlenberg noch mehrere Ehrenämter in Pennsylvanien; er starb im Jahre 1807.

Auch im Staate New-York waren die deutschen Bauern unter den ersten, die sich zur Befreiung ihres neuen Vaterlandes bewaffneten. Die deutschen Ansiedler am Hudson, Schoharie und Mohawk waren alle ächte Whigs, die es trefflich verstanden, die Büchse zu führen. Als sich die Engländer in Verbindung mit einigen Indianerstämmen auf die deutschen Ansiedelungen des Mohawkthales warfen und dieselben schauderhaft verwüsteten (1778), da war es der deutsche General Herkheimer oder Herkimer, wie die Amerikaner seinen Namen zu schreiben pflegen, der sich der räuberischen Rotte entgegen warf und ihr da, wo jetzt Oriskany liegt, eine blutige Schlacht lieferte. Trotzdem ihm ein Bein zerschmettert wurde, ließ er sich doch nicht vom Schlachtfelde tragen, sondern kommandirte ruhig weiter. Zehn Tage nach jener Schlacht, welche den ersten bedeutenden Triumph der republikanischen Waffen im Norden bildete, starb er.

Die Deutschen Virginiens zeichneten sich ebenfalls durch ihre Zuverlässigkeit und Tapferkeit aus und Morgan's berühmte Scharfschützenschaar bestand hauptsächlich aus Deutschen.

Wenn nun Löher in seinem Werke über die Deutschen Amerika's behauptet, die sogenannte Mecklenburger Unabhängigkeitserklärung sei von Deutschen ausgegangen, so irrt er sich denn doch gewaltig. Der Bezirk Mecklenburg in Nordkarolina war hauptsächlich von schottischen Presbyterianern angesiedelt, welche, da sie in ihrem Vaterlande zu den „Covenanters“ gehört hatten, sich mehr als die meisten andern nach einer Trennung von England sehnten und daher jene Erklärung erließen.

Aus der bisherigen Betrachtung haben wir gesehen, daß auch trotz des berüchtigten Soldatenhandels deutscher Fürsten die Deutschen doch an der Erkämpfung der amerikanischen Unabhängigkeit mehr als ein bescheidenes Antheil haben. Vielen Amerikanern wird es allerdings heute noch schwer genug, dies anzuerkennen; die Deutsch-Amerikaner sollten daher diesem Punkte etwas mehr Interesse entgegenbringen und sei es auch nur zu dem Zwecke, um dem nativistischen Hinweisen auf die verkauften Hessen ein anderes Bild entgegenstellen zu können.

Tagebuchblätter.

1. Ein Pionier des deutschen Schauspiels in Amerika.

Die deutschen Komödianten haben einen gar schweren Stand in Amerika, natürlich mit Ausnahme derjenigen, welche ein unternehmungslustiger Direktor in New-York auf eine Saison engagiert und dann wieder nach Deutschland zurückschickt. Die Zahl dieser glücklichen Kunstjünger ist selbstverständlich klein und das Häuflein Dollars, das sie sich in Amerika erspielen, wollen wir ihnen gern gönnen, sind sie doch dahier gleichfalls im Dienste des Deutschthums thätig gewesen.

Die deutsch-amerikanische Bühne ist im Allgemeinen ein gar unsicheres Institut, das allen erdenklichen Metamorphosen unterworfen ist. In New-York ist sie allerdings ziemlich fest begründet und hauptsächlich infolge der liberalen Patronage der Juden; in den übrigen Städten der Union aber fristet sie ein kümmerliches und abenteuerreiches Dasein und niemals endet daselbst eine Saison, ohne ein himmelschreiendes Defizit aufzuweisen. Entweder verduftet der Direktor alsdann schon vor der hereinbrechenden Katastrophe, oder er wartet mit seinen Spielern ruhig ab, bis man aus Mitleid so viel Geld gesammelt hat, um ihnen das Reisebillet nach einer andern Stadt zu kaufen. Die Truppe hat alsdann ihre Mission in der betreffenden Stadt erfüllt und tritt darauf muthig als Märtyrerin der deutschen Kunst wieder an einem anderen Orte auf. „Wer einmal ein paar Schuhe im Dienste des Theaters zerrissen hat, kann nicht mehr davon los kommen," sagen die deutschen Komödianten zur Entschuldigung ihrer undankbaren Beharrlichkeit. Doch es ist weniger die Kunst, als die Liebe zu einem ungebundenen, an Abwechslungen überreichen Leben, was jene „Mimen" bewegt, ihrer einmal gewählten Beschäftigung treu zu bleiben und nur höchst selten weiß es einer derselben zu würdigen, wenn man ihm die Gelegenheit zu einer ruhigen und sichern Stellung bietet. Im Grunde genommen wäre es auch gar nicht wünschenswerth, wenn die Romantik ganz und gar ausstürbe.

Hin und wieder betritt auch ein derartiger durch die Ungunst der Verhältnisse plötzlich außer Thätigkeit gesetzter Schauspieler den Pfad des Pioniers und wendet seinen Fuß nach entlegenen deutschen Ansiedlungen, deren Bewohner natürlich vor Verwunderung nicht wissen, was sie augenblicklich Alles thun sollen. Irgend ein Bierwirth, der ein großes Lokal besitzt, stellt es dem Kunstpionier zu einer beabsichtigten Vorstellung zur Verfügung und die wenigen deutschen Ansiedler, die da in früheren Jahren einmal auf einem Jahrmarkt gewesen waren, lassen sich dann gern bewegen, einige Rollen zu übernehmen. Herr des Himmels, ist das ein Vergnügen, wenn der Hannes da auch einmal den Kaiser spielt und der Jakob als Ritter erscheint! Noch nach Jahrzehnten spricht man davon.

Es ist nun schon lange her, daß der Schreiber dieser Zeilen im Westen der Vereinigten Staaten wohnte und gern das Seinige dazu beitrug, wenn es galt, einem derartigen fahrenden Kunstpioniere hülfreich unter die Arme zu greifen.

Kam da nun eines Tages ein solcher zu uns und brachte zugleich seine Frau mit und einige große Koffer, die mit Garderobe gefüllt sein sollten, und äußerte die Absicht, einige Ritterspiele aufführen, vorausgesetzt, daß einige von uns die Nebenrollen übernehmen würden. Da jener arme Teufel, der seinen Namen als Louis Jakob angab, ein ganz gemüthliches Haus zu sein schien, so gaben wir uns alle erdenkliche Mühe, einige Vorstellungen zu seinen Gunsten zu ermöglichen. Er spielte natürlich die Hauptrolle; seine Frau, eine geborne Amerikanerin, die aber ein ganz passables Deutsch sprach, trat als erste Liebhaberin auf und wenn von den übrigen Rollen hin und wieder eine oder mehrere unbesetzt blieben, so machte dies nichts aus, denn das in dieser Hinsicht unverwöhnte Auditorium nahm ja gern den Willen für die That.

Wie gesagt, Louis Jakob war ein ganz gemüthliches Haus. Sein Durst war allerdings riesig, doch halfen ihm die Wirthe unserer Ansiedlung so viel sie nur konnten, daß er denselben zu befriedigen vermochte. Allem Anschein nach war dies auch seine Hauptaufgabe und wenn er hin und wieder vom Glase Bier weg zu einer bevorstehenden Theaterprobe abgeholt wurde, pflegte er gewöhnlich zu sagen: „Durch diese dumme Schauspielerei versäumt man noch sein ganzes Geschäft!“

Eines Morgens begegnete er mir und hatte ein Körbchen an der Hand. Es war noch früh, erst acht Uhr, und da er gewöhnlich nicht vor zehn Uhr aufzustehen pflegte, so fragte ich ihn, ob er vielleicht zum Doktor eile.

„Nein,“ erwiderte er verdrießlich, „meine Frau hat mich mit aller Gewalt herausgetrommelt, damit ich etwas Fleisch einkaufe. Sie meinte, wenn ich später ginge, fände ich Gesellschaft und dann käme ich mit

dem Fleische nicht zur rechten Zeit nach Hause! Verheirathen Sie sich ja nicht!"

Darauf stürzte er sich eilends in einen Metzgerladen.

Als ich am Nachmittage desselben Tags um fünf Uhr mein Geschäft geschlossen hatte und auf dem Heimwege eine deutsche Bierwirthschaft passierte, hörte ich darin bekannte Stimmen. Ich trat ein und wen sah ich da? Meinen guten Jakob, der tapfer mit wenigen Gesinnungsgenossen Karten spielte und Bier trank. Sein Körbchen stand neben ihm.

„Haben Sie denn das Fleisch glücklich zu Hause abgeliefert?" fragte ich ihn.

„Wenn der Bettelmann Pech haben soll, dann verliert er das Brot aus dem Sack. Uebrigens geschieht es meiner Frau recht; jeder Frau, die aus ihrem Manne einen Handlanger machen will, soll es so gehen."

„Ich frage, was aus dem Fleisch geworden ist."

„Sie wollen mich wohl gern einmal auslachen? Meinetwegen; ich bin daran gewöhnt. Kaum hatte ich das Fleisch gekauft —"

„Auch bezahlt?" warf da einer dazwischen.

„Keine Unterbrechung, wenn ich bitten darf! Wo bin ich doch stehen geblieben? Kaum hatte ich den Fleischerladen verlassen, da werde ich hier hineingerufen und zu einem Glase Bier eingeladen. Was man am am Morgen trinkt, braucht man am Abend nicht mehr zu trinken, dachte ich und trat ein. Uebrigens weiß ja auch kein Mensch, ob er am Abend noch lebt; wer also früh trinkt, beweist, daß er ein Philosoph ist."

„Keine Umschweife! Ich frage, was aus dem Fleische geworden ist?"

„Währenddem ich nun die Karten mische, um mit meinen Freunden ein Spielchen zu machen, schleicht sich unbemerkt eine miserable, schuftige Katze an das Körbchen, nimmt das Fleisch heraus und fort ist sie! Für den Spott brauchte ich nicht zu sorgen. Da bin ich denn hier ruhig sitzen geblieben; denn was sollte ich auch mit dem leeren Korbe bei meiner Frau thun? — Was ist doch eigentlich Trumpf? Durch das dumme Geschwätz versäumt man noch sein ganzes Geschäft!"

Nun, bald darauf widmete er sich auch seinem eigentlichen Geschäfte. Als es mit seiner Schauspielerei nicht mehr so recht gehen wollte, miethete er einen kleinen Garten und fing darin eine Sommerwirthschaft an. Abends unterhielt er seine Gäste durch ein primitives Kasperletheater, denn ohne „Kunst" konnte er doch nicht existieren. Aber er war ein schlechter Geschäftsmann. Daß er Gott und die Welt angepumpt, war leicht zu erklären; daß er sich aber ebenfalls von der ganzen Welt anpumpen ließ, war zwar nobel, aber doch unklug; denn kaum war der erste Monat verflossen, da hatte er gar manches Pfund Kreide verschrieben, seine Geldschublade war jedoch leer. Da packte er denn seine wenigen Habseligkeiten ein und zog bei Nacht und Nebel von dannen.

Sollten ihn nun zufällig diese Zeilen auf seiner Pilgerfahrt erreichen, so möge er daraus die Versicherung schöpfen, daß ihn niemand steckbrieflich verfolgen wird; ja, daß ihm noch nicht einmal sein in die größte Mitleidenschaft gezogener Gläubiger so gram ist, wie er es eigentlich sein sollte.

---

2. Der auferstandene Theaterschneider.

Lang, lang ist's her, da war ich Regisseur eines dramatischen Dilettantenvereins in einer kleinen Stadt des Westens; so sehr sich aber auch inzwischen die Spuren des Alters an meinem Gedächtniß bemerklich gemacht haben, in Bezug auf die romantischen Erlebnisse jener tollen Zeit hat es doch mir die alte Treue bewahrt und so erzählt es mir dann und wann Geschichten, die ich sonst für Erfindungen müssiger Köpfe halten würde, wenn ich nicht aus Erfahrung wüßte, daß es auf den weltbedeutenden Brettern lange nicht so kurios und merkwürdig hergeht, wie in dem eigentlichen, ernsten Leben.

Da steht denn noch so deutlich wie vor langen Jahren ein kleines, stets schnupfendes Männchen, geziert mit einem schwarzen Knebelbarte und einem breiten Kalabreserhut, den derselbe im Nothfalle wie eine Siegfried'sche Tarnkappe hätte benutzen können, vor mir und bedeutet mir ängstlich, doch ja nicht seinen Namen auf dem Theaterzebdel anzugeben, denn er habe seiner Frau bei allen Göttern versprochen, niemals mehr ins Theater zu gehen, noch viel weniger selber zu spielen.

Ja, dieses Männchen hatte seine liebe Noth, den ihm angebornen Kunstsinn im Zaume zu halten; noch viel größere Noth aber hatte seine Frau, wenn sie die schimpfenden Kunden ihres schneidernden Gemahls, die trotz der heiligsten Versprechungen doch niemals ihre Hosen und Röcke fertig vorfanden, wieder durch allerlei Nothlügen besänftigen mußte. Kam alsdann späterhin der gute Schneidermeister mit dem Kopfe voll theatralischer Ideen und andern geistigen Dingen nach Hause, so wurde er gewöhnlich mit dem Besenstiele empfangen. Die Liebe zur Heimat aber wurde ihm dadurch nicht eingebläut, vielmehr das Gegentheil und so kam es denn, daß unser Theaterschneider von Tag zu Tag mehr Mißfallen an seinem Geschäfte fand und sich dafür unserm Verein desto nützlicher machte. Dies wäre an und für sich gerade nicht so schlimm gewesen, wenn seine Frau inzwischen von der Luft hätte leben können.

Gegen die Klagelieder, die damals der arme, geplagte Schneider über die kalte Welt und seine Frau, die ihn nicht verstehe, noch

zu würdigen wisse, fast jeden Abend hinter dem Bierglase ertönen ließ, waren die Klagelieder des alttestamentlichen Jeremias noch wahre Freudenhymnen, so daß wir ihn alle aus tiefster Seele bedauerten. Doch unser Mitleid half ihm so wenig, wie der Besenstiel seiner Frau und zuletzt schien es, als sei der gute Schneider tiefsinnig geworden. Man sah ihn nur noch höchst selten und wenn man ihm zufällig einmal in einer Nebenstraße begegnete, so wich er einem gewöhnlich wie die Katze dem Hunde aus. Auch schien es, er wolle unter keiner Bedingung mehr von seinen alten Freunden erkannt werden, denn er wickelte sich stets den Kopf mit einem großen Tuche so dicht ein, daß kaum noch die Nase hervorguckte.

Faßte man ihn aber wirklich einmal ab und fragte ihn unter Anderm auch nach dem Grund seiner auffälligen Vermummung, so antwortete er einfach, daß er seit längerer Zeit mit der Gesichtsrose geplagt sei.

Endlich aber hörte und sah man von unserm Theaterschneider auch gar nichts mehr und die böse Welt behauptete, er sei auf und davon gegangen und habe seine kinderlose Xantippe im Stich gelassen. Und so war es wahrhaftig; der Schneider war fort und Niemand wußte wohin.

Einige Monate darauf war ich nicht wenig überrascht, als die arme, verlassene Schneidersfrau in mein Zimmer stürzte und mir unter Schluchzen erzählte, daß sie nun wisse, wo ihr guter Mann sei.

„Ach," seufzte sie, „ich habe ihm manchmal unrecht gethan, aber in der seligen Ewigkeit wird er es mir verzeihen; er war doch ein herzensguter Mann!"

„Wo ist er denn jetzt?" fragte ich sie.

„Gestern haben sie ihn aus dem Flusse gezogen. Ich las es heute Morgen in einer Zeitung; ach, mir bricht das Herz! Die Beschreibung paßte ganz auf ihn; wie ich zu ihm geeilt bin, weiß ich nicht mehr. Ja, er war es. Er muß schon lange im Wasser gelegen haben, denn sein Gesicht war schon ganz unkenntlich. Morgen soll er von der Armenbehörde beerdigt werden. Wenn ich doch nur so viel Geld hätte, daß ich ihm ein anständiges Grab kaufen könnte."

„Dafür lassen Sie mich sorgen," erwiderte ich, „und werde ich Ihnen heute Abend nähern Bescheid sagen lassen."

Sobald sie sich nun entfernt hatte, eilte ich zu den übrigen Mitgliedern unseres Theatervereins und nachdem ich ihnen das traurige Schicksal unseres Schneiders mitgetheilt hatte, war jeder herzlich bereit, ein paar Dollars zu einem anständigen Begräbnisse desselben beizusteuern.

Der Trauerzug, der am folgenden Tage seinem einfachen Sarge folgte, war nicht groß und da sich kein Geistlicher eingefunden hatte, um die Leidtragenden durch eine nichtssagende Rede aufzuhalten, so war

das Begräbniß bald vorüber und Jedermann ging ruhig seiner Wege. Der gute Theaterschneider war bald vergessen und die Wittwe fand in erstaunlich kurzer Zeit wieder einen andern Ehemann.

Einige Jahre darauf machte ich eine Reise durch Canada und der erste Mann, der mir in Montreal begegnete, sah unserem verstorbenen Theaterschneider so ähnlich wie ein Ei dem andern. Ich blickte ihn verwundert an und er mich ebenfalls.

„Theaterschneider!“ rief ich, „sind Sie es selber oder ist es Ihr Geist!“

„Ich bin es selber,“ erwiderte er ruhig.

Ich stand da, wie aus den Wolken gefallen.

„Sie sind doch vor Jahren gestorben und ich habe damals noch selbst an Ihrem Leichenbegängnisse theilgenommen und auch noch Ihren Sarg bezahlen helfen!“

„Ich habe mich in meinem ganzen Leben nie so herzlich gefreut, als an dem Tage, an dem ich den Bericht über meinen Tod in einer Zeitung las. Es war dies der Tag meiner Erlösung. Aber, um Gotteswillen, sagen Sie ja nichts meiner ehemaligen Frau davon!“

„Ihre Frau sehnt sich auch schwerlich nach Ihnen; denn sie hat längst einen andern Mann.“

„Und ich eine andere Frau! O, das ist ja herrlich. Kommen Sie doch mit mir und da wollen wir einmal bei einer Flasche Wein mein längst ersehntes Auferstehungsfest feiern!“

---

3. Ein Stückchen Romantik.

In meiner Jugend, d. h. als ich Mitte der zwanziger Jahre war, wohnte ich längere Zeit in einem Hotel einer westlichen Stadt, in dem gewöhnlich die konzertierenden Sänger, Virtuosen, Schauspieler und sonstiges fahrendes Volk einzukehren pflegten. Da ich damals unter Anderm auch die Kunstkritiken für ein Lokalblatt zu liefern hatte, so ließ ich es mir auch schon deshalb angelegen sein, mit den Pionieren der schönen Künste in nähern Verkehr zu treten, der mir mitunter großen Genuß verschaffte, mich aber leider auch sehr oft unschuldiger Weise in üble Nachrede brachte. Aus letzterer machte ich mir im Bewußtsein meiner Tugend nun rein gar nichts und ließ die alten Klatschweiber ruhig reden, was sie wollten; ja, es machte mir damals stets großes Vergnügen, wenn ich denselben neuen Stoff für ihre Kaffeevisiten liefern konnte.

So machte ich unter Andern auch einstmals in jenem Hotel die Bekanntschaft einer deutsch-amerikanischen Schauspielerin, die je nach Umständen in deutscher oder englischer Sprache auftrat und die sich „Elle Heriso" nannte. Sie trat vorzugsweise in Männerrollen auf und wußte auch sehr gut weshalb; ihr ganzes Wesen war überhaupt das einer emanzipierten Dame, trotzdem sie oft in Gesellschaft erklärte, sie sei eine energische Gegnerin der Frauenemanzipation. Mit ihr reiste ein Mann, den sie als ihren Gemahl ausgab: doch machte sie nicht den geringsten Hehl daraus daß dies nicht ihr erster Mann sei, und allem Anscheine nach paßte auf sie der biblische Spruch: „Sieben Männer hat sie gehabt und den sie jetzt hat, ist nicht ihr Mann."

Ich kann nun, ohne in irgend einer Hinsicht unbescheiden zu sein, wohl sagen, daß sie mir von allen Tischgenossen den Vorzug gab und dies oftmals in so auffallender Weise, daß ich mich oft selber über die Ruhe ihres Gemahls wunderte.

„Nimm Dich in Acht," sagte mancher Freund zu mir, „wenn das so fort geht, so schießt Dich ihr Mann noch einmal nieder!"

Nun, so schlimm war es nun doch nicht; denn derselbe kannte sicherlich seine „Frau" besser als ich und merkte ja auch, daß die Liebenswürdigkeiten fast ausschließlich von ihr ausgingen. Ich stand also mit jenem Ehepaar auf freundschaftlichstem Fuße und da damals einer unserer Gesangvereine, dem ich als Mitglied angehörte, einen großen und gut vorbereiteten Maskenball gab, so lud ich die beiden ein und begleitete sie nach der betreffenden Halle.

Den Hauptglanzpunkt jenes Balles bildete ein aus mindestens 300 Personen bestehender Zug, der den Rhein von der Quelle bis zur Mündung zur Anschauung brachte. Ich schlenderte mit der durch ihre pompöse Erscheinung Aufsehen erregenden Schauspielerin Arm in Arm im geräumigen Saale herum und lenkte dadurch von allen Seiten neugierige Blicke auf mich. „Der hat wieder eine neue Eroberung gemacht," hieß es; „wird wohl auch wieder so eine sein!"

Das Merkwürdigste nun war, daß sich der Herr Gemahl nirgends blicken ließ; er hatte seinen Hut und Ueberzieher im Garderobezimmer abgeben wollen, war aber nicht mehr zurückgekehrt. Eine Stunde nach der andern verging, ohne daß er sein Erscheinen machte und meine Schöne wurde allmälig sehr unruhig. Mehrere meiner Freunde, die mich im Ballsaale umherstolzieren sahen, lächelten jedesmal geheimnißvoll, wenn ich ihnen begegnete, und die ganze Geschichte kam mir nachgerade unheimlich vor.

Gegen zwei Uhr des Morgens kam mein Hotelier zu uns und lud mich und natürlich auch jene Schauspielerin ein, in seiner Kutsche nach Hause zu fahren, ein Anerbieten, das wir auch bereitwilligst an-

nahmen. Auf die Frage, wo denn der seit Stunden vermißte Gemahl sei, erwiderte er einfach, daß wir ihn schon noch antreffen würden. Wir fuhren also nach dem Hotel zurück; auf dem Heimwege aber hatte meine schöne Begleiterin kein Sterbenswörtchen zu sagen.

Mir ward es immer unheimlicher zu Muthe. Ob wirklich ein Duell oder sonst ein blutiger Auftritt meiner bei nachtschlafender Zeit wartete, war am Ende auch nicht unmöglich, wenn auch gerade nicht wahrscheinlich; eine Lösung dieses Räthsels aber mußte sich bald finden, denn unser Kutscher trieb die Pferde derart an, daß man hätte glauben sollen, er wolle in jener Nacht noch nach New-York fahren.

Als wir das Hotel erreicht hatten und aus der Kutsche gestiegen waren, blickte die Schauspielerin nach den Fenstern ihres Zimmers und da sie dieselben erleuchtet fand, verließ sie mich so schnell wie möglich und eilte die Treppe hinauf, ohne vorher mir „gute Nacht" zu sagen. Da ich im Wirthszimmer noch mehrere Gäste und Freunde fand, die ebenfalls auf unserem Balle gewesen waren, so setzte ich mich ruhig zu denselben und hoffte von ihnen in Betreff des mysteriösen Verschwindens des „Gemahls" unserer Schauspielerin Auskunft zu erhalten.

„Wenn Du ihn sehen willst," antwortete einer derselben auf meine desfallsige Frage, „so gehe auf die Polizeistation und Du wirst ihn finden!"

„Daß Sie sich," fügte der Wirth hinzu, „aber auch mit allem fahrenden Lumpengesindel einlassen, finde ich unbegreiflich!"

„Was ist denn eigentlich wieder los?" fragte ich weiter.

„Jener Mann," erklärte darauf der Wirth, „ist verhaftet worden, weil er in einer östlichen Stadt Schwindeleien getrieben und einen betrügerischen Bankerott gemacht hat. Es war ihm ein Geheimpolizist nachgereist und derselbe hat ihn auf dem Balle verhaftet. Auf sämmtliche Sachen in dem Zimmer der Schauspielerin ist Beschlag gelegt worden und sollen dieselben morgen von der Polizei untersucht werden!"

Diese Enthüllungen waren allerdings überraschender Art, aber im Grunde genommen machten sie mir weiter keine Kopfschmerzen; denn wer sich auf den Schwindel verlegt, mag zusehen, wie er fertig wird, wenn er in der Klemme sitzt.

Als ich mich in mein Schlafzimmer zurückgezogen hatte und mich gerade auskleiden wollte, klopfte es leise an meiner Thür. Ich machte auf und vor mir stand, wie ich geahnt, die hohe Gestalt der Schauspielerin.

„Um Gotteswillen," flüsterte sie, „retten Sie mich, retten Sie mich! Ich vertraue Ihnen! Nehmen Sie hier mein seidenes Kleid und verbergen Sie es, damit es mir morgen nicht genommen wird. Noch eins:

hier ist das Geschäftsbuch meines Gemahls; dasselbe müssen Sie unter jeder Bedingung noch diese Nacht aus dem Hause schaffen!"

Ich nahm beide Gegenstände an mich und sagte ihr, sie solle sich nur ruhig in ihr Zimmer begeben, bei mir sei Alles sicher.

Am nächsten Morgen erschienen die Polizisten, ließen jedoch alle mit Beschlag belegten Gegenstände ruhig an Ort und Stelle, da die Schauspielerin erklärte, dieselben seien ausschließlich ihr wohlerworbenes Privateigenthum.

In jenes Geschäftsbuch aber mußte ich, um meine Neugierde zu befriedigen, doch meine Nase stecken; aber ich fand darin auch gar nichts, was mich nur im entferntesten interessierte. Es ging daraus hervor, daß der Gefangene einen Schuh- und Stiefelladen besessen und vermuthlich seine Gläubiger nicht befriedigt hatte. Da er erst ein Jahr lang in Amerika war und daher den Schwindel noch nicht gründlich verstand, so hatte er es versucht, seinen Gläubigern durch die Flucht aus dem Wege zu gehen, was ihm aber nicht gelungen war.

Die so glücklich verwittwete Elle blieb also vorläufig noch ein paar Wochen in unserm Hotel wohnen und lebte sorglos in den Tag hinein. Als sie jedoch endlich ausfand, daß es ihr mit dem besten Willen nicht gelang, einen Stellvertreter für ihren Gemahl zu fischen, packte sie ihre Koffer und reiste wieder nach New-York, woselbst sie dann ihr altes und eigentliches Geschäft, bemittelte Ehemänner ihren Frauen abspänstig zu machen, mit Erfolg fortgesetzt haben soll.

---

4. Hamlet im Westen.

„Auld lang syne."

Ein altes, vergessenes Tagebuch habe ich in der Hand, seine Blätter sind vergilbt, die Tinte ist blaß geworden und die meisten Schriftzüge sind nur noch mit Mühe und Noth zu entziffern. Lange Jahre lag es unbemerkt unter einem Stoße selten berührter Schriften und nur der Zufall spielte mir diese Reliquie aus längst entschwundener Jugendzeit in die Hand.

Wie man doch alt wird! ruft mir jede Zeile klagend zu. Wie das Gedächtniß doch nachgelassen hat! klingt es mir aus jedem Namen entgegen; denn trotz aller Anstrengung ist es mir nicht mehr möglich, mich auf die Träger derselben zu besinnen.

Ach, wir waren im Grunde doch gar tolle Jünglinge, die bei ihrer romantischen Himmelsstürmerei leider zu oft vergaßen, den Blick zur

Erde zu richten, um drohendem Unheil rechtzeitig auszuweichen. Aber nicht um Alles in der Welt möchte ich mich jener Jugend-Eseleien nicht schuldig gemacht haben!

Unser Hauptbestreben war damals darauf gerichtet, unserm Städtchen im amerikanischen Westen ein permanentes deutsches Theater zu verschaffen; denn mit Kleinigkeiten pflegten wir uns nie abzugeben.

Ein solches Institut schien uns zur Erhaltung des Deutschthums unbedingt nöthig zu sein; auch mußte um jeden Preis etwas geschehen, um unsern Mitbürgern Sinn für die „hohe Kunst" einzuflößen und sie dadurch vor dem drohenden Versauern und Verbauern zu bewahren. Diese kulturgeschichtliche Aufgabe hatten wir uns auch deshalb gestellt, weil es professionellen Theaterunternehmern niemals gelungen war, sich in unserm Städtchen länger als zwei oder drei Wochen über dem Wasser zu halten. Niemand spielte für dieselben unentgeltlich und so fehlte es ihnen denn stets an der nöthigen Hülfe, und, im Grunde genommen, konnten sie ja auf eine solche wenigstens nicht von unserer Seite rechnen, da sich diese Herren als professionelle Künstler uns Dilettanten gegenüber beständig auf das hohe Roß setzten und uns sogar eine jede moralische Berechtigung zur Schauspielerei absprachen. Unser Kreis war zwar klein, aber in Theaterangelegenheiten reichte sein Einfluß doch weiter als sich mancher Direktor Anfangs einbildete, es späterhin aber, als er, wie das gewöhnlich der Fall war, bei Nacht und Nebel mit Hinterlassung zahlreicher Gläubiger das Feld räumte, ungern eingestehen mußte. Oefters kam es sogar vor, daß ein solcher Theaterdirektor vor seinem plötzlichen Rückzuge uns noch um die Reisekosten anbettelte.

Mitunter ging es da gar stürmisch her, aber wir behaupteten doch schließlich das Feld. Führte der professionelle Impresario zur Anziehung des bessern Publikums ein klassisches Stück auf, so gaben wir sicherlich an jenem Abende in unserer Halle irgend eine Posse, wie „Lumpaci Vagabundus," oder „Der Jongleur" und unser Opponent konnte alsdann am nächsten Tage regelmäßig in der Zeitung die stereotype Notiz lesen, daß sein Theater von einem kleinen, aber sehr gewählten Publikum besucht gewesen sei. Unsere Halle aber war jedesmal, trotzdem sie etwas abgelegen war, drückend voll gewesen und die Quantität des Publikums ist in solchen Fallen doch ein guter Ersatz für die Qualität. Unsere Unkosten waren stets gering und wenn wir dieselben jedesmal deckten, so waren wir schon zufrieden, denn wir konnten doch alsdann den Oppositionskrieg weiter führen. Und welch ein Siegesfest wurde jedesmal gefeiert, wenn sich wieder einmal ein Herr Direktor mit seinen Künstlern heimlich davon schleichen mußte! Kurzum, im Grunde wütheten wir doch nur um die Kunst aus Unverstand. Unser Publikum war sehr leicht zufrieden zu stellen und je mehr Fehler auf der Bühne vorkamen, desto

herrlicher amüsierte es sich und desto mehr lachten wir späterhin selber. Zuweilen vergriffen wir uns auch an dem Stücke eines klassischen Dramatikers und führten Schöpfungen von Schiller, Goethe und Shakespeare auf, ohne unserm Publikum den Sinn für das Theater zu rauben; dasselbe amüsierte sich in einem Lustspiele so herrlich, wie in einem Trauerspiele; ja, je tragischer die Szenen mitunter waren, desto fröhlicher lachte es. Ob unser Spiel daran Schuld war, oder ob sich das Publikum unter allen Umständen im Theater auslachen wollte, vermag ich nicht zu sagen.

Unser Theaterverein, dem wir den alltäglichen Namen „Eintracht" beigelegt hatten, prosperierte also. Die Theaterzeddel, die uns eine Winkeldruckerei für Vergütung der Herstellungskosten lieferte, trugen wir bei nachtschlafender Zeit selber herum und beklebten alle Fenzen und Thüren damit, deren Eigenthümer es sich stillschweigend gefallen ließen.

Die Dekorationen malten wir meistens unter Anleitung eines Mitgliedes, des dem Fache der Schildermalerei angehörte, selber und sie harmonierten daher auch so prächtig mit unserer Schauspielerei. Wir mochten übrigens auf die Einstudierung eines Stückes noch so große Mühe und Sorgfalt verwandt haben, ohne irgend einen störenden Irrthum brachten wir es doch nicht über die Bretter. Die Hauptrollen lagen stets in kompetenten Händen, aber die Spieler der Nebenrollen brachten entweder durch zu frühes oder zu spätes Auftreten oder sonstige unvorhergesehene Tölpeleien die Aufführung des Stückes in Gefahr und die Hauptspieler in Verzweiflung. Da war z. B. der Professor Straßburg, seines Zeichens Tanzmeister und Baßgeigenvirtuos; demselben war es gleich, welche Rolle er übernahm und so wurden ihm denn auch größtentheils solche zuertheilt, die ein anderer nicht haben wollte. In dieser Hinsicht störte er die Eintracht nie; sein Spiel auf der Bühne war jedoch stets so hölzern, wie nur denkbar, da er auch nicht die allergeringste Anlage zur Schauspielerei hatte. Im Allgemeinen war er jedoch ein ganz guter Kerl, der sich gern zum besten halten ließ und in der Erfindung von Münchhauseniaden ganz unverwüstlich war.

Nun führten wir einstens die „Preciosa" auf, wobei ein kleiner, aber urgemüthlicher Gesangverein, der stets mit uns Hand in Hand ging, mitwirkte und die Zigeunerchöre sang. Professor Straßburg hatte die Rolle des Don Eugenio übernommen, hatte aber so schlecht gelernt, daß er gleich in der ersten Szene stecken blieb und vom Publikum weidlich ausgelacht wurde. Nun, daraus machte er sich gewöhnlich nicht viel, denn es war ihm schon oft genug passiert und er lebte doch noch; er schob die Schuld einfach dem Souffleur in die Schuhe und glaubte sich dadurch gegen allen Tadel hinreichend vertheidigt zu haben. Diesmal

aber passierte ihm in der „Preciosa" noch ein anderes Malheur, das ihm so tief zu Herzen ging, daß er aller Schauspielerei abschwor. Als er nämlich in der Schlußszene den Degen gegen seinen vermeintlichen Nebenbuhler, den Bräutigam Preciosa's, zu ziehen hatte, fand es sich, daß derselbe mit aller Gewalt nicht aus der Scheide zu bringen war; einen Mordangriff aber mußte er unbedingt machen und so führte er denselben in seiner Verzweiflung mit der Scheide. Da wollte denn das Pfeifen und Lachen kein Ende nehmen. Der Professor hielt auch wirklich seinen Schwur auf drei ganze Monate.

Im Allgemeinen hatte jedoch unsere damalige Vorstellung ziemlich gefallen, so daß wir beschlossen, die Aufführung der „Preciosa" zu wiederholen. Doch mit dem neugewonnenen Eugenio hatten wir abermals Pech; derselbe spielte zwar nicht übel, aber einmal versprach er sich so schauderhaft, indem er statt Unrecht „Unrath" sagte, daß ihn das Publikum gerade so behandelte wie den Professor in der Degenszene. Seit jener Zeit hieß er allgemein der „Unrath", was ihn so sehr kränkte, daß er unser Städtchen auf Nimmerwiedersehen verließ.

Da, wie bereits angedeutet, unser Verein prosperierte, besonders aber in finanzieller Hinsicht, und wir unsere schauspielerischen Gebrechen sehr gut kannten, so hatten wir mehrmals einen fahrenden Tragöden engagiert, um uns die Rollen kunstgerecht einzustudieren und überhaupt die artistische Leitung unseres Institutes zu übernehmen. Wir bezahlten diese Kunstpioniere gar nicht schlecht und veranstalteten öfters Benefizvorstellungen für dieselben, aber auf die Dauer konnten wir uns mit denselben doch nicht vertragen, denn es waren meistentheils arrogante, flegelhafte Menschen, die, sobald wir sie aus ihrer augenblicklichen Noth herausgerissen hatten, alle Dankbarkeit beiseite setzten und nicht wußten, wie geringschätzig und wegwerfend sie uns behandeln sollten. Daß ein Künstler von Dilettanten abhängig war, paßte nicht in ihren Bettelstolz und so beschlossen wir denn zuletzt, keinem dieser verlaufenen Kunstjünger mehr ein Asyl zu gewähren.

Nun saß ich eines Morgens in einem Hotel an der Frühstückstafel, schlürfte behaglich meinen Kaffee und las die Morgenzeitung dazu. Mir gegenüber saß ein junger Mann mit intelligenten Gesichtszügen und blickte gar traurig in die Welt hinein. Ich hatte ihn schon seit mehreren Tagen im Hotel bemerkt, aber nie Gelegenheit gefunden, mich näher mit ihm bekannt zu machen; da er aber an jenem Morgen eben so wenig in der Eile war wie ich, so knüpfte ich ohne weitere Umstände ein Gespräch mit ihm an.

Dasselbe drehte sich Anfangs um griechische Mythologie und ich fand zu meinem größten Erstaunen, daß er ein sehr gebildeter Mann war. Mein Interesse für den jungen, scheinbar beschäftigungs- und

heimatlosen Mann wuchs von Minute zu Minute und so nahm ich mir die Freiheit, einige Fragen betreffs seiner Privatverhältnisse an ihn zu richten.

Als seinen Namen gab er „Hermann“ und als seine Heimat München an. In dieser Stadt wollte er Mitglied des königlichen Hoftheaters gewesen sein und zu den ersten Literaten und Dichtern in freundschaftlicher Beziehung gestanden haben. Beim Betreten des Bodens der neuen Welt wurde er von einer schweren Krankheit ergriffen, sodaß er mehrere Monate im deutschen Hospital zu New-York zubringen mußte. Nachdem er wieder hergestellt war, war die Theatersaison vorüber und da er in jener Weltstadt also kein Engagement finden konnte, so zog er westlich und schloß sich einer obskuren Truppe in Pittsburg an; doch machte der Direktor derselben nach kurzer Zeit Bankerott und seine Schauspieler hatten sowie die anderen zahlreichen Gläubiger das leere Nachsehen. Mit leeren Taschen, muthlos und der Verzweiflung nahe, war er dann auf gut Glück hin nach unserer Stadt in Michigan gereist, woselbst er irgendwie ein Unterkommen zu finden hoffte. Da wir gerade damals keinen dramatischen Instruktor hatten, so sagte ich ihm, ich wolle mein Möglichstes versuchen, die Mitglieder unseres Vereins zu seinen Gunsten zu stimmen, oder, im Falle dies mißlinge, sie wenigstens zu bewegen, ihm zu einer Benefizvorstellung zu verhelfen.

Aber alle Vereinsmitglieder, mit denen ich im Laufe des Nachmittags in dieser Angelegenheit Rücksprache nahm, erklärten mir rundweg, sie wollten ein für allemal von den hergelaufenen Schauspielern nichts mehr wissen und ich thäte am klügsten, wenn ich mich auch nicht mehr um diese Leute bekümmerte. Das klang allerdings nicht sehr trostreich, doch da ich meine Pappenheimer zu gut kannte, so gab ich noch lange nicht die Hoffnung auf Erfüllung meines Wunsches auf.

Am nächsten Tage, einem herrlichen Sonntage, führten wir die „Preciosa“ auf allgemeines Verlangen zum dritten Mal auf und ich lud den niedergeschlagenen Hermann ein, dieser Vorstellung beizuwohnen. Kaum waren wir hinter den Coulissen angekommen, da stürmten die Hauptspieler auf mich ein und sagten, ich müsse unter jeder Bedingung die Rolle des Räuberhauptmanns übernehmen, da der bisherige Darsteller derselben, der lange Schober, so betrunken sei, daß er Gefahr laufe, über seine eigenen Beine zu fallen und den Hals zu brechen.

„Wollen Sie nicht den Räuberhauptmann spielen?“ fragte ich meinen Begleiter.

„Recht gern,“ erwiderte er „vorausgesetzt, daß es den andern Spielern angenehm ist.“

Ich führte ihn also in das Ankleidezimmer, er steckte sich in die betreffende Maske und spielte dann so ausgezeichnet, daß Jeder verwun-

dert fragte, wer denn diese neue Kunstgröße sei. Nun hatte ich gewonnenes Spiel. Als wir nach Beendigung der Vorstellung noch eine vergnügte Stunde beisammen blieben, mußte ich unsern neuen Räuberhauptmann den Mitgliedern des Vereins vorstellen und da derselbe durch seine gediegene Bildung, sein bescheidenes Benehmen und seine gefälligen Manieren den günstigsten Eindruck machte, so erklärten sich alle gleich bereit, ihm eine Benefizvorstellung zu veranstalten. Da Hermann sich im Laufe des Gespräches als begeisterter Verehrer Shakespeare's entpuppte und auch den Wunsch deutlich zu verstehen gab, einmal als „Hamlet" aufzutreten, so beschlossen wir denn einen Ritt in das Gebiet der klassischen Theaterliteratur zu wagen und unserm Publikum den Dänenprinzen vorzuführen. Die Hauptrollen wurden gleich vertheilt; der lange Schober, der inzwischen wieder nüchtern geworden war, übernahm den Claudius, Fräulein Fecht die Gemahlin desselben, die äußerst talentvolle Lena Kuhn die Ophelia und der treue Henry Knodt den Horatio, eine Rolle, die er auch im täglichen Leben seinen Freunden gegenüber spielte.

Mit den äußern Arrangements wurde ich beauftragt. Nach zwei Tagen hielten wir die erste Leseprobe ab und schon nach zwei Wochen konnten wir das Publikum mit einer Hamletvorstellung überraschen. Das Haus war an jenem Abend gedrängt voll; unter den Besucherinnen befand sich auch, beiläufig bemerkt, die Wittwe Robert Blum's, die sich damals bei Verwandten in Michigan aufhielt und deren Bekanntschaft ich einige Tage vorher gemacht hatte. Hermann spielte wahrhaft großartig; ein Applaus nach dem andern ward ihm zu Theil und nach jedem Akte wurde er hervorgerufen. Auch das finanzielle Resultat war befriedigend, denn nach Abzug aller Unkosten konnte ich Hermann an jenem Abend etwas über hundert Dollars einhändigen. Da hätte man aber seine Freude sehen sollen; er fiel mir um den Hals, küßte mich und zerdrückte mir dabei sämmtliche Cigarren in meiner Westentasche. „Behalten Sie das Geld nur ruhig in der Tasche," sagte er; „ich habe gehört, daß Sie bei unserm Wirthe für mich gut gesagt haben, denn er beabsichtigte mich vor die Thüre zu setzen; da bringen Sie also zuerst meine Rechnung mit ihm in Ordnung und was dann übrig bleibt, nehme ich mit Dank an!"

Hermann war überhaupt ein ächter Gentleman und es thut mir daher noch heute wohl, ihm damals gefällig gewesen zu sein.

Nach jenem Hamletabend gab es nur eine unzufriedene Person und das war der lange Schober, der den Claudius darstellte und auf das Einstudieren dieser Rolle große Sorgfalt verwandt hatte.

Besonders hatte er sich den Monolog des Claudius, Akt III, Szene 3, der da „O meine That ist faul, sie stinkt zum Himmel" anfängt,

durch Hermann einstudieren lassen und hoffte durch den Vortrag desselben das Publikum zu einem donnernden Applaus zu begeistern. Doch unser guter Schober hatte an jenem Abende scheußliches Pech; durch ein Versehen unseres „Intendanten“ fiel jene Szene ganz aus und Claudius mußte seinen Monolog für sich behalten.

Zwei Tage nach unserer Hamletvorstellung wurden wir von Hermann zu einem gemüthlichen Kneipabende bei dem stets gut gelaunten Louis Jakobsohn, einem früheren Schauspieler, der sich nun dem Gotte Bachus verschworen hatte und eine Winkelwirthschaft hielt, eingeladen und wir fanden uns selbstverständlich auch Alle ein. Das Bier war gut und unser Durst, besonders aber der Hermann's schien unverwüstlich zu sein. Auch Schober war anwesend und suchte seinen Aerger zu vertrinken. Er raisonnierte wie ein Rohrspatz auf Gott und die Welt und beschuldigte jeden von uns, ihm den Glanzpunkt seiner Rolle absichtlich verdorben zu haben.

„Stell' Dich doch nicht so entrüstet,“ sprach Horatio-Knodt, „im Herzen bist Du ja doch froh, daß Du Deinen Monolog nicht herzusagen hattest, denn Du hattest ihn sicherlich nicht gelernt. Auch sahst Du mit Deinen langen Stelzenbeinen in blutrothen Tricots wahrhaftig wie ein verwunschener Storch aus!“

„Was?“ donnerte Schober, der in seiner Wuth die letzten Worte überhört hatte, „ich hätte den Monolog nicht gelernt? Ich weiß ihn jetzt noch so gut, wie letzten Sonntag Abend!“

„Ich wette um ein Fäßchen Bier, daß Du ihn nicht fehlerfrei hersagen kannst!“ entgegnete Knodt.

Schober nahm die Wette an, hing statt eines Königsmantels eine Pianodecke um sich und deklamirte dann nach allen Regeln der Kunst den Monolog fehlerfrei.

„Brav gemacht! Herrlich!“ riefen nun alle, nachdem er geendet, und als der donnernde Applaus verhallt war, sprach Knodt mit gedämpfter Stimme: „Jakobsohn, ein Fäßchen Bier auf meine Rechnung!“

Natürlich wurde dieses auch noch an jenem Abend getrunken, und wetteiferten dabei besonders Schober und Hermann miteinander. Die Unterhaltung ließ nichts zu wünschen übrig und konnten wir mitunter vor lauter Lachen nicht mehr gerade sitzen. Niemals in meinem Leben habe ich tolleres Zeug deklamiren und singen gehört als an jenem Abende. Ein Liedchen, von Hamlet-Hermann vorgetragen, fand solchen Beifall, daß ich es stenographiren mußte, „um es der Nachwelt zu erhalten.“ Da unser Wirth nun gerade kein Papier zur Hand hatte, so schrieb ich es auf Knodt's Papierkragen und da ich denselben unter meinen Reliquien noch vorgefunden habe und die Schrift auch noch bis auf zwei Wörter leserlich ist, so theile ich es hier dem geduldigen Leser mit:

„Es liegt im grünen Gras
Ganz unverzagt ein Has';
Er zippelt,
Er zappelt;
Ich glaub', er merket was.

Es steht im grünen Gras
Ein Jäger auf der Paß;
Er misset,
Er schießet,
Und plumps, da liegt der Has'!

Er trägt ihn jetzt nach Haus,
Bereitet sich den Schmaus;
Er speist ihn
Er —,
Das Jägerlied ist aus!"

An jenem Abende wurde auch Hermann zu unserm Intendanten erwählt und diese Wahl wurde späterhin von allen damals nicht anwesenden Mitgliedern gut geheißen.

Nun kam auf einmal frisches Leben in unsern Verein. Hermann verstand es trefflich, demselben junge Kräfte zuzuführen und sie für ihre Kulturaufgabe zu begeistern. Das Publikum interessierte sich immer mehr für unser Bestreben und nur einige „Prominente" hatten beständig an uns zu mäkeln. Ja, einige von uns glaubten sich sogar das Vergnügen gönnen zu können, noch einen professionellen Schauspieler für unsern Verein zu engagieren und dieselben setzten auch ihren Plan durch und schlossen, da ihnen keine ernstliche Opposition entgegen wirkte, mit dem „zufällig" durchreisenden Charakterdarsteller Köpenack im Namen des Vereins einen Vertrag ab.

Köpenack war uns allen aus früheren Jahren als tüchtiger Schauspieler bekannt und da er auch in der Dekorationsmalerei gut bewandert war, so glaubten wir es einmal mit ihm riskieren zu können. Doch zwei Könige in einem Reiche vertragen sich selten. Hermann und Köpenack, zwei ganz verschiedene Charaktere, vertrugen sich schlecht und da jeder seine Anhänger im Verein hatie, die mit ihm durch Dick und Dünn gingen, so wurde bald unsere „Eintracht" zur „Zwietracht", besonders aber, da der letztere nicht allein auf der Bühne, sondern auch außerhalb derselben den Intriganten spielte. Da Hermann diese beständigen Reibereien unlieb berührten und ihm seine Wirksamkeit vergällten, so nahm er Abschied von uns und zog nach dem fernen Westen. Sein Nebenbuhler glaubte sich nun Hahn im Korbe, schmeichelte sich überall katzenfreundlich ein und entwickelte eine erstaunliche Fertigkeit in der Kunst des Geldborgens. Doch der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, und bald verkündigte die Zeitung unseres Ortes, daß Köpenack

durchgegangen sei. Er ließ nicht allein zahlreiche Gläubiger, sondern auch eine Frau mit sieben Kindern zurück, hatte sich aber dafür eine unserer Künstlerinnen, nämlich Fräulein Fecht, mitgenommen.

Auch unser guter Schober verschwand eines Tages, ohne daß selbst seine nächsten Verwandten sagen konnten, wohin er seine langen Beine gelenkt hatte. Doch er hinterließ keinen Cent Schulden, wohl aber seinen Koffer und den Namen einer ehrlichen Seele. Er besaß ein weicheres Herz, als man nach seiner vierschrötigen Gestalt glauben mußte. Als er eines Abends das schwarzäugige Babettchen, eine unserer Mitspielerinnen, nach Hause begleitete, machte er demselben einen Heiratsantrag und erhielt einen Korb. Dies war der einzige Grund seines plötzlichen Verschwindens.

Der treue Knodt half sich über ein ähnliches Mißgeschick dadurch weg, daß er sich einen Millionenrausch antrank, dann aber wieder seinem Geschäft als Schuster fleißig nachging.

Unser Verein war auf einmal in's Stocken gerathen. Professor Straßburg benutzte seine Mußestunden nun zur Abfassung eines englischen Katechismus der Tanz- und Anstandslehre und der spindeldürre stets heitere Zünemann dachte eine Zeit lang nur noch an sein Cigarrengeschäft.

Unsern Hamlet-Hermann sah ich späterhin noch einmal in Wisconsin. Er zog damals in großen Kanonenstiefeln von Ort zu Ort, trommelte jedesmal alle Schöngeister zusammen und führte mit denselben zur Füllung seiner Privatkasse einige Stücke Shakespeare's auf.

Was späterhin aus ihm geworden ist, vermag ich nicht zu sagen. Ja, wie mag es wohl den andern Mitgliedern der „Eintracht" inzwischen ergangen sein? Was mag aus der talentvollen Lena Kuhn, die sich damals der englischen Bühne widmen wollte, was aus der lieblichen Rosa Hansen mit den goldenen Loreleilocken, was aus der poetisch angehauchten Klara Faulhaber, „maiträumerischen Minnehaha-Angedenkens", geworden sein? Vielleicht schaukelt jede von ihnen schon Enkel auf ihrem Schoße, und klagt, wie der Schreiber dieser Zeilen, über die Flucht der Zeit und die Falten im Gesichte.

---

5. Ein guter Vorsatz.

Die amerikanischen Temperenzler haben doch gar manchen Meineid und Haarbeutel auf dem Gewissen, denn die Schwachheit der menschlichen Natur ist einmal unbesiegbar und der Verehrer einer heiteren

Geselligkeit weiß auch trotz aller durch die Wasserapostel erzwungenen Lokalgesetze Mittel und Wege zu finden, sich mit gesinnungstüchtigen Freunden bei einem Glase Bier zu vergnügen, ohne daß man von den überall herumschleichenden Spitzeln der Gerechtigkeit belästigt wird.

Wo in dieser Hinsicht das Individuum bestraft wurde, geht die Gesellschaft frei aus, besonders aber, wenn man zur rechten Zeit vorsichtig genug war, sich mit Gleichgesinnten als Verein inkorporieren zu lassen. Die Mitglieder eines solchen temporären „Bildungsvereins" miethen alsdann von irgend einem Wirthe ein Lokal, in dem sie dann thun und treiben, was ihnen behagt. Derartige Bildungsvereine schossen im Jahre 187. zu Indianopolis, woselbst besonders damals das Sonntagsgesetz sehr strenge gehalten wurde, wie Pilze aus dem Boden; ein Jeder, der nur Sonntags Zeit und Gelegenheit hatte, den Durst gemüthlich löschen zu können, war gezwungen, einem solchen Vereine beizutreten, denn einem Nichtmitgliede wurde von keinem Wirthe die Thüre aufgemacht.

Niemals aber ist mehr gezecht worden, als an jenen Sonntagen. Was da zusammen paßte, kam natürlich auch in einem und demselben Lehrsaale zusammen und dann ging es los. Derjenige, der sonst nur zwei oder drei Glas Bier getrunken hätte, trank nun das Doppelte und Dreifache, da die Gesellschaft einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn ausübte.

Unserm damaligen Bildungsvereine hatten wir den Namen „Schindluder" beigelegt und ihn auch auf denselben durch den Vereinsadvokaten inkorporieren lassen. In diesem Vereine waren alle gelehrten Stände jener Stadt vertreten; der erste Paragraph der Konstitution lautete: Nur solche Männer und Jungfrauen, die einen bescholtenen Lebenslauf nachweisen, können Mitglieder des „Schindluders" werden. Wer fernerhin dokumentarisch beweisen konnte, daß sein Groß- oder Urgroßvater Soldat in der Armee des Generals Schinderhannes gewesen sei, oder wer einen Empfehlungsbrief von Henry Ward Beecher vorzeigte, wurde ohne weitere Abstimmung zum Mitgliede ernannt. Da gab es dann gewöhnlich heitere Szenen, wenn sich Jemand als Mitglied vorschlagen ließ und entweder einen verfehlten Lebenslauf durch Jungen bekräftigt darstellte, oder wenn er in Gestalt einer alten, aber unbezahlten Rechnung, der wir dieselbe Kraft wie den oben angeführten Dokumenten beilegten, seine Rechte zur Aufnahme geltend machte. Dies geschah Sonntags bei verschlossenen Thüren und hatte zur Folge, daß sich die Mitglieder an anderen Wochentagen fleißiger als gewöhnlich hinter dem Biertische aufsuchten. Und da kamen wir denn häufiger mit vollem Kopfe und leerer Tasche nach Hause, als es ordentlichen Bürgern geziemte.

„Du," sagte eines Abends eines der Hauptkneipgenies zu mir, „die

Sache geht nicht mehr so fort; es muß anders werden, wenn ich nicht in das Armenhaus kommen soll. Da vertrinkt man mitunter an einem Abende so viel, wie man in der halben Woche verdient."

„Du willst Dich wohl den Temperenzlern anschließen!"

„Das gerade nicht; aber das Ausgehen hört von heute an auf!"

Nun, derartige von moralischen Katzenjammern diktierten Vorsätze waren schon bei Manchem laut geworden, aber noch kein Einziger war stark genug gewesen, sie auszuführen.

Am nächsten Abend ging ich zufällig durch die Straße, in welchem mein Ritter des guten Vorsatzes wohnte. Er sah gerade aus dem Fenster und bat mich, doch einen Augenblick zu ihm herauf zu kommen.

„Ich habe mir," erzählte er, nachdem ich mich in seiner Bude niedergesetzt hatte, „ein paar Gallonen Wein eingelegt, da kann ich nun gemüthlich dann und wann einen Schoppen zu Hause trinken und die Sache kostet mich noch nicht einmal den dritten Theil von dem, was man sonst auf einem Sitz im Wirthshause verzehrt. Du magst es glauben oder nicht, aber ich gehe jetzt nicht mehr aus; das unsolide Leben hat ein Ende! Willst Du einmal von meinem billigen Göttertranke kosten?"

„Warum denn nicht? Nur her damit!"

Der Wein war wahrhaftig nicht übel. „Du hast recht," sagte ich, nachdem ich mein Glas geleert hatte, „das Bier ist doch eigentlich nur ein plebejisches Getränk; Kerle, wie wir sind, sollten von rechtswegen nur Wein trinken!"

„Wenn die Wirthe von mir noch leben wollen, müssen sie Wasser trinken, Steine essen und sich kleiden wie Adam vor dem Sündenfalle; die ganze Stadt hat sich ja darüber aufgehalten, daß wir in letzterer Zeit so liederlich geworden sind."

„Dein Weinchen ist wahrlich sehr gut!"

„Schmeckt er Dir? Soll ich Dir noch eins einschenken?"

„Ei, warum denn nicht?"

„Es ist auch zu Hause viel gemüthlicher als in der elenden Kneipe, in der Jeder seine dem hundertjährigen Kalender entnommenen Witze zum Besten geben kann! Hier lese ich ruhig ein gutes Buch, rauche meine Cigarre und nehme dann und wann einen Schluck; sage, was kann es Herrlicheres geben?"

„Wo hast Du diesen ausgezeichneten Wein gekauft?"

„Nebenan beim krummen Hannes, der alle seine Getränke direkt vom Rheine importiert. Warte, wir trinken noch einen; wer weiß, wann wir uns wiedersehen!"

Als er gerade am Einschenken war, klopfte es an die Thüre und ohne das „herein" abzuwarten, trat ein anderer unserer Kumpane ein. Der Anstand erforderte es, daß auch ihm ein Glas verabreicht werden mußte.

„Das ist ja ein famoses Weinchen," bemerkte derselbe und stellte sein bis auf die Nagelprobe geleertes Glas hin.

„Willst noch einen Schoppen haben," erwiderte ihm der aufmerksame Wirth, der den neuen Gast wohl verstanden hatte.

Man sollte übrigens doch an Ahnungen glauben, — kaum hat unser Wirth die Gläser von neuem gefüllt, da treten auf einmal noch drei unserer lustigen Freunde ein, „Ha," rufen sie, „da kommen wir ja gerade recht!"

Der Ueberrumpelte machte gute Miene zum bösen Spiele und holte noch drei Gläser. „Ihr könnt meinen Wein auch einmal versuchen," seufzte er. Er hatte recht, daß er schwer seufzte, denn die drei neuen Gäste entfalteten einen fabelhaften Durst und verstanden es auch trefflich, den uneigennützigen Wirth zur Herausgabe seines letzten Tropfens zu bereden.

„Ich lasse mich aufhängen," sprach das unglückliche Opfer, „wenn Ihr nichts von meinem Weinvorrath gehört habt; aber hin ist hin, verloren ist verloren! Morgen Abend gehe ich wieder aus, denn wenn ich zu Hause bleibe, werde ich noch vollends bankerott! Gute Nacht!"

---

6. Erinnerungen an Henry Cordier.

Wer ist oder war Henry Cordier? wird der geneigte Leser fragen. Die Antwort darauf soll eine sehr kurze sein: er war einer derjenigen Deutschen, die das Jahr 1848 nach Amerika getrieben hatte, woselbst er, nachdem er einige Jahre orthodoxer Prediger einer deutschen Gemeinde im Staate Indiana und dann obskurer Advokat in Wisconsin gewesen war, sich in die Wellen der amerikanischen Politik stürzte und dann dadurch für seine Agitation im Interesse der republikanischen Partei belohnt wurde, daß ihn das Volk des letztgenannten Staates auf drei Amtstermine zum Direktor des Staatsgefängnisses erwählte. In dieser Stellung entfaltete er eine außerordentlich segensreiche Thätigkeit und die Verwaltung seines Gefängnisses wurde von allen Sachverständigen als eine mustergültige betrachtet und noch heute, nachdem er längst in einer pennsylvanischen Privatirrenanstalt sein Leben geendet, wird er für eine Autorität auf dem Gebiete des Gefängnißwesens gehalten.

Das Staatsgefängniß von Wisconsin befindet sich zu Waupun, einem kleinen und äußerst langweiligen Neste und da Cordier ein großer Freund von gemüthlicher Gesellschaft war, so hielt er ein gastfreies Haus, um beständig einige Freunde aus andern Städten um sich zu

haben. Für seine Sträflinge sorgte er wie ein Vater und dieselben folgten ihm daher auf das geringste Wort hin.

Da ich längere Jahre in seiner Nachbarschaft wohnte, so machte ich natürlich öfters einen Abstecher nach Waupun und lebte dann einige Tage auf Kosten des Staates Wisconsin herrlich und in Freuden. Fürchtete ich mich vor dem Austreten neuer Stiefel, so nahm ich sie gewöhnlich mit in das Staatsgefängniß, ließ sie den mir zur Bedienung angewiesenen Sträfling anziehen und ihn damit einige Stunden im Hofe herumhüpfen, wofür ich ihn mit einem Stück Kautabak belohnte; dieses sah natürlich Cordier niemals.

Als die Pacificbahn eröffnet wurde, erhielten alle Staatsbeamten Wisconsin's Freipässe für eine Reise nach Californien und da auch mir ein solches Dokument zugesandt wurde, so schloß ich mich ebenfalls dieser Exkursion an. Es wurde uns ein besonderer Wagen zur Verfügung gestellt und daß es darin an den besten Speisen und Getränken nicht fehlte, braucht wohl nicht besonders erwähnt zu werden.

In Chicago hatte ich jedoch noch einige dringende Geschäfte zu besorgen und mußte also die äußerst langweilige Fahrt von jener Stadt nach Omaha, woselbst meine Reisegesellschaft einen Tag verweilen wollte, allein machen. Es war furchtbar heiß und die über die Prairien von Iowa hinfegenden Staubwolken erhöhten auch nicht gerade das Reisevergnügen. Wäre ich doch lieber zu Hause geblieben und hätte ich mich unter einen Urwaldsbaum gelegt, dachte ich mehr als einmal und wünschte von Herzen, daß meine Bekannten Omaha vor meiner Ankunft schon verlassen hätten, alsdann hätte ich doch wenigstens eine Entschuldigung für meine Umkehr gehabt.

Als ich endlich Omaha erreicht und mich in einem Gasthofe etwas restaurirt hatte, wollte ich mir wenigstens jene Stadt auf ein paar Stunden ansehen und währenddem ich so auf's Gerathewohl durch die verwahrlosten Haupt- und Nebenstraßen schlenderte, begegnete mir auf einmal mein alter Cordier und rief: „Gott sei Dank, daß ich Sie sehe; ich habe unsere Gesellschaft heimlich verlassen, denn ich gehe unter keiner Bedingung nach Californien. Eine solche Reise mag unternehmen, wer Lust hat, ich aber habe genug Staub geschluckt!"

„Ganz meine Ansicht!" erwiderte ich und darauf gingen wir in eine Gartenwirthschaft, in der sich, wie Cordier sagte, Professor Schlagintweit aus Gießen befinden sollte. Er hatte Recht, Schlagintweit saß mit seinem langen schwarzen Barte daselbst und ließ sich das Bier gewaltig schmecken.

Wir verachteten es übrigens auch nicht, da wir da in eine Gesellschaft gerathen waren, die nichts zu wünschen übrig ließ.

Da war z. B. ein deutscher Arzt, der einen Vorrath von saftigen

Anekdoten besaß, wie er mir in meiner Praxis niemals vorgekommen war, und ebenso reichhaltig war sein Durst, der, wie er selbst eingestand, ihm im Leben schon viel Kummer bereitet hatte. Seinen Durst zu befriedigen, war ihm Hauptsache; wie es seinen Patienten ging, kümmerte ihn weiter nicht.

Wie wir da nun gerade in der besten Unterhaltung waren, kam ein junger Mann und verlangte den Doktor zu sprechen.

„Wer ist denn krank?" fragte er.

„Mein Vater."

„Ich werde morgen kommen."

„Es wäre mir aber lieb, wenn Sie gleich mitgingen."

„Nun höre Einer diese Unverschämtheit an! Ich habe doch warten müssen, bis Sie kamen; nun warten Sie gefälligst, bis ich komme! Damit Punktum!" Damit war die Konsultation zu Ende; der Doktor blieb bei uns und kneipte lustig weiter. Nachdem dann endlich der durch die wahrhaft tropische Hitze — wenigstens kam sie uns so vor — hervorgerufene Durst gelöscht war, stellte sich auch der Hunger ein und so beschlossen wir denn, in Schlagintweit's Hotel, welches als das beste von Omaha galt, ein gemeinschaftliches Mahl einzunehmen. Schlagintweit zog vorher noch schnell den Frack an, in dem er sich auf seiner Reise durch Salt Lake City dem alten Brigham Young vorgestellt hatte. Die Unterhaltung ließ nichts zu wünschen übrig und drehte sich schließlich um den unglücklichen Dichter Franz Bacherl, der vor Kurzem in der Nähe Omaha's als armer Farmer aufgefunden worden war. Wir beschlossen ihm gemeinschaftlich einen Besuch abzustatten, doch blieb es dabei, denn nach unserem Mahle schlichen sich die meisten seitwärts und legten sich zur Ruhe; Cordier und ich aber dampften heimwärts.

Da wir uns in Chicago noch einige Wochen aufhielten, ehe wir nach Waupun zurückkehrten, so war es Cordier ein Leichtes, den dortigen Einwohnern in Bezug auf unsere Reise nach Californien die größten Bären aufzubinden. „Fragen Sie nur meinen Freund hier," sagte er jedesmal, wenn er etwas zu stark aufgetragen hatte, „der war dabei und lügt ebenso wenig wie ich!"

„Große" Esel waren wir übrigens doch, daß wir nicht nach Californien gegangen sind, sprach er mehr als einmal zu mir, wann wir allein waren, und er hatte wahrhaftig Recht.

7. Doktor Heil's Unheil.

Der alte Doktor Heil in D., einer Stadt des amerikanischen Westens, erfreute sich gerade keiner glänzenden Praxis, aber er verdiente doch immerhin so viel, um seine bescheidenen Bedürfnisse befriedigen zu können. Die Fama erzählte von ihm, daß er seine medizinischen Studien in einer Barbierstube Deutschlands absolviert habe und er bestärkte dieses Gerücht auch noch unvorsichtigerweise dadurch, daß er im Gespräche bei jeder Gelegenheit einen Brocken Latein verkehrt anwandte. Nun, dies war eine Schwachheit, die er mit anderen großen Deutschamerikanern gemein hatte; im Uebrigen aber mußte man es ihm zur Ehre nachsagen, daß er einer von jenen braven Leuten war, die weder einen Kirchthum in die Tasche steckten, noch aus einer leeren Flasche tranken. Wie er aber zu seiner schönen und üppig gebauten Frau, die mindestens dreißig Jahre jünger war als er, gekommen war, war ein Geheimniß, das selbst nicht einmal die allwissenden Klatschweiber jener Stadt zu enthüllen wußten; daß er aber mit derselben in beständigem Zank und Streit lebte, war kein Geheimniß; auch waren die Gründe ihres häuslichen Unfriedens überall bekannt.

Die liebenswürdige Doktorin ließ sich gar gerne den Hof machen und beklagte sich dabei oft, daß ihr Alter so wenig Praxis habe und meist den ganzen Tag müßig in seiner Office sitze. „Andere Doktoren," sagte sie öfters zu ihm, „fahren, wenn sie ein paar freie Stunden haben, hinaus auf das Land und machen sich mit den Bauern bekannt; du aber wirst hier noch anwachsen und ich muß am Ende noch betteln gehen!"

Doch der alte Heil schien nicht sonderlich für eine Bauernpraxis zu schwärmen; „die Bauern," sagte er, „zahlen gewöhnlich mit Kartoffeln und Rüben und dieselben muß man dann wo möglich noch auf seinem Rücken heimschleppen, wenn man, wie ich, weder Pferd noch Wagen besitzt!"

Einmal jedoch wurde er zu einem schwer erkrankten Farmer, der wenigstens seine 15 Meilen von der Stadt entfernt wohnte,' gerufen, und da derselbe ein sehr reicher Mann war, so miethete sich der alte Doktor so schnell wie möglich eine Kutsche und fuhr nach der betreffenden Farm, deren Lage ihm genau beschrieben worden war, ab.

Ich kannte den Doktor übrigens nur sehr oberflächlich und hatte bisher in meinem ganzen Leben noch keine drei Worte mit ihm gesprochen, trotzdem ich täglich sein Haus mehrmals zu passieren hatte.

Am Morgen nach seiner Exkursion in das Land stand er vor seiner Hausthüre und schien allem Anscheine nach auf mich zu warten. „Herr Professor!" rief er mir zu — hier in Amerika nennt man nämlich jeden

Schulmeister „Professor", wenn man ihn nicht beleidigen will; „kommen Sie doch einmal einen Augenblick herein!"

Ich folgte der Einladung. „Haben Sie schon gehört," sprach er, nachdem ich mich niedergesetzt hatte, „was mir passiert ist? Es hat sich Alles plötzlich bei mir verändert; hier an den Fenstern hatte ich herrliche Gardinen hängen, die ich noch im letzten Herbste für schweres Geld auf das Bitten meiner elenden, niederträchtigen Frau anschaffen mußte; jetzt sind sie fort. Sehen Sie dort einmal in meine Küche? Weder Teller noch Tasse haben sie darin gelassen. Und hier mein Bett! Selbst den alten Strohsack haben sie mitgenommen. Hier in meinem Schreibpulte hatte ich dreihundert Dollars; es war sauer verdientes Geld und nun ist kein Cent mehr davon zu finden. O, diese Weiber!"

„Hat man vielleicht bei Ihnen eingebrochen? Ich verstehe Sie nicht recht."

„Eingebrochen? Ausgebrochen sind sie! Die niederträchtige Schlange ist durchgebrannt, und wissen Sie auch, mit wem? Mit einem Geistlichen, einem katholischen Geistlichen noch dazu! An der Frau ist nicht viel gelegen, aber bedenken Sie nur das viele Geld! Dreihundert Dollars findet man doch wahrhaftig nicht im Dreck. Doch sie sollen büßen; ich werde sie bis ans Ende der Welt verfolgen lassen; in das Zuchthaus müssen Beide!"

Unter irgend einem Vorwande suchte ich das Freie zu erreichen.

Am nächsten Tage amüsirten sich die Bewohner unserer Stadt über die urkomische Anzeige, die Dr. Heil im dortigen Tageblatte veröffentlicht hatte. Darin versprach er demjenigen, der ihm den Aufenthaltsort des durchgebrannten Paares anzeige, oder sonst einen zuverlässigen Wink zur Verhaftung desselben gebe, eine Belohnung von 300 Dollars; für die Wiedererlangung seiner Frau allein jedoch zahle er keinen Cent. Diesem Inserat war eine Personalbeschreibung der Flüchtigen beigefügt, die an unfreiwilligem Humor Alles übertraf, was mir jemals vor die Augen gekommen ist. Infolge dieses Umstandes machte auch jene Anzeige die Runde durch die gesammte amerikanische Presse und führte auch schließlich zur Verhaftung des leichtsinnigen Pärchens. Ein New-Yorker Geheimpolizist hatte dieses Inserat gelesen und seinen Nachspürungen war es schließlich auch gelungen, die Verfolgten in einem Hotel zweifelhaften Ranges aufzufinden. Er verhaftete sie und reiste mit ihnen nach der betreffenden westlichen Stadt ab.

Als er mit seiner Beute am Bahnhof angekommen war, ließ er Dr. Heil herbeirufen, um die Gefangenen zu identifizieren. Kaum aber hatte er dieselben erblickt, da schwang er auch schon seinen mächtigen Knotenstock, um sein Müthchen zu kühlen. Auf solche Identifikation hin konnte der Polizist also ruhig seine Beute in das städtische Gefängniß abliefern

und sie dort ihrem weiteren Schicksale überlassen. Dr. Heil bedankte sich freundlichst; dem Geheimpolizisten aber war am Danke nichts gelegen, sondern er verlangte die versprochene Belohnung.

„Ja," sagte der Doktor, „die Gefangenen haben meine dreihundert Dollars mitgenommen; die sollen sie nun herausgeben!"

„Unsinn!" donnerte der Polizist; „Sie haben die Anzeige erlassen und an Sie halte ich mich! Mit den Gefangenen können Sie meinetwegen machen, was Sie wollen, Geld aber können Sie denselben nicht abnehmen, denn ihre Taschen sind so leer wie die meinigen!"

„O, ich Unglücklicher!" seufzte da der Doktor und sank in die Kniee.

„Bis zur Abfahrt des nächsten Zuges dauert es noch zwei Stunden; bis dahin aber muß ich mein Geld haben, oder ich verhafte Sie als Schwindler!" bemerkte der Polizist.

Nun aber saß unser alter Doktor in der Klemme.

„Der alte Schuft!" rief seine Frau hinter dem Gitter hervor, „er sagt, wir hätten ihm dreihundert Dollars gestohlen und er hat in seinem ganzen Leben niemals mehr als höchstens dreihundert Cents auf einmal besessen!"

Der Doktor wußte zuletzt nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. „Wären sie doch lieber gleich in die Hölle gefahren!" seufzte er.

Doch die Hülfe war näher als er ahnte. Einige Glieder der unschuldiger Weise in Mitleidenschaft gezogenen katholischen Kirche hatten sich in das Vorzimmer des Gefängnisses mit der Absicht begeben, die unangenehme Affaire unter der Hand zu schlichten; denn daß ihr Pastor im Gefängniß schmachten sollte, war ein Gedanke, mit dem sie sich doch nicht versöhnen konnten; auch litt das Ansehen ihrer Gemeinde zu sehr durch diesen Skandal. Diesen kam des Doktors Verlegenheit gerade zu Statten. Sie beredeten ihn, seine Klage fallen zu lassen, und versprachen ihm dafür, die Rechnung des Geheimpolizisten zu berichtigen und überhaupt alle bis dahin entstandenen Unkosten zu tragen. Dies war er denn auch zufrieden; der Polizist reiste vergnügt nach Hause und das schöne Paar wurde aus dem Gefängnisse entlassen und mit Reisebilleten nach Canada versehen. Was dort aus ihm geworden ist, meldet weder Lied noch Heldenbuch.

---

8. Mißlungen.

Der alte Jeremias, wie er im gewöhnlichen Leben von Jung und Alt titulirt wurde, hatte sich allmählig zum Miteigenthümer einer deutschen Zeitungsdruckerei in Cincinnati emporgeschwungen und Jedermann wünschte ihm von Herzen Glück dazu, denn er war ein kreuzbraves Haus und erfreute sich einer großen Popularität. In Deutschland hatte er seine Carriere als Offizier beendet und hier als Abonnentensammler der Zeitung begonnen, die ihm nun eine sorgenfreie und unabhängige Existenz gewährte.

Doch so ganz unabhängig stand er doch nicht da, denn er war ein freisinniger Mann und jene Zeitung war außer den Interessen der demokratischen Partei auch noch der Vertretung katholischer Ansichten gewidmet und wurde von den Priestern jener Kirche als Leiborgan betrachtet; da nun der Partner des alten Jeremias allgemein im Geruch tiefer katholischer Frömmigkeit stand und die Kirche äußerst fleißig besuchte, so dachte der lebenslustige Exoffizier, daß jener das Decorum, soweit es für das Geschäft erforderlich sei, hinlänglich wahre, und ging dafür desto mehr in das Wirthshaus und an andere Plätze, wohin weder der Ton einer Orgel noch die Stimme eines Priesters drang. Ja, er verkehrte vorzugsweise mit Atheisten, Materialisten und Darwinisten, und selten verging ein Sonntag, an dem er nicht eine Gesellschaft dieser Käuze in sein gastliches Haus auf Mount Auburn eingeladen hatte. Es wurde ihm dies mehrfach übel bemerkt, doch er war niemals wegen überzeugender Ausreden in Verlegenheit.

Unter jenen lustigen Sonntagsgästen befand sich auch einstens der Schreiber dieser Zeilen. Auf dem Wege dahin war mir nun aufgefallen, daß vor zahlreichen Häusern Bilder und Statuen katholischer Heiligen angebracht waren und als ich den alten Jeremias nach dem Grund dieser Dekorationen fragte, erwiderte er:

„Gott sei Dank, daß Sie mich daran erinnern! Heute wird nämlich hier oben der Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt und es wird nicht mehr lange dauern, so geht die Prozession an meinem Hause vorbei.“

„Hans,“ sprach er darauf zu seinem zwölfjährigen Knaben, „laufe schnell auf den Speicher und nimm den Papst, den ich letzte Woche dem alten Peddlar abkaufen mußte, um ihn los zu werden, und hänge ihn zum Fenster hinaus!“

Der Knabe that, wie ihm befohlen, war und lief dann der sich nähernden Prozession entgegen.

„Da sagen die Leute oft,“ bemerkte späterhin unser jovialer Hospes, „ich sei ein schlechter Katholik; Ihr, meine werthen Gäste, aber wißt,

daß dies nichts als eine niederträchtige Verläumdung ist. Auch will ich heute der Welt zeigen, daß man mir bisher Unrecht gethan hat; denn ein so schönes Papstbild wie ich hat doch keiner herauszuhängen."

Bald verkündeten dann die Klänge eines Musikkorps, daß die Prozession im Anmarsche sei. Wer ein weißes Taschentuch hatte, ließ es zur Begrüßung flattern, und jeder Katholik entblößte sein Haupt ehrfurchtsvoll. Als die Prozession an dem Hause des alten Jeremias vorbei marschirte, richtete Jeder seinen Blick nach dem oberen Fenster desselben; ja, mehrere blieben sogar einen Augenblick stehen.

„Das schöne Papstbild erregt doch Aufsehen!" bemerkte ich.

„Das will ich meinen," erwiderte schmunzelnd der Alte und füllte die Gläser auf's Neue.

Es schien beinahe, als wollte die Prozession kein Ende nehmen; ja, allem Anscheine nach hatte sich Alles, was in dieser Gegend zur Fahne der Unfehlbarkeit schwor, auf die Beine gemacht. Auffallend aber war es, daß Jeder den Kopf verwundert nach dem Hause des alten Jeremias wandte; ja, einige deuteten sogar mit den Fingern darauf.

„Frau," sprach unser Hospes, „geh' doch einmal vor die Thüre und siehe nach, ob nicht etwa etwas Profanes, das in die heutige Feststimmung nicht paßt, umherliegt." Sie gehorchte, stürzte aber gleich darauf wieder wie rasend in's Zimmer zurück, schrie: „Jesus Maria! Wir sind verloren! Der Hans hat den Papst verkehrt herausgehängt; der Kopf hängt unten!"

„Heiliger Bonifazius!" donnerte da der alte Jeremias und sprang wie von einer Tarantel gestochen vom Tische, wobei er sämmtliche Gläser und Flaschen umwarf, „der miserable Lausbub! Wenn er doch nur das Genick gebrochen hätte! Jetzt wird der Skandal wieder losgehen!"

Wir sprachen ihm allen erdenklichen Trost zu, aber der alte Jeremias gewann an jenem Tage seinen sonst so schwer zu erschütternden Humor doch nicht wieder. Er hatte Recht: der Skandal ging los und zwar gründlich. Durch allerlei Ränke und Schliche bugsierte man ihn bald wieder aus der Zeitung hinaus und er mußte ein anderes Geschäft ergreifen. Als Zeitungsherausgeber hatte er seinen Beruf verfehlt, als Besitzer einer Weinwirthschaft aber konnte er sich ungewöhnlicher Erfolge rühmen, sodaß er sich nachträglich noch oft über seine mißlungene Prozessions-Dekoration gefreut hat.

---

9. Eine Reise nach der Mammouthhöhle in Kentucky.

Ich glaube, es war im Jahr 1870, als einige hervorragende deutsch-amerikanische Lehrer ihre über die Vereinigten Staaten zerstreuten Kollegen in einem Circular ersuchten, zur Wahrung ihrer gemeinschaftlichen Interessen zu einer Konferenz in Louisville zu erscheinen. Dieser Aufruf fand damals in der Lehrerwelt allgemeinen Anklang und auch der Schreiber dieser Zeilen, der damals an einer Hochschule Wisconsins die amerikanische Jugend in die Geheimnisse der lateinischen Sprache einweihte, brachte seinen Reisekoffer in Ordnung und dampfte nach jenem Orte ab. Am Samstag Abend erreichte ich Chicago und da ich in jener Stadt einige gute Freunde besaß und dieselben seit langen Jahren nicht gesehen hatte, so beschloß ich, den Sonntag in jener Stadt zuzubringen und erst am Montage weiter zu reisen.

Zufälliger Weise traf ich nun dort in der Straßenbahn einen alten Kollegen, nämlich Herrn Engelmann, den langjährigen Direktor einer deutsch-englischen Vereinsschule in Milwaukee, der ebenfalls nach Louisville reisen wollte und dem ich versprach, ihn zu einer bestimmten Stunde des Abends am Bahnhofe zu treffen. Ich verlebte einen äußerst genußreichen Sonntag in Chicago und wurde am Abend von meinen Freunden zum Bahnhof begleitet. Herr Engelmann und einige andere Schulmeister saßen bereits in einem Eisenbahnwagen und riefen mir zu, schnell einzusteigen, da der Zug augenblicklich abfahren würde. Ich stieg also augenblicklich ein; doch es vergingen zehn, fünfzehn Minuten, ja eine halbe Stunde, ohne daß sich der Zug in Bewegung setzte. Auch stieg kein anderer Passagier ein und kein Kondukteur ließ sich sehen. Endlich erschien ein Neger und fing an, mehrere Wagen auszukehren. Ich fragte ihn, wann denn der Zug abfahre.

„Wo reisen Sie hin?“

„Nach Louisville!“

„Da haben Sie sich in den unrechten Zug gesetzt, der nächste Zug nach Louisville geht in vier Stunden.“

„So geht's einem,“ sagte ich darauf, „wenn man unpraktischen Schulmeistern, die alle Schaltjahre einmal ihre Heimat verlassen, folgt.“ Dieselben entschuldigten sich damit, daß an jenem Eisenbahnwagen „Louisville“ gestanden habe, und so hätten sie sich dann ohne Weiteres hineingesetzt.

„Wenn man mit Engelmann reist,“ sagte der eine, geht's einem immer so.

Nun, dachte ich, ob wir schließlich drei oder vier Stunden früher an dem Orte unserer Bestimmung sind, wird am Ende auch nicht viel ausmachen.

Doch die Sache hatte noch ihren besonderen Haken. Kurz nach Mitternacht machte unser Zug in einem kleinen Städtchen des Staates Indiana Halt und der Kondukteur erfreute uns mit der Mittheilung, daß wir nicht vor 11 Uhr des Vormittags weiter reisen könnten.

„Mit dem Engelmann sollte kein vernünftiger Mensch auf Reisen gehen," brummte jener Schulmeister wieder.

Ein mildthätiger Gastwirth, der am Bahnhofe auf Gäste wartete, nahm uns mit sich und wies uns ein Zimmer mit zwei Betten an, den einzigen, die, wie er sagte, in seinem Hause noch unbesetzt seien. Die Nacht ging ohne besonderen Unfall vorüber und als die Stunde der Abreise kam, erkundigte sich Jeder erst mehrmals, ehe er in den Eisenbahnwagen stieg, ob dies auch der rechte Zug sei. Auf demselben fanden wir noch drei andere Lehrer, die ebenfalls nach Louisville reisten und die den größten Schnapskrug bei sich führten, der mir jemals zu Gesicht gekommen ist. Natürlich wurde auch jedem von uns dieser riesige „Willekumm" dargereicht, „auf daß wir einen Zug thäten." Jene freundlichen Schulmeister kamen entweder von einem sehr entfernten Orte oder sie mußten über einen ungewöhnlichen Spiritusdurst verfügt haben, denn, als ich das faßähnliche Trinkgefäß an den Mund setzte, fand ich aus, daß es beinahe bis auf die Neige geleert war.

„Da geht es mir," sagte ich, nachdem ich unsere fidelen Leidensgefährten auf diesen untröstlichen Zustand aufmerksam gemacht hatte, „wie dem alten Lincoln — es fällt mir eine Geschichte ein. War da einmal in Deutschland ein Kollege, der war bei seinen Vorgesetzten angeklagt worden, daß er zu viel trinke und zwar sollte er sich dem Branntweingenuß stark ergeben haben. Meine Herren, sagte er zu seiner Vertheidigung, ich weiß gar nicht, wie man einen so ordentlichen Mann wie mich derartig verleumden kann. Wenn ich morgens aufstehe, nehme ich allerdings zu meiner Erfrischung ein Schnäpschen, auch vielleicht zwei, aber höchstens drei. Dann frühstücke ich und um mich für den bald darauf beginnenden Unterricht etwas zu stärken, trinke ich gewöhnlich auch noch eins, vielleicht auch zwei, höchstens drei. Wenn ich nun zwei Stunden lang unterrichtet habe und sich die Kinder auf dem Spielplatze erholen, erhole ich mich auch gewöhnlich durch ein Schnäpschen, manchmal nehme ich dann allerdings auch zwei, aber höchstens drei. Um 12 Uhr ist die Schule aus und ich bin vollkommen erschöpft; sollte man man da nicht sein Schnäpschen trinken dürfen? höchstens trinke ich alsdann wieder nur drei. Während des Nachmittags fahre ich in meinem mäßigen Genusse eines Schnäpschens fort; eins, zwei, aber höchstens drei. Sie, meine Herren, kennen die Anstrengungen eines gewissenhaften Lehrers nicht und bedenken auch die Pflichten nicht, die er seinem Körper schuldig ist; ich begreife daher gar nicht, wie man mich der Völlerei beschuldigen kann.

„Es ist mir nun nicht bekannt geworden, welches Urtheil über jenen Schulmeister gefällt wurde; hat ihn vielleicht einer der anwesenden Kollegen gekannt?"

„Es war mein alter Lehrer," erwiderte einer darauf und schlürfte den letzten Tropfen aus dem Kruge.

Als wir nach New-Albany kamen, mußten wir in einen Omnibus steigen, der uns an das Ufer des Ohio bringen sollte, woselbst ein Fahrboot auf Passagiere nach Louisville wartete. Der Omnibus war zum Erdrücken voll und Niemand vermochte darin auch nur ein Glied zu rühren. Der betrunkene Kutscher trieb die Pferde an, als ob er innerhalb einer Stunde durch ganz Kentucky fahren müsse. Am Uferabhange des Ohio aber verlor er die Kontrolle über den Omnibus und derselbe wäre sicherlich mit uns in den Ohio gestürzt, wenn nicht plötzlich die vorderen Räder gebrochen wären. Da lag nun auf einmal im Omnibus alles durcheinander; ein zarter Backfisch war auf einen eisgrauen, trockenen Pädagogen gestürzt, ein Neger fiel über eine Nonne; da lag die Jungfrau neben dem alten Sünder und der schüchterne Jüngling saß plötzlich im Schooße einer holden Maid.

„In meinem Leben reise ich nicht mehr mit dem Engelmann," seufzte ein dürrer Schulmeister unter der Last einer zentnerschweren Negerin.

In Louisville wurden wir äußerst freundlich aufgenommen und herrlich bewirthet. Als der Lehrertag sich seinem Ende zuneigte, traf eine aus 18 Personen bestehende Gesellschaft Anstalten zu einer gemeinschaftlichen Reise nach der berühmten Mammuthhöhle von Kentucky. So bald komme ich doch nicht mehr in diese Gegend, dachte ich, und wenn man in der Nähe Rom's ist, soll man auch hineingehen und den Papst sehen. Ich schloß mich daher der Expedition ebenfalls an. Nun möge der Leser nicht befürchten, daß ich ihn mit einer ausführlichen Beschreibung jener Naturmerkwürdigkeit langweilen will — dasselbe habe ich längst an anderer Stelle gethan — nein, ich will hier überhaupt nur über Nebensachen plaudern.

Unserer Exkursion hatte sich auch der stets heitere Ph. Klund, einer der 48er Revolutionäre, der damals die Direktorstelle der Hoboken Akademie begleitete, angeschlossen und trug nicht wenig dazu bei, uns unsere beschwerlichen vaterländischen Wanderungen erträglich zu machen. Jeder stand ihm daher auch bereitwillig bei, wenn es galt, über einige hohe Felsen zu klettern und ihm seine Füße den Dienst versagten. Als wir den Echofluß passiert hatten und uns anschickten, das steile Ufer desselben zu erklettern, glitt nun unglücklicherweise mein alter Klund aus und fiel den langen Weg in den Schlamm. „Es ist nur auf einer Seite," scherzte er und zündete sich seine durch den jähen Sturz erloschene

Lampe wieder an der meinigen an. Kaum aber that er einen Schritt vorwärts, da lag er auch schon wieder im Schlamme; diesmal aber auf der anderen Seite. „Nun ist doch wenigstens die Symmetrie hergestellt," sprach er; „ich bin überhaupt niemals ein Verehrer der Einseitigkeit gewesen."

Das Unglück wäre nicht so groß gewesen, wenn der alte Klund noch einen anderen Anzug auf die Reise mitgenommen hätte. Doch ein kluger Mensch weiß sich stets zu helfen. Als wir endlich glücklich wieder dem unterirdischen Labyrinthe entronnen und gegen Abend im Mammouthhotel angekommen waren, unterwarf Klund seinen Anzug einer gründlichen Inspektion. „Der Rock," sagte er, „sieht nicht so schlimm aus, wie ich gedacht hatte, aber an der Hose ist keine Farbe mehr zu erkennen." Darauf füllte er die Waschschüssel in unserm gemeinschaftlichen Schlafzimmer mit Wasser und machte sich daran, seine Sommerhose mit einer Gewandtheit zu waschen, die der erfahrensten Waschfrau alle Ehre gemacht hätte. Als er damit fertig war, hing er sie zum Fenster hinaus zum Trocknen und legte sich ruhig in das Bett. „Da könnte Ihnen doch leicht Einer die Hose mitnehmen; bedenken Sie doch, wir schlafen hier zu ebener Erde!" sprach ich zu ihm. „Das muß schon ein sehr heruntergekommener Dieb sein," erwiderte er, „der sich an den Hosen eines Schulmeisters vergreift!"

Am nächsten Morgen hing denn auch noch die Hose an ihrem alten Platze. „Herr meines Lebens," rief der alte Klund, nachdem er seine Beinkleider angezogen hatte, „Diebe hat man hier zwar nicht, dafür aber viel malitiösere Gesellen! Hat mir doch Einer da die Hosenbeine abgeschnitten! Seht nur einmal her!" Die Hose reichte ihm wirklich nur bis an die Kniee; sie war aber nicht, wie sich nach einer genauen Untersuchung ergab, von einem schadenfrohen Menschen abgeschnitten worden, sondern der Stoff war einfach durch das Waschen zusammengeschrumpft. „Da kann leicht abgeholfen werden," sagte Klund, nachdem er sich von dieser Thatsache überzeugt hatte, „helft mir einmal ziehen!"

Wir gaben uns nun die größte Mühe, der Hose die Originalfaçon wieder zu geben; aber so lang, wie sie früher war, ward sie doch nicht mehr.

In Louisville wieder angekommen, trennten wir uns und ein Kollege nach dem andern dampfte seiner Heimat zu. Engelmann und ich waren die letzten, die jene Stadt verließen. Als wir endlich unsere Reisetaschen gepackt hatten, gab uns noch eine Anzahl schulmeisterlicher Brüder das Geleite bis zum letzten Wirthshause, woselbst wir uns für die bevorstehende weite Reise noch etwas kräftigen wollten. Doch geschieden mußte endlich sein. Wir stiefelten nun dem Ohio zu, setzten uns in ein Fährboot und erreichten auch ohne weiteren Unfall das Ufer auf der Indiana=

seite, gerade zur rechten Zeit, um den Eisenbahnzug noch fortdampfen zu sehen. Engelmann pfiff, rief und winkte, aber der Zug brauste weiter.

„Da gehen wir einfach," sprach Engelmann, „wieder nach Louisville zurück und warten auf den nächsten Zug."

„Aber wohin in Louisville?"

„In das Wirthshaus, das wir vor Kurzem verließen."

Dies war am Ende der beste Plan und wir führten ihn daher auch gleich aus. Unsere Kollegen waren noch alle darin und das Gelächter hätte man hören sollen, als wir eintraten! Ach, und die darauf folgende Kneiperei hätte man sehen sollen!

Endlich kamen wir aber doch rechtzeitig in den nächsten Eisenbahnzug und fort ging's durch das flache Indiana, dem Staate Illinois zu. In Indiana hatten wir wieder Pech; doch brauchten wir diesmal in einem elenden Neste, dessen Namen mir längst entfallen ist, nur zwei Stunden zu warten.

Ich verspürte einen gewaltigen Hunger und trat dann in die erste Kneipe in der Hoffnung, wenigstens ein Schinkenbrod zu erhalten. Der Wirth, ein Irländer, bat uns niederzusitzen und sagte, er würde das Verlangte bald besorgen. Nach geraumer Zeit hatte er dann einen noch nicht ganz abgenagten Knochen aufgefunden und uns servirt. Da der Hunger ein guter Koch ist, so griff ich tapfer zu; Engelmann hingegen schien keinen rechten Appetit zu entwickeln, mußte jedoch späterhine ebenfalls in die Tasche greifen, als der Wirth die Rechnung machte. Vom Geldausgeben war Engelmann niemals Freund gewesen und daß uns hier ein elender Irländer gründlich über den Löffel barbierte, ärgerte ihn ganz besonders.

„Wenn man sich auf der Reise befindet," sprach er, nachdem wir wieder im Eisenbahnwagen saßen, „und man will billig logiren und essen, so darf man blos in Gasthäuser ersten Ranges gehen; das ist stets mein Gebrauch gewesen! Dieser schuftige Irländer! diese unverschämte Rechnung! Herr meines Lebens, nun habe ich auch noch meinen Schirm bei diesem Spitzbuben stehen lassen! Mit Ihnen reise ich übrigens in meinem ganzen Leben nicht mehr, denn da hat man mehr Pech als ein anständiger Mensch aushalten kann!" Nun, wir haben auch seit jener Zeit nicht mehr eine gemeinschaftliche Reise unternommen. Engelmann hat ohne Begleitung den Weg nach dem Lande gefunden, wo man keinen Regenschirm braucht, und auch der alte, gute Klund befindet sich seit Jahren in einer Gegend, wo man weder lange noch kurze Hosen nöthig hat.

———

10. Ein Generalslump.

Wir hatten bisher immer geglaubt, die dem alten Falstaff von Shakespeare angedichteten Laster und Gemeinheiten seien denn doch etwas zu grell geschildert und gehöre ein derartiger Charakter überhaupt in das Reich der Fabel, als wir den „Rev. Dr. A. Schabehorn" kennen lernten und zu einer anderen Ansicht bekehrt wurden. Wir hatten schon oft über ihn in den Zeitungen das tollste Zeug gelesen; da wurde er z. B. von dem orthodoxen Prediger Severinghaus in Chicago, der sich überhaupt gerne hinter das Licht führen läßt, in dem von ihm redigierten lutherischen Wochenblatte als ein Mann geschildert, in dem der wahre christliche Geist zu wohnen scheine; kurz darauf aber posaunten ihn die Rationalisten als ihren Apostel aus und neuerdings zieht er sogar im Westen als Temperenzprediger umher und es sollte uns gar nicht wundern, wenn er, währenddem wir dieses schreiben, Schnapsreisender geworden wäre.

Ein Individuum, Namens Adolf Schabehorn, war uns nun zufällig in Deutschland bekannt und zwar nicht von der vortheilhaftesten Seite, um uns gelinde auszudrücken. Dieser Mensch war abwechselnd Tanzmeister, Schauspieler und Verfasser eines schlüpfrigen Kolportage-Romans, den er unter dem Titel „Verfehlte Lebenswege" vor zirka 25 Jahren in Berlin erscheinen ließ. Nirgends jedoch war es ihm möglich, seine Rolle längere Zeit spielen zu können, denn die Liebe und der Wein wurden ihm überall bald ebenso gefährlich, wie seine chronische Schuldenmacherei. Wie sich nun Falstaff durch seine originellen Gottlosigkeiten Anhänger zu verschaffen wußte, so deutete Schabehorn sein angeborenes Rednertalent in der ausgedehntesten Weise aus und übertölpelte damit selbst Leute, denen man nicht leicht Sand in die Augen streuen konnte.

Als ihm nun in Deutschland überall der Boden zu heiß unter den Füßen wurde, suchte er sich eine Empfehlung an den Allerweltsfiaskomacher Johannes Ronge, der damals in London eine Schule und eine freie Gemeinde — letztere jedoch nur auf dem Papiere — gegründet hatte, zu verschaffen und reiste in der Hoffnung, eine ihm passende Beschäftigung zu finden, nach England, woselbst er sein Abenteuerleben bis zu seiner Auswanderung nach Amerika fortsetzte.

Da lasen wir denn vor 14 Jahren öfters in den deutschen Zeitungen Chicago's von einem berühmten Theologen, dem es gelungen war, seine kleine deutsche Kirche zum Sammelplatz zahlreicher Andächtigen zu machen und der da bei jeder öffentlichen Gelegenheit das große Wort führte. Jener gewaltige Prediger nannte sich „Dr. Schabehorn". Sollte dies, dachte ich, vielleicht der alte, mir von Deutschland aus bekannte Humbug-

ger sein? Möglich wäre es schon, daß er sich hier den Muckern in die Arme geworfen und aus der Heuchelei ein einträgliches Geschäft gemacht hätte. Eins war mir nur unerklärlich, nämlich, wie es ihm möglich war, die Leute, unter denen sich doch sicherlich einige fanden, die nicht auf den Kopf gefallen waren, so lange zu täuschen. Und doch war dies der Fall; der ehemalige Schauspieler, Tanzmeister und Romanfabrikant spielte in Chicago den Frommen und stand sich trefflich dabei. Endlich jedoch wandte sich das Blatt. Schabehorn legte den Talar ab, gründete eine freie Gemeinde und gab ein Wochenblatt heraus, das er „Freie Kanzel" nannte. Die Herausgabe eines Blattes ist jedoch mit mehr Unkosten verknüpft, als sich der Uneingeweihte träumen läßt; die Herren Setzer und Drucker verlangen, sobald der Samstag kommt, ihren Lohn und lassen sich nur ausnahmsweise mit leeren Versprechungen abspeisen. Das Zeitwort „zahlen" aber kam in Schabehorn's Wörterbuch nicht vor; auch versiegten seine Einnahmequellen von Tag zu Tag mehr. Aber er brachte es doch fertig, daß er seinem Drucker allmählig eine Rechnung von mehreren hundert Dollars aufhalste; endlich aber riß diesem denn auch der Geduldfaden und er nahm sich vor, seinem unverschämten Kunden den Stuhl vor die Thür zu setzen.

Als nun Schabehorn wieder in der Druckerei erschien, um etwas Manuskript abzuliefern, erklärte ihm der Eigenthümer derselben, daß er keine Zeile mehr von ihm setzen würde.

„Warum denn nicht?"

„Weil Sie der schlechteste Bezahler auf Gottes Erdboden sind!"

„Was? Ich habe meine Rechnung noch stets überall bezahlt und bin nie einem Menschen auf der ganzen Erde einen Cent schuldig geblieben! Ich werde auch Sie zur rechten Zeit bezahlen!"

„Sie Generalslump! Das sagen Sie jeden Tag. Bezahlen Sie mich augenblicklich oder ich werfe Sie die Treppe hinunter, daß Sie Ihren alten Sauf- und Lügenhals brechen!"

„Sie gemeines Subjekt wollen einen Mann von meiner Bedeutung beleidigen! Einen Schritt näher und ich schieße Sie zusammen!" Dabei zog Schabehorn einen Revolver und machte Miene, seine Drohung zur Ausführung zu bringen.

Da fiel dem furchtsamen Drucker das Herz in die Hose und er verkroch sich hinter dem größten Setzerkasten. Schabehorn zog darauf triumphirend ab und ging in das nächste Weinlokal, um sich nach dieser heißen Attake etwas zu erfrischen. Doch der Drucker hatte ihm aus dem Fenster nachgesehen und holte nun eilends einen Polizisten, der den frechen Attentäter verhaften sollte.

Beide fanden den Gesuchten auch bei einem Glase Wein in heiterer

Gesellschaft. Als Schabehorn verhaftet werden sollte, fragte er nach dem Grunde dieses sonderbaren Verlangens.

„Dieser Herr," entgegnete der Polizist, „sagt, Sie hätten einen Revolver gegen ihn gezogen und gedroht, ihn niederzuschießen!"

„Was? Ich bin der friedfertigste Mensch von der Welt und habe noch niemals einen Revolver in der Hand gehabt, viel weniger einen besessen!"

„Sie sind doch das verlogenste Subjekt auf Gottes Erdboden!" donnerte da der Drucker; „die Taschen werden Ihnen sofort visitirt werden und dann wird es sich schon zeigen, daß Sie verbotene Waffen bei sich führen!"

„Das bietet doch Alles, was mir auf dieser Welt vorgekommen ist! Meine werthen Freunde, seht doch einmal her, der dumme Drucker hält dieses Ding für einen Revolver!" Dabei zog Schabehorn ein geschwärztes Stück Holz aus der Hosentasche und zeigte es seinen Saufkumpanen, worauf ein anhaltendes Gelächter, an dem schließlich auch der Polizist theilnahm, ertönte. Der Drucker drückte sich und Schabehorn hatte nun abermals einen Sieg erfochten. Seine Zeitung hörte zwar auf zu existieren und er verlegte seine nächste Thätigkeit nach St. Louis, von wo aus er sich denn allmälig nach Westen konzentrierte. Ob er schon bei den Mormonen gelandet ist, können wir vorderhand nicht mittheilen, da die westlichen Zeitungen der Neuzeit ihm nicht mehr die gewohnte Aufmerksamkeit zu schenken scheinen.

---

11. Auch ein Pionier des Deutschthums.

Die deutsche Sprache in Amerika zu erhalten, ist eine Aufgabe, die mit beständiger Mühe, Arbeit und einem endlosen Kampfe gegen die Indifferenz der Deutschen und die Vorurtheile der Amerikaner verbunden ist. Einem großen Theile unserer Landsleute ist die deutsche Sprache dahier ein Ballast, den man so schnell wie möglich über Bord wirft; weshalb soll auch der Mensch zwei Sprachen lernen, wenn er bequem mit einer fertig werden kann? Dazu kommt nun noch, daß die Erhaltung der deutschen Sprache an den meisten Orten nur durch Privatschulen möglich ist; dieselben aber kosten Geld und immer wieder Geld und da hört dann sehr bald die Gemüthlichkeit auf.

Der Amerikaner hingegen sagt: Unsere öffentlichen Schulen sind nur für den Unterricht in der englischen Sprache bestimmt. Führen wir das Deutsche ein, so kommen die Irländer und verlangen, daß auch das

Irische gelehrt werde; kurzum, wir müßten alsdann die Sprache einer jeden hier vertretenen Nation berücksichtigen. Doch das ist ein sehr hinkender Grund. Die Wichtigkeit und der Werth einer Sprache wird erstens durch die Zahl der Menschen, von denen sie gesprochen wird und zweitens durch die Literatur, die sie aufzuzeigen hat, bedingt, und gehen wir von diesen Grundsätzen aus, so kommen wir zu dem Schlusse, daß wohl außer der englischen Sprache keine andere als die deutsche dahier Berücksichtigung verdient.

Die irische Sprache, die nur noch in einigen dünn besiedelten Distrikten Irlands gesprochen wird, hat faktisch für den großen Weltverkehr auch nicht die geringste Bedeutung; auf keiner amerikanischen Kanzel wird sie gebraucht, keine Zeitung wird darin gedruckt und nur äußerst selten hört man von eingewanderten Irländern sprechen. Sowie jedoch irgendwo der Ruf nach Einführung des Deutschen in die öffentlichen Schulen ertönt, sind auch stets die Irländer bei der Hand, für ihre Sprache gleiche Berücksichtigung zu erlangen; trotzdem nun dieselben eine treue Stütze der demokratischen Partei sind und bei jeder Gelegenheit ihre politische Bedeutung durch zahlreiches Erscheinen am Stimmkasten demonstrieren, so ist der Amerikaner im Ganzen doch zu praktisch, um sich für ein solches Verlangen begeistern zu können. Wenn er einmal in den sauren Apfel beißen und eine fremde Sprache in den öffentlichen Schulen dulden muß, nun, so soll es doch die deutsche sein; denn daß dieselbe von großer Wichtigkeit ist, zeigt ihm das Geschäftsleben von Tag zu Tag mehr.

Keine Stadt jedoch, die so glücklich war, dem Deutschen einen bescheidenen Platz im Unterrichtsplan der öffentlichen Schulen zu sichern, bleibt von den geheimen und öffentlichen Umtrieben der bornierten Nativisten verschont und es erfordert beständige Wachsamkeit, daß die Früchte des erkämpften Sieges nicht wieder verloren gehen. Da heißt es einmal: die öffentlichen Schulen kosten zu viel und die Spezial-lehrer (worunter natürlich ausschließlich die Lehrer des Deutschen gemeint sind) müssen abgeschafft werden; dann wird wieder geklagt, daß die Schüler im Deutschen keine Fortschritte machen und nur die Zeit vergeudeten; dann heißt es, die deutschen Buchstaben verderben die Augen der Schüler u. s. w.

Einen derartigen Kampf hatten wir vor längeren Jahren in Indianopolis auszufechten. Ich redigierte daselbst damals eine tägliche republikanische Zeitung und hatte alle Hände voll zu thun, um den Angriffen der englischen Blätter gegenüber meinen Standpunkt zu behaupten, besonders, da es das dortige Deutschthum auch an der nöthigen Energie fehlen ließ, für seine Sprache durch Massenversammlungen und sonstige wirksame Demonstrationen in die Schranken zu treten. Es fand damals

auch zu gleicher Zeit die Wahl für städtische Aemter statt und jede politische Partei hatte zur Gewinnung von Stimmen auch einen deutschen Kandidaten auf ihr Ticket gesetzt.

Der Deutsche des demokratischen Tickets, der seit seiner Jugend eine besondere Vorliebe für die Irländer gezeigt hatte, war Kandidat für das städtische Schatzamt und hatte zur Erlangung dieser einträglichen Stelle bereits recht tief in die Tasche gegriffen; ja, wie seine vertrauten Freunde erzählen, so hatte er schon über zehn Tausend Dollars für Wahlzwecke geopfert. Als Deutscher verlangte er natürlich auch die Unterstützung seiner Landsleute, die damals infolge der Korruption der Republikaner stark mit den Demokraten liebäugelten. Allgemein glaubte man an einen Sieg des demokratischen Tickets. Doch die Sache kam plötzlich anders.

Der Herausgeber der einflußreichsten englischen Zeitung schickte damals einen Reporter in der Stadt umher, um die prominentesten Bürger betreffs ihrer Ansichten über die deutsche Sprache an den öffentlichen Schulen zu „interviewen," oder auszupumpen, wie es im deutsch-amerikanischen Journalistenslang heißt. Da der demokratische Zukunftsschatzmeister schon laut seiner Kandidatur zu den „Prominenten" gehörte, so wurde er natürlich auch von jenem Reporter anfgesucht und ausgepumpt. Und der Esel war auch dumm genug, in die Falle zu gehen und sich gegen das Deutsche auszusprechen. Andernfalls, das wußte er, hätte er sämmtliche irländische Stimmen verloren und das wäre ja der reinste politische Selbstmord gewesen; den Deutschen kann man eher etwas zumuthen, dachte er, doch da hatte er sich gründlich geirrt. Sobald jenes Interview in der englischen Zeitung erschienen war, schrieb ich einen geharnischten Artikel dagegen und alle Deutschen, die bis dahin noch unentschlossen waren, für welche Partei sie stimmen sollten, unterstützten nun ruhig die Republikaner. Jener einfältige deutsche Schatzamtskandidat hatte die Folge seiner unbedachten Bemerkungen nicht geahnt und als er nun anfing einzusehen, daß sein schwer erworbenes Geld zum Fenster hinaus geworfen sei, erschien er kurz vor der Wahl in der Redaktion und verlangte den Verfasser jenes Artikels zu sehen.

„Treten Sie näher, hier sitzt er," rief ich ihm in entschiedenem Tone zu. Da er sich nicht vom Platze regte, auch kein Wort zu sagen hatte, so stellte ich ihm einen Stuhl hin, damit er seinen inneren Kampf, in dem er allem Anscheine nach begriffen war, ruhig auskämpfen konnte.

„Sie haben mir großes Unrecht gethan!" stotterte er nach einer Weile.

„Wie so? Haben Sie sich etwa nicht öffentlich gegen die deutsche Sprache ausgesprochen? Wenn jener Reporter Ihnen vielleicht falsche Worte in den Mund legte, warum haben Sie nicht gleich dagegen protestiert?"

Keine Antwort.

„Mein lieber Mann,“ fuhr ich fort, „um Politiker sein zu können, muß man doch etwas mehr Schlauheit besitzen als Sie.“

„Nun, was sollte ich denn sagen, als mich jener Reporter interviewte?“

„Sie kennen die Zeitungsreporter schlecht. Ein Reporter ist ein junger, hoffnungsvoller Mann, der gerne etwas Gutes trinkt und gerne eine gute Cigarre raucht, aber selten bei Kasse ist. Verstehen Sie mich? Hinter Ihrem Spezereiladen haben Sie, so viel ich weiß, eine Trinkstube; dorthin hätte ich jenen Reporter geführt, ihm das Beste eingeschenkt und ihm eine der Qualität des Getränkes entsprechende Cigarre verabfolgt. Nach solcher traulichen Einleitung konnten Sie schon ruhig mit ihm weiter sprechen. Nachdem er dann mit dem Zwecke seines Besuches herausgerückt war, hätte ich ihm noch schnell ein Glas vom Besten — die Reporter leiden nämlich alle an einem hartnäckigen Gewohnheitsdurste — eingeschenkt, ihm eine Fünfdollarnote in die Hand gedrückt und gesagt: Lieber Freund, Sie sind vernünftig genug, um zu wissen, daß ich in dieser Angelegenheit gegenwärtig nichts sagen darf; spreche ich mich für das Deutsche aus, so verliere ich die Stimmen der Irländer; im anderen Falle aber stimmen meine Landsleute gegen mich. Sie haben mich einfach nicht zu Hause angetroffen! Die Reporter sind, wie gesagt, gar umgängliche und vernünftige Leute, nur muß man mit ihnen zu sprechen verstehen!“

„Der Teufel hole alle diese Lumpen von Zeitungsschreibern!“ brüllte er darauf und lief wie wahnsinnig zur Thüre hinaus.

Das republikanische Ticket siegte. — Jener deutsche Pionier hat sich niemals mehr um ein Amt beworben.

---

12. Ein Renommist.

Als der Doktor Pinkus nach Amerika übersiedelte und sich in einer schnell emporblühenden Stadt des Westens niederließ, glaubte er noch an die Wahrheit des Sprichwortes, daß Bescheidenheit die schönste Zierde des Jünglings sei und handelte auch darnach, trotzdem er ein Berliner Kind war. Es dauerte daher auch nicht lange, da hatte er sich eine große Anzahl einflußreicher Freunde verschafft und da er sein Geschäft gründlich verstand, so fehlte es ihm auch bald nicht an einer ausgedehnten und lohnenden Praxis, besonders aber unter seinen mit weltlichen

Gütern reich gesegneten jüdischen Glaubensgenossen. Aber je mehr Geld sich in seiner Tasche anhäufte, desto schneller verließ ihn seine übrigens mehr erkünstelte Bescheidenheit und desto begeisterter schwor er auf die Goethe'sche Maxime, nach welcher bekanntlich nur Lumpe bescheiden sind. Ueberall führte er nun das große Wort, und gerierte sich stets als zweibeiniges Konversationslexikon. In allen Zweigen der Wissenschaft war er Autorität und kannte als solche natürlich keinen Widerspruch. In der Aegyptologie war Professor Brugsch-Bey ein wahrer Stümper gegen ihn; in der römischen konnte er Professor Mommsen noch manche wichtige Aufklärung geben; in der Ethnologie war Professor Bastian ein wahrer Schulknabe gegen ihn und in der amerikanischen Politik mußte Karl Schurz noch lange Jahre bei ihm in die Schule gehen. Kurzum, infolge seiner widrigen Renommisterei war kein Auskommen mehr mit ihm. Alles wollte er besser verstehen, ja, sogar das Biertrinken, und als einst in jener Stadt das erste aus Cincinnati stammende Bockbier ankam, machte er sich anheischig, einen Jeden von uns unter den Tisch zu trinken.

Nur zu, dachten wir, das dicke Ende kommt nach.

Und der Doktor Pinkus schwadronierte und zechte dann, daß die Balken krachten. Sein Magen schien wirklich bodenlos zu sein und da er wie gewöhnlich die Konversation allein führte, so verlangte natürlich seine Zunge eine öftere Anfeuchtung als die unsrige. Mit jedem Glas Bockbier, das er hinter die Binde goß, wuchs seine Redewuth, die aber zuletzt derartige Blüthen entwickelte, daß sich einer nach dem andern von uns seitwärts in die Büsche schlug. Doch der Doktor merkte unsere Abwesenheit gar nicht in seinem Eifer; auch wurden unsere Stühle bald von andern durstigen Gästen in Beschlag genommen.

Das unsinnige Gebahren des Doktors erregte natürlich Heiterkeit; eines ärgerte ihn scheinbar doch, nämlich, daß er noch keinen bewußtlos zu seinen Füßen liegen sah. Wie im Reden, so wollte er auch im Trinken unter jeder Bedingung Sieger bleiben. Nun, er trank die Gäste gerade nicht unter den Tisch, aber einen nach dem andern zum Hause hinaus, so daß er sich zuletzt rühmen konnte, allein das Feld behauptet zu haben. Siegesbewußt wollte er nun auch den Heimweg antreten; doch ward ihm schon das Aufstehen vom Stuhle so beschwerlich, daß einer der Kellner ein menschliches Rühren spürte und ihm sein Bett für den Rest der Nacht offerirte.

„Diese Gemeinheit!“ brüllte er ihm entgegen; „glaubst du elender Kaffer vielleicht, ich sei besoffen? So was kann nur einem philiströsen Gesellen passieren, wie sie sich heute Abend hier eingefunden hatten! Jetzt trinke ich noch eine Flasche Champagner beim sauren Essigwirth

nebenan und dann gehe ich nach Hause, wie es einem Manne von meiner Bildung und Bedeutung geziemt. Gute Nacht!"

Darauf überließ ihn denn der Kellner seinem Schicksale. Für eine Novembernacht war es damals noch ziemlich warm; aber es regnete, was nur vom Himmel herunter wollte und dabei war es so dunkel, daß es einem nüchternen Spießbürger schwer fiel, den Weg nach Hause zu finden. Daß ihn Doktor Pinkus nicht fand, ergibt sich aus dem bisher Erzählten von selbst.

Gegen Morgen wurde er dann bewußtlos unter einem Laternenpfosten liegend von einem Polizisten aufgefunden und mit Mühe und Noth nach dem nächsten Stationshaus geschleppt und daselbst in einer Zelle aufbewahrt.

Als er späterhin wieder zu sich kam und ihm mitgetheilt wurde, daß er siebenzehn Dollars Strafe zu zahlen habe, fand sich's, daß ihm sein wohlgefülltes Taschenbuch gestohlen worden war. Doch ließ sich der Polizeirichter erweichen und nahm des Doktors goldene Uhr als Pfand an.

Die Nachricht von dem nächtlichen Abenteuer des medizinischen Renommisten ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt und Jeder seiner Bekannten lachte herzlich darüber. Auch eine etwas spät erscheinende Morgenzeitung veröffentlichte ein gewürztes Item über diese Affaire und wir beschlossen dann, ihm einen Beileidsbesuch abzustatten.

Als wir nach langem Klopfen endlich Zutritt zu ihm erlangt hatten, befanden wir uns vor einem Bild des Jammers und der Zerknirschung, wie es kein christlicher Maler des Mittelalters hätte trefflicher darstellen können. Der Doktor sah todtenbleich aus; das Haar hing ihm wild um den Kopf und seine Beine versagten ihm immer noch den Dienst.

„Ihr solltet Euch wundern," stotterte er mühsam, „daß ich überhaupt noch lebe. Wenn noch einer von Euch ein edles Herz besitzt, so reiche er mir doch einmal die Flasche mit der Etiquette „Strychnin"; sie steht ganz oben auf meinem Büchergestelle!"

„Doktorchen!" entgegnete ihm da einer, „was hast Du vor? Ist Dir denn Dein großer Verstand auf einmal abhanden gekommen? Komm, stecke Dich in Deinen Sonntagsrock und laß uns einen Spaziergang machen, damit du wieder vernünftige Gedanken bekommst!"

Doch der Doktor brütete still vor sich hin. Mit seiner Würdemeierei hatte es auf einmal ein trauriges Ende genommen, und er war plötzlich vom hohen Rosse gestürzt; dies war mehr, als er ertragen konnte.

„Heute noch," stöhnte er weiter, „verkaufe ich Pferd und Wagen, und gehe wieder nach Deutschland zurück."

„Dummes Zeug!" entgegnete ihm ein Anderer, „wenn in Amerika

Jeder, der einen Rausch nach Hause schleppte, wieder nach dem Vaterlande gehen wollte, so gäbe es sicherlich schon längst keine Deutschen mehr dahier. So ein Rausch mit Hindernissen schadet nichts; was Dir passiert ist, ist auch schon den meisten von uns passiert und doch gelten wir noch überall für die anständigsten Menschen der Stadt!"

Diese Sprache schien ihm das Leben wieder zu geben und ihn von seinem moralischen und physischen Katzenjammer zu kurieren. Am nächsten Tage wagte er sich schon wieder in eine Bierkneipe und kannegießerte wie vorher. Eine Woche darauf war er wieder der alte, inkurable Renommist.

---

13. Aus stürmischer Zeit.

Je mehr sich der amerikanische Sonderbundskrieg seinem für den Norden siegreichen Ende zuneigte, desto wichtiger ward die Frage, was man nun mit den befreiten Negern anfangen solle. Von vielen Seiten wurde stürmisch verlangt, man solle ihnen ohne Weiteres alle Bürgerrechte einräumen. Was! wütheten da besonders viele deutsche Zeitungen, wir Deutsche müssen fünf Jahre im Lande sein, ehe wir das Bürgerrecht erlangen können, und so ein Nigger, der niemals das Innere einer Schule gesehen und der uns diesen blutigen Krieg aufgezwungen hat, soll uns so im Handumdrehen gleich gestellt werden! Da hört doch Alles auf. Am Ende verlangt man noch sogar von uns, daß wir unsere Töchter den Schwarzen zu Frauen geben müssen!

Die Neger wurden frei, doch ward es selbst den Mitgliedern der republikanischen Partei schwer, sie als vollberechtigte Bürger anzuerkennen, und da, wo man die Frage, ob man dem Neger das Stimmrecht geben solle oder nicht, den einzelnen Staaten zur Entscheidung überließ, fiel dieselbe stets verneinend aus, was schließlich zur Annahme des 15. Amendements zur Bundeskonstitution führte. Nun aber galt es, dem Neger bei jeder Gelegenheit zu zeigen, daß er kein Recht habe, sich in sozialer Hinsicht mit dem Weißen auf einen Fuß zu stellen.

Beständig warf man dem Neger seinen niedrigen Bildungsgrad vor; wenn aber derselbe versuchte, seinen Kindern einen guten Schulunterricht geben zu lassen, legte man ihm alle erdenklichen Hindernisse in den Weg; seine Steuern zur Erhaltung der öffentlichen Schulen nahm man ihm natürlich ab — non olet — und legte sie ohne Ansehen der Herkunft in die städtische Kasse; verlangte er aber, daß seine Kinder mit den Kindern der weißen Bürger auf derselben Schulbank sitzen sollten, dann

lachte man ihn ob seiner Vermessenheit aus und wies ihm, wenn man sich nicht anders helfen konnte, eine alte Bude als Separatschulhaus an.

Ich unterrichtete damals an einer großen deutschen Vereinsschule in einer westlichen Stadt. Die Gründer derselben waren alle eifrige Leser des nunmehr entschlafenen, von Karl Heinzen herausgegebenen „Pioniers" und huldigten größtentheils der absoluten Negergleichheit. Es dauerte dies natürlich nicht lange, da merkten dies die Neger und schickten uns vorläufig ein Mädchen, um am Unterricht theilzunehmen und auch die deutsche Sprache zu erlernen. Dasselbe ward ohne Weiteres angenommen und meiner Klasse einverleibt. Ich behandelte es so liebevoll wie nur möglich und da es sonst ein gesittetes Kind war, so dauerte es auch nicht lange, bis die andern Kinder mit ihm wie mit ihres Gleichen spielten.

Nun hielt die Schule einstens ein Picnic ab und die Schüler marschierten paarweise aus der Anstalt nach dem Vergnügungsplatze. Natürlich mußte das Negermädchen mit einem weißen Kinde zusammengehen und zwar mit demjenigen, neben welchem es in dem Schullokale zu sitzen pflegte. Als wir nun ein Stück Wegs marschiert waren, springt auf einmal der Vater jenes weißen Mädchens, ein dürrer, giftiger Schneider, in den Zug, reißt sein Kind weg und geht damit fort. Da nahm ich dann das Negermädchen an die Hand und marschierte mit ihm nach dem Picnicplatze. Es dauerte nicht lange, da hatten alle dortigen Neger von meiner Heldenthat gehört und jeder derselben, der mir auf der Straße begegnete, zog ehrerbietig den Hut und verneigte sich fast bis zur Erde.

Einige Tage darauf brachte mir meine schwarze Schülerin ein Brieflein von ihrer Mutter, in welchem sie sich für die aufmerksame Behandlung ihres Kindes bedankte und sich erlaubte, drei goldene Hemdenknöpfe als Geschenk für mich beizulegen. — Dieselben habe ich stets zur Erinnerung an eine aufregende Zeit in großen Ehren gehalten; waren sie doch auch zugleich fast das einzige werthvolle Geschenk, das mir zur Anerkennung meiner Lehrthätigkeit gewidmet worden ist. Auch das sehr unorthographische Schreiben der alten Negerin verwahre ich sorgfältig bis auf den heutigen Tag.

Jener Vorgang hatte übrigens noch nach Jahren angenehme Folgen für mich. Auf einer Sommerreise, die ich an den Lake Superior machte, hatte ich einst mehrere Tage an Bord eines großen Dampfers zuzubringen. Die Dienerschaft desselben bestand ausschließlich aus Negern. Als ich mich nun von einem derselben rasieren ließ, fragte mich derselbe zu meinem größten Erstaunen, ob ich nicht . . . . hieße und Lehrer an der . . . . Schule sei. Ich bejahte beides und von nun an war ich der bevorzugteste aller Passagiere. Für das Rasieren brauchte ich keinen Cent zu zahlen; bei Tische wurden mir stets die besten Bissen zugeschoben

und ehe ich mich Abends in meine Kajüte zurückzog, kam jedesmal noch ein Neger zu mir und fragte, ob ich vor dem Schlafengehen nicht noch etwas essen oder trinken wolle; kurzum, ich lebte an Bord jenes Dampfers wie Gott in Frankreich. Diese Aufmerksamkeit war mir gerade nicht lästig, hatte ich doch vorher eine ganze Woche bei Indianern ausschließlich von Fischen und Erdbeeren gelebt.

So ganz ausgestorben ist also der Stamm der dankbaren Menschen doch noch nicht.

---

14. Ein Ueberfall im Sanctum.

Vor geraumer Zeit redigierte ich im Staate Indiana ein politisches Tageblatt, das die Interessen der republikanischen Partei vertrat und dessen lokale Hauptaufgabe darin bestand, ein an dem betreffenden Orte publiziertes demokratisches Organ entweder ganz zu vernichten oder doch wenigstens seinen bisher ausgeübten Einfluß zu untergraben. Daß der zwischen beiden sich entspinnende Kampf nicht immer mit dem nöthigen Anstande geführt wurde, ist eine Sache, die sich in der amerikanischen Presse beinahe von selbst versteht; ich für meinen Theil that jedoch mein Möglichstes, jede Ueberschreitung zu vermeiden, und gerieth dadurch mit dem Eigenthümer der Zeitung oft genug in Konflikt, denn derselbe war ein großer Verehrer einer derben, groben Sprache und war beständig darauf aus, seinem Gegner die niederträchtigsten Gemeinheiten in's Gesicht zu schleudern. Da hatte ich denn meine liebe Noth, doch suchte ich mein ursprüngliches Programm nach Kräften durchzusetzen. Kein Artikel erschien in dem Blatte, der nicht vorher durch meine Hände gegangen war; nur was der schreib- und krakehlsüchtige Eigenthümer verfaßte, sah ich erst, nachdem es gedruckt war. Die Zeitung gewann täglich an Einfluß und Zirkulation und mein Prinzipal freute sich bereits zuversichtlich des Tages, an dem er den Tod des gegnerischen Blattes mit Sang und Klang feiern würde. „Hätten wir jedoch einen guten Lokalreporter," sagte er täglich, „und das demokratische Schmierblatt wäre futsch!" Nach seiner Ansicht hielt sich jenes Blatt nur noch dadurch, daß es ein solches wünschenswerthes Individuum besaß. Jener „große" Reporter war wirklich mit allen Hunden gehetzt; alle Geheimnisse kundschaftete er aus und veröffentlichte sie auch zum Nutzen und Frommen seiner sensationsbedürftigen Leser. Aller edlen Regungen war er bar und aus Prinzip besaß er kein Prinzip. Nur Demjenigen, dem er sich mit seiner Feder verschrieben hatte, war er mit der unterthänigsten

Hundetreue ergeben; er verunglimpfte die Feinde seines Brodherrn, trotzdem sie vielleicht noch kurz vorher seine Freunde waren, denen er zu großem Danke verpflichtet war, auf die unverschämteste Weise. Er hielt dies für seine Pflicht und Schuldigkeit und konnte es gar nicht begreifen, wenn ihm Jemand deshalb Vorwürfe machte. Dabei hielt er sich für den König aller amerikanischen Reporter und stellte sich bei jeder Gelegenheit als maßgebendes Vorbild hin.

Außerdem besaß er die Schwachheit zu glauben, daß alle jungen Damen in ihn verliebt seien; er hingegen war nur in eine verliebt, und das war die dralle Sheriffstochter des betreffenden Ortes, die aber nicht das Geringste von ihm wissen wollte. So mir nichts, dir nichts, ließ er sich jedoch nicht abschrecken und setzte seine Bewerbungen beharrlich weiter fort. Als nun einstens die Verehrte ihren zwanzigsten Geburtstag feierte, gedachte der Ritter von der Dintenstange einen Haupttrumpf auszuspielen, und verfertigte ein Carmen, das am nächsten Tage im Drucke erscheinen sollte. Es war auch bereits im Satze, als es dem Herausgeber jener Zeitung zu Gesichte kam. Daß sein Reporter so wenig Anlage zur Poesie als zum Anstande hatte, wußte derselbe bereits längst, wenn jener aber trotz alledem den Pegasus besteigen wollte, so sollte er sich aber ein anderes Blatt zum Tummelplatze ersehen.

Eine solche Behandlung aber hätte jener Reporter nicht für möglich gehalten und in seinen heiligsten Gefühlen verletzt, legte er denn ohne weiteres Ceremoniell seine Stelle nieder.

Sobald mein Prinzipal von diesem Vorgang Nachricht erhielt, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als den Reporterfürster aufzusuchen und ihn für sein Blatt zu engagieren. Dabei beging er obendrein noch die unverzeihliche Dummheit, ihm in Bezug auf seine schriftlichen Ergüsse gänzlich freie Hand zu gewähren. Bisher hatte ich jede Zeile eines Reporters oder sonstigen Mitarbeiters, ehe sie dem Setzer übergeben ward, durchgesehen. Nun aber ging der Tanz los. Wer unserem reporterlichen Subjekte früher auch nur einmal im Geringsten auf den Fuß getreten hatte, wurde nun täglich auf alle erdenkliche Weise von ihm chicaniert. Ich protestierte energisch dagegen, jedoch vergebens; mein Prinzipal hatte in ihm eine wahlverwandte Seele entdeckt.

Zur Zielscheibe seiner niederträchtigen Ergüsse hatte sich jener Reporter hauptsächlich einen seiner früheren Kollegen, der in Deutschland Verlagsbuchhändler gewesen war und dort verschiedene Male Bankerott gemacht, sich hier in Amerika aber an die Journalistik als letzten Rettungsanker geklammert hatte, ersehen und ließ ihn täglich in der Lokalspalte Spitzruthen laufen zum größten Gaudium des Herausgebers, der nämlich seine Zeitung von jenem Ex-Verleger käuflich übernommen hatte und dabei ganz schmählich über das Ohr gehauen worden war. Für mich

hatte die Sache fernerhin das Unangenehme, als ich mit dem Verfolgten in einem Hause wohnte und er mir schon gar manche Gefälligkeit erwiesen hatte. Wir verkehrten überhaupt nur auf freundschaftliche Weise mit einander und jener Zeitungsfehde wurde niemals mit einem Worte gedacht. Eines Tages jedoch, als es unser teuflische Reporter denn doch gar zu arg gemacht hatte, fragte er mich, ob ich diesen Unfug nicht verhindern könnte. Ich erklärte ihm, daß ich bereits meinen Einfluß in dieser Hinsicht vergeblich aufgeboten habe.

„Nun,“ sagte er, „dann muß ich selber einschreiten. Wann ist denn jener Bursche auf der Office zu treffen?“

„Am sichersten treffen Sie ihn um ein Uhr!“ erwiderte ich. Dies war nämlich gerade die Zeit, wo er nicht auf dem Redaktionsbureau zu finden war.

Jene Stunde erschien und mit ihr auch der alte Ex-Verleger auf meiner Office. Er hatte eine nagelneue Peitsche in der Hand und sich für die beabsichtigte Attaque auch, wie es schien, durch einige Schnäpse gestärkt. Der Zufall nun wollte es, daß jener Reporter gerade anwesend war und emsig an einem neuen Skandalartikel schrieb.

„Sagen Sie, „sprach der Attentäter zu mir, „wer hat diesen Artikel geschrieben?“

„Wenden Sie sich an den Lokalreporter,“ gab ich zur Antwort, „ich habe damit nicht das Geringste zu schaffen.“

„Sie sind der verantwortliche Redakteur des Blattes und Sie müssen mir Auskunft geben!“

„Ich bin nur für das verantwortlich, was ich selber schreibe und weiter nichts!“

Nach diesen überflüssigen Präliminarien wandte er sich dann an die rechte Schmiede.

„Haben Sie, elendes Subjekt, diesen Schandartikel geschrieben?“

Keine Antwort. Der Eindringling wiederholte seine Frage in festerem Tone und hielt dem Uebelthäter die betreffende Zeitungsnummer etwas dichter unter die Nase. Derselbe merkte nun, daß hier mit einer mündlichen Vertheidigung nichts auszurichten sei und eilte daher zum Sprachrohr, um das Setzerpersonal von der Sachlage zu unterrichten. Der Peitschenmann wollte ihn nun schnell zurückhalten, doch da gab ihm sein Gegner unversehens einen gewaltigen Stoß, daß er zurücktaumelte, über den Kohleneimer fiel und im Fallen den Ofen einriß. Im Nu saß nun der Reporterheld auf ihm und verhämmerte ihn nach Herzenslust; der Unglückliche schrie um Hülfe und sagte, es sei eine Schande für mich, daß ich solche Auftritte in meiner Office dulde. Doch was ging mich die ganze Affaire überhaupt an? Ich versuchte zwar, die beiden Kämpfer auseinander zu reißen, Ernst aber war es mir damit nicht, denn im

Grunde genommen konnte Jedem eine tüchtige Tracht Prügel nicht schaden.

Als der schwere Ofen umfiel, eilte der Prinzipal aus dem Nebenzimmer blitzschnell herbei und spedierte den attentatslustigen Eindringling wüthend die Treppe hinunter.

Aber am Tage darauf hätte man die Zeitung sehen sollen! Jenes Attentat und der unvergleichliche Sieg des Reporters wurde in Prosa und Poesie verherrlicht und von nun an kannte der Uebermuth und die Unverschämtheit keine Grenzen mehr. Die Zeitung wurde zu einer „Nuisance", sodaß ich nicht schnell genug meine Stelle aufgeben konnte und mich somit noch zeitig gegen den Vorwurf schützte, ein vielversprechendes Unternehmen vereitelt zu haben.

---

15. Eine Wahlwette.

Der alte plattdeutsche Schneider Wagenroll in der Rauch- und Schweinestadt Cincinnati war im Allgemeinen ein ganz gemüthliches und biederes Haus; aber trotzdem er sich in gesicherten Vermögensverhältnissen befand, war er doch mit seinem Schicksal sehr unzufrieden, denn er war der festen Ueberzeugung, daß ihn die Natur zu einem Opernsänger bestimmt und er nun leider durch die Einwirkung äußerer Umstände die Zahl der Leute, die ihren Beruf verfehlt hatten, vermehrt habe. Diese Schicksalstücke quälte ihn hauptsächlich in solchen Stunden, die er im Kreise frommer Zecher zubrachte, was niemals stattfand, ohne daß er sein Lieblingslied: „Im tiefen Keller sitz' ich hier" mit des Basses Grundgewalt ertönen ließ. Und wer ihm dann zuhörte und vorher Gelegenheit gehabt hatte, die Erzeugnisse seiner Schneiderei zu prüfen, mußte unwillkürlich zugeben, daß die Selbsterkenntniß dieses Mannes auf einer sicheren Grundlage beruhte.

Dem Leben und Treiben der amerikanischen Politiker konnte unser Wagenroll als ächte Künstlernatur wenig Geschmack abgewinnen; ob Hinz oder Kunz Präsident der Republik sei, war ihm im Allgemeinen ziemlich gleichgültig und er schimpfte nur gelegentlich auf diejenige Partei, welche mit den Temperenzlern liebäugelte und die da die Verwegenheit besaß, in seinem Wohnorte Sonntags die Bierwirthschaften zu schließen.

Einmal aber, als Grant zum zweiten Male als Präsidentschaftskandidat auftrat, kam er außerordentlich spät aus einer Wirthschaft „über dem Rhein" nach Hause, schimpfte ganz unbändig auf Grant und seine korrupte Administration und erklärte sich als ächter Greeleyman.

„Greeley wird erwählt!“ donnerte er los, „das unterliegt nun keinem Zweifel mehr, denn jeder ehrliche Patriot wird ihm seine Stimme geben!“

Seine Frau und Töchter, die derartige politische Reden an ihm nicht gewöhnt waren, gaben sich die erdenklichste Mühe, ihn zu beruhigen, jedoch umsonst. „Greeley muß Präsident werden und wenn mein ganzes Vermögen drauf geht!“ wüthete er weiter.

„Alter Hospes,“ entgegnete ich in der ruhigsten Weise, „Sie ereifern sich unnöthig, Greeley wird im Wahlkampf ganz großartig geschlagen!“

„Was? Sie — Gott verzeih mir die Sünde, ich wäre beinahe fürchterlich grob geworden — ich habe bis jetzt immer geglaubt, Sie besäßen noch ein Bischen gesunden Menschenverstandes, aber Sie sind auch so ein verkappter Korruptionist, dem die Ehre Amerika's Null ist!“

„Langsam, langsam, lieber Wagenroll, die Ehre unseres Landes und die Politik desselben sind mir durchaus nicht so gleichgültig, wie Sie meinen; wenn Sie aber glauben, die Amerikaner seien so dumm, einen Hanswursten zum Präsidenten zu erwählen, so sind Sie doch auf dem Holzwege.“

„Greeley wird doch gewählt! Haben Sie Lust, um einen Hut zu wetten?“

„Ja wohl!“

„Her mit der Hand! Hier sind Zeugen; aber bedenken Sie, daß ich mir den allerbesten Hut, den ich in John Krummbachs, unsers Nachbars, Store finde, aussuchen werde.“

„Ich wähle mir auch nicht den schlechtesten!“ erwiderte ich.

Mein Hospes schmunzelte den ganzen Tag selbstvergnügt, denn, daß er diese nicht gewinnen sollte, daran konnte überhaupt nur ein Tollhäusler zweifeln. Im Grunde genommen interessierte ich mich für die amerikanische Politik gerade so viel oder vielmehr so wenig, wie mein achtbarer Hospes.

Kaum war jedoch eine Woche vergangen, da wehte der politische Wind aus einer anderen Ecke und mein guter Wagenroll wich ängstlich jedem darauf bezüglichen Gespräche aus und wollte von keinem Präsidentschaftskandidaten mehr etwas hören. Auch unserer Hutwette wurde mit keinem Worte mehr gedacht. Aber mein Hospes hatte sie doch nicht vergessen, denn als Grant erwählt war, erhielt ich von ihm eine Anweisung, mir auf seine Rechnung beim Nachbar John einen Hut zu holen. Ich unterließ es jedoch, da ich die ganze Wette überhaupt als einen müßigen Spaß betrachtete.

Monate vergingen, da machte mir der alte Wagenroll den Vorschlag, mit ihm ein paar Tage auf der 10 Meilen von Cincinnati gelegenen Farm seiner Schwester zuzubringen, worauf ich auch bereitwillig einging. Als wir nun eines Tages im Schweiße unseres Angesichtes durch den

Urwald streiften und ich meinem gutmüthigen Begleiter einen interessanten geologischen Vortrag nach dem anderen zum Heimtragen aufband, erging er sich in bitterer Klage über seinen Landsmann, den Cigarrenfabrikanten Jakob, der ihm schon seit Jahren 50 Dollars schuldete und der alle Ermahnungen zur Bezahlung derselben eindruckslos an ihm vorübergehen ließ.

„Nehmen Sie doch einen Theil der Schuld in Cigarren heraus und verehren Sie mir eine Kiste für den bewußten Präsidentenhut.“

„Soll ein Wort sein!“ erwiderte er und kaum waren wir wieder zu Hause angekommen, da stand auch schon eine Kiste voll Cigarren auf meinem Schreibtische. Ich steckte mir eine an — gerechter Himmel, war das ein Kraut! Meister Wagenroll war nämlich selbst kein Raucher und hatte sich den gräulichsten Schund von Cigarren aufschwätzen lassen. Ich war gerade nicht verwöhnt, solche Glimmstengel aber fand ich unter aller Kritik.

„Nun, wie gefallen Ihnen die Cigarren?“ fragte er mich, als wir am Abend darauf zusammentrafen.

„Hätten Sie dieselben Ihrem schlimmsten Feinde geschickt, so wäre derselbe für alle seine Schandthaten hinlänglich bestraft.“

„Was? Sind sie nicht gut?

„Der schlechteste Pfälzer Tabak ist Havannah gegen dieses Kraut!“

„Der Teufel soll doch den miserablen Schuft, den Lump, den Spitzbuben holen! Sehen Sie doch nur her, was ich ihm habe dafür bezahlen müssen!“

Er zeigte mir die quittirte Rechnung, aus welcher hervorging, daß er ihm sieben Dollars dafür angerechnet hatte.

„Den Kerl will ich schon kriegen!“ rief er dann und eilte schnurstracks nach Jakob's Geschäftslokal. Aber der Jakob war kurz angebunden und sagte, verkauft sei verkauft. Waaren nehme er weder zurück, noch tausche er sie um.

Doch so leicht ließ sich unser Wagenroll nicht übertölpeln. Er hatte Jakob die Cigarren zurückgeschickt und wartete nun auf eine günstige Gelegenheit, ihn „dran zu kriegen“, wie er sich auszudrücken pflegte.

Als nun Jakob eines Tages seinen Geschäften nachgegangen war, eilte Wagenroll nach seinem Store und fragte den Clerk, was eine Kiste guter Cigarren koste.

„Sechs Dollars,“ war die Antwort.

„Gib mir eine her und sage Deinem Herrn, ich würde die Rechnung gelegentlich in Ordnung bringen.“

„Schon gut!“ erwiderte dieser und bald war ich im Besitze einer wirklich guten Cigarre. Der unehrliche Jakob machte gute Miene zum bösen Spiele, aber beim Schneider Wagenroll kaufte er von nun an

nichts mehr. Dies war nun dem Letzteren auch wieder nicht recht; denn Jakobs Verhältnisse besserten sich zusehends und der müßte ja ein schlechter Geschäftsmann sein, der da nicht auf die Erhaltung seiner Kundschaft bedacht wäre.

Sitzen nun die Beiden eines Tages „über dem Rhein“ in einem Biergarten traulich bei einander und sprechen über dies und das, unter Anderem auch über den erfreulichen Umschwung, den die Geschäfte kürzlich genommen hatten. Jakob hatte sich ganz außerordentlicher Erfolge zu rühmen.

„Wohin ich auch nur gehe, höre ich Deine Cigarren rühmen,“ bemerkte Wagenroll, „und es thut mir beinahe leid, daß ich mir in meiner Jugend nicht auch das Rauchen angewöhnt habe. Merkwürdig, was es doch für Leute unter diesen Rauchern gibt! Da ließ ich kürzlich eine Kiste Cigarren für sieben Dollars bei Dir holen und Du sagtest, daß man in ganz Cincinnati keine bessere bekommen könne. Meine Leute aber zu Hause sagten, dieselben könne kein anständiger Mensch rauchen; ich tauschte sie also um und nahm eine Kiste für 6 Dollars und darauf sagten sie, diese Cigarren seien ausgezeichnet. Ich verstehe zwar nichts von dem Rauchen; meine Leute zu Hause scheinen noch viel weniger davon zu verstehen.“

Darauf wurden noch ein paar Gläser Bier getrunken und von Stunde an war der Friede zwischen diesen beiden Germanen wieder hergestellt.

---

16. Ein Ueberfall durch die Temperenzweiber.

Man muß es den amerikanischen Temperenzlern lassen: an Zähigkeit werden sie wohl schwerlich übertroffen. Trotz der vielen Niederlagen, die sie schon erlitten haben, sind sie beständig unermüdlich, neue Mittel zur Erreichung ihres Zweckes zu ersinnen und zur Anwendung zu bringen. Sie wollen ihre Gegner um jeden Preis mürbe machen und es muß zugestanden werden, daß ihr Einfluß von Jahr zu Jahr wächst.

Sitze ich da vor einigen Jahren einmal ruhig in meinem Arbeitszimmer, als es anklopft und drei fein gekleidete Damen, zwei alte und eine hochaufgeschossene junge, eintraten. Nachdem sie sich mir vorgestellt hatten, begannen sie den Zweck ihres Besuches auseinander zu setzen. Sie beabsichtigten nämlich, einen Verein in der Stadt zu gründen, dessen Aufgabe es sein sollte, die armen Leute regelmäßig zu besuchen und im Fall der Noth zu unterstützen.

„Eine herrliche Sache, meine Damen," erwiderte ich; „sagt mir nur, in wiefern ich Ihnen von Nutzen sein kann und seien Sie versichert, daß ich Alles aufbieten werde, den humanen Zweck dieses Vereins zu fördern."

Lange Pause. „Aber," sprach endlich die junge Bohnenstange, „wir beabsichtigen auch durch unsern Verein für die Sache der Temperenz zu wirken."

Donnerwetter, jetzt ging mir auf einmal ein Licht auf — ich hatte da eine Deputation der Temperenzler vor mir, die mich für ihre Ideen gewinnen wollten.

„Temperenz," sagte ich, „ist eine herrliche Tugend, für die ich in meiner Stellung schon manche Lanze gebrochen habe."

Allgemeines Erstaunen; denn jene Damen wußten, daß ich noch vor wenigen Wochen eine fulminante Rede gegen die Temperenzler gehalten hatte.

„Temperenz," fuhr ich fort, „ist eine schöne Sache und ich freue mich, daß besonders meine Landsleute derselben so sehr zugethan sind."

Keine Antwort und noch größeres Erstaunen. Da aber auch keine der Damen ein Sterbenswörtchen zu äußern hatte, ergriff ich abermals das Wort und beendete meine Lobrede auf die Temperenz.

„Oder meint Ihr vielleicht Abstinenz, gänzliche Enthaltsamkeit von geistigen Getränken?" fragte ich dann.

„Ja wohl; unter Temperenz meinen wir Abstinenz."

„Das ist eine ganz andere Sache, meine Damen, und ich glaube nicht, daß wir hier übereinstimmen. Sie sind doch hoffentlich Verehrerinnen des Prinzipes der Selbstregierung, auf dem unser ganzes Staatswesen beruht. Ich glaube aber auch noch an das Recht der individuellen Selbstregierung und dasselbe suchen Sie durch Ihr Auftreten zu untergraben. Wer dem Wein und Bier abhold ist, mag Wasser trinken; sowie aber der Wassertrinker seinem Nebenmenschen vorschreiben will, daß er ebenfalls nur dem Gänsewein huldigen dürfe, beeinträchtigt er dessen individuelle Freiheit und dazu hat er kein Recht."

„Sie müssen aber zugeben, daß durch ein gesetzliches Verbot berauschender Getränke viel Unglück erspart würde," erwiderte darauf die Lange, die, wie es sich im Laufe der Konversation herausstellte, die Frau eines Pittsburger Predigers und zur wirksameren Organisation der Temperenzbande nach unserer Stadt gekommen war.

„Da haben Sie vollkommen Recht," entgegnete ich; „auf Kosten der individuellen Freiheit ließe sich noch manches Unglück aus der Welt schaffen; aber ich glaube nicht, daß die Mehrzahl unserer Bürger willens ist, sich des bei Ihnen so verpönten Getränkes zu enthalten, weil sich hin und wieder ein Mensch nicht beherrschen kann. Gegen alle derartige

Ueberschreitungen, wie Sie sie hier andeuteten, haben wir Gesetze, die leider nur nicht immer zur Anwendung kommen."

„Sie müssen aber zugestehen, daß der mäßige Trinker leicht zum Gewohnheitssäufer wird."

„Durchaus nicht. Jeder übertriebene Genuß heißt Laster und so lange es Menschen gibt, wird es auch Laster geben."

„Ich gebe zu, daß die Deutschen sich eher im Trinken mäßigen, als die Amerikaner."

„Haben Sie auch schon einmal darüber nachgedacht, weshalb dies der Fall ist? Wenn nicht, so will ich es Ihnen sagen. Der Deutsche ist schon in früher Jugend von seinen Eltern mit in das Wirthshaus genommen worden und hat allda gesehen, daß man Bier und Wein trinken und nüchtern und anständig dabei bleiben kann. Ihr aber sagt Euern Jungen, ein Wirthshaus sei die Pforte der Hölle und der Wirth ein gemeiner Verbrecher; aber damit haltet Ihr sie noch lange nicht von dem Besuche der Wirthschaften ab, wovon Ihr Euch tagtäglich überzeugen könnt; gehen dieselben aber einmal in ein Wirthshaus, so glauben sie, sie müßten allen Anstand vor der Thüre lassen; da wird geflucht und gesungen, daß die Balken krachen, und statt anständig und ruhig trinken, wird der elendeste Fusel wie Wasser die Kehle herunter gejagt. Der Deutsche verläßt nüchtern, der Amerikaner betrunken das Wirthshaus."

„Aber bedenken Sie, welches schlechte Beispiel ein über die Straße taumelnder Betrunkener der Jugend gibt!"

„Die Sache ist nicht so gefährlich. Betrunkene Menschen sieht man nicht so oft, wie Sie anzunehmen scheinen. Setzen Sie sich hier von Morgens früh bis Abends spät an mein Fenster und beobachten Sie die Leute, die unten vorbei passieren. Unter tausend Männern werden Sie höchstens einen Betrunkenen finden; da haben Sie also 999 gute Beispiele und ein schlechtes; sollte nun das letztere stärker als die übrigen sein? Sollen sich diese 999 nicht gelegentlich an einem Glase Bier erquicken, nur weil der Eine es nicht verstand, Maß zu halten? Sieht denn ein Betrunkener so reizend aus, daß man ihn nachahmen und sich ebenfalls so schnell wie möglich einen Rausch antrinken muß? Ich sollte eher das Gegentheil erwarten."

„Ich gebe zu, daß es die Deutschen besser verstehen, im Trinken Maß zu halten als die Amerikaner. Das Bier in Deutschland aber ist besser und gesunder als das hiesige, das zu viel Alkohol enthält!"

„Sprechen Sie hier aus eigener Erfahrung?" — Sanftes, verschämtes Lächeln.

„Ich," fuhr ich fort, „habe in Deutschland schon manches Glas Bier geleert und zwar vom besten, das zu haben war; dem amerikanischen

Bier jedoch gebe ich den Vorzug; denn gerade dasselbe zeichnet sich durch die Vorzüge aus, die Sie dem deutschen Bier andichten."

Allmälig kamen meine Besucherinnen zu der Ueberzeugung, daß ich total unbekehrbar sei, und fingen daher an, über das Wetter zu sprechen. Ich aber brachte immer wieder auf's Neue das Gespräch auf die Temperenz.

„Meine Damen," sagte ich unter Anderem, „fassen Sie das angebliche Uebel bei der Wurzel an. Die amerikanischen Jungen können sich nicht allein im Trinken, sondern in gar vielen anderen Genüssen nicht mäßigen, und der Grund für diesen Uebelstand ist in einer laxen häuslichen Erziehung zu suchen. Jeder Junge, der kaum hinter den Ohren trocken ist, wird behandelt, als wäre er der zukünftige Präsident des Landes; man läßt ihm die Zügel schießen und sieht er sich vollends einmal unbewacht, so kennt seine Ausschweifung keine Grenze mehr. Gebrauchen Sie den verpönten Stock etwas fleißiger und Ihre Jungen werden weniger flegelhaft auftreten."

Von solchen Reden aber wollten sie nichts wissen und nahmen so schnell wie möglich Abschied. Späterhin erfuhr ich, daß sie überall furchtbar auf den «dutchman» schimpften, der sich die Frechheit genommen hatte, sich in Gegenwart von Damen zum Vertheidiger des Bieres aufzuwerfen.

---

17. Wie ich amerikanischer Bürger ward.

Es ist doch eine wahre Schande, dachte ich oft bei mir selbst, 16 Jahre in Amerika und noch nicht einmal stimmberechtigter Bürger dieser gloriosen Republik zu sein! Meine Absicht, Bürger zu werden, hatte ich allerdings schon vor 14 Jahren erklärt und meinem früheren Landesvater abgeschworen; aber dieses hatte ich damals an einem unfreundlichen Regentage gethan, an dem ich zu keiner anderen Beschäftigung aufgelegt war. So oft Präsidentenwahl war, nahm ich mir fest vor, mir meine Bürgerpapiere geben zu lassen, um auch einmal mitstimmen zu können; aber es blieb immer nur bei dem guten Vorsatze.

Zur Zeit, als Garfield und Hancock als Präsidentschaftskandidaten aufgestellt wurden, wohnte ich im Staate Pennsylvanien und zwar in der Industriestadt Johnstown, woselbst sich die großartigen Werke der Cambria Eisenbahn-Compagnie befinden. Da machte es sich nun, daß von dem dortigen demokratischen Central-Comite eine große Anzahl Deutscher und Irländer nach Ebensburg, dem Sitze des Kreisgerichtes

von Cambria County, gesandt wurden, um dort zu stimmberechtigten Bürgern gemacht zu werden. Alle mit dieser Exkursion verbundenen Ausgaben zahlte jenes Comite, und erwartete natürlich dafür, daß Jeder späterhin seine Stimme für Hancock abgeben werde. Ich habe nun, offen gestanden, niemals mit der demokratischen Partei sympathisiert und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dieselbe zu viel fortschrittsfeindliche Elemente enthält; da ich jedoch unter jenen zukünftigen Bürgern zahlreiche Bekannte hatte, die da mit gutem Gewissen schwören konnten, daß ich über fünf Jahre in den Vereinigten Staaten war, so schloß ich mich ohne langes Besinnen dieser Expedition an und fand mich an dem bestimmten Morgen am Bahnhofe ein.

Die Gesellschaft war gerade die feinste nicht. Es wurde uns ein besonderer Wagen angewiesen und sobald wir uns auf unseren Sitzen niedergelassen hatten, ging der Skandal los. Ein Jeder zog eine große Whiskyflasche aus der Tasche, stieß mit seinem Nachbar an und nahm einen gewaltigen Schluck nach dem anderen. Dabei wurden dann die schmutzigsten Zotenlieder gesungen und Witze aufgetischt, die selbst in einen seit einem Jahrhundert nicht ausgemisteten Schweinestall nicht gepaßt hätten. Wäre ich doch lieber zu Hause geblieben, seufzte ich mehr als einmal; mein einziger Trost jedoch war, daß man blos einmal im Leben solche Tortur zu erdulden hatte.

In Ebensburg, einem kleinen Städtchen, das hoch im Alleghanygebirge liegt und das nur durch eine wenig frequentierte Nebenbahn mit der Pennsylvania-Eisenbahn in Verbindung steht, glücklich angekommen, marschierten wir in Reih und Glied in das Bureau eines alten Advokaten, woselbst wir unsere ersten Papiere deponieren und beschwören mußten, daß wir fünf Jahre in den Vereinigten Staaten gewohnt hatten. Jeder mußte dieses außerdem noch durch zwei Zeugen beweisen. Ich war glücklicherweise einer der ersten, die dieses Geschäft bei dem schrecklich langsam schreibenden Rechtsanwalte verrichteten. Darnach spielte ich den stummen Beobachter und hatte nun hinlängliche Gelegenheit, zu sehen, welche gemeine Mittel gebraucht und wie leichtsinnig Meineide geschworen werden, wenn es gilt, Bürger im Interesse eines Präsidentschaftskandidaten zu kreiren. Sah jener Advokat einen jungen Mann vor sich, so gab er sich die erdenklichste Mühe, ihn zu bereden, er solle doch sagen, er sei vor dem 18. Jahre nach Amerika gekommen, denn alsdann könne er die beiden Papiere auf einmal erhalten und sei somit gleich Bürger; auf diesen Vorschlag ging dann auch gar Mancher ein, besonders da die nöthigen Zeugen zum Beschwören der Angaben stets zur Hand waren. Nur einer jener Kandidaten log so unverschämt und so unbegreiflich dumm in das Blaue hinein, daß er mit seiner Applikation abgewiesen wurde.

Die Gerichtshalle, in der wir uns zur Entgegennahme der ausgefertigten Bürgerpapiere und zum nochmaligen Schwören einzufinden hatten, war ein altes, trauriges Gebäude, das übrigens herrlich mit jenem armseligen Städtchen, dessen Bewohner hauptsächlich von den an den Gerichtstagen herbeiströmenden Fremden lebten, harmonierte.

Es dauerte ziemlich lange, bis sich der Richter zur Eröffnung der Sitzung einfand. Derselbe war ein Mann mit interessanten, einnehmenden Gesichtszügen, die gewaltig abstachen gegen die rohen Visagen der von allen Seiten herbeiströmenden Irländer und Deutschen. Bald war die Gerichtshalle bis auf den letzten Platz gefüllt und die Sitzung nahm ihren Anfang. Die Advokaten saßen auf einer besonderen Plattform, die „Bar“ genannt, und da mich einige derselben kannten, so luden sie mich ein, bei ihnen Platz zu nehmen, was ich auch gerne that, da ich von dort aus die ganze Gesellschaft bequemer mustern konnte. Am Eingang zu dieser „Bar“ standen zwei mit langen schwarzen Prügeln bewaffnete Irländer, von denen der eine Shakespeare's „Caliban“ bequem ohne Maske hätte spielen können. So oft der Lärm im Zuschauerraum zu laut wurde, stampften jene Wächter mit ihren Prügeln auf den Boden und schrieen im unverfälschtesten Dialekt von Limmerick «Silence in the Court!»

Nachdem die Mitglieder der verschiedenen Juries verlesen und mehrere derselben auf Grund stichhaltiger Entschuldigungen von ihrer Pflicht entbunden worden waren, sagte der Richter, es seien zahlreiche Leute hier, die da gesonnen seien, Bürger der Vereinigten Staaten zu werden; dieselben möchten auch gerne wieder mit dem nächsten Bahnzuge nach ihrer Heimat reisen uud er wolle daher diese Angelegenheit zuerst erledigen. Sehr vernünftig, dachte ich und freute mich schon im Voraus, bald aus dieser Gesellschaft und diesem langweiligen Neste erlöst zu sein.

Der Richter ließ sich darauf die eingesandten Applikationen reichen und fing an, die zukünftigen Bürger nebst deren Zeugen zum Vortreten aufzurufen. Nachdem er ungefähr sieben oder acht Namen verlesen hatte, kein Mensch aber zum Schwören vortrat, ward er ärgerlich und sagte, er wolle diese Angelegenheit bis auf den Nachmittag um 2 Uhr verschieben; vielleicht wären alsdann die Applikanten anwesend. Die zuerst Aufgerufenen waren alle Deutsche und als ich darauf ärgerlich den Gerichtssaal verließ, sah ich, wie einige derselben betrunken unter den Bäumen des kleinen Parkes vor dem Gerichtsgebäude lagen und schliefen. Die übrigen, die noch gerade gehen konnten, zogen singend und lärmend von einem Wirthshause zum andern und wenn sie bei dem letzten angekommen, fingen sie wieder mit ihrem Rundgange von vorne an.

Punkt zwei Uhr war ich mit meinen Zeugen wieder in der Gerichtshalle, mußte aber ziemlich lange warten, bis die Reihe an mich kam.

Der diesmal zuerst Aufgerufene war ein Irländer, der aber so betrunken war, daß er den Weg nicht in die „Bar“ finden konnte, weshalb ihn der Richter augenblicklich vor die Thüre spedieren ließ. Einer meiner Zeugen hatte ebenfalls sehr tief in das Glas gesehen, und ich befürchtete, der Richter würde ihn nicht zum Schwören zulassen; alsdann hätte ich die ganze Reise umsonst gemacht und wer weiß, wann es mir jemals wieder eingefallen wäre, meinen Bürgerschein zu holen. Glücklicherweise hielt er sich jedoch standhafter als ich glaubte und sobald die Prozedur vorüber war, machte ich mich so schnell wie möglich in's Freie.

Nun waren unter den jungen Bürgern auch einige Leute, denen das ewige Wirthshauslaufen, worin zuletzt die einzige Unterhaltung in jenem langweiligen Städtchen bestand, ebenfalls zuwider war und mit diesen stattete ich denn dem dortigen Gefängnisse einen Besuch ab. Der Gefängnißdirektor war ein ganz liebenswürdiger Mann, der uns überall herumführte, trotzdem nirgends etwas Interessantes zu sehen war. In den sehr geräumigen, äußerst saubern Zellen befanden sich fast ohne Ausnahme blutjunge Leute, die da lustig ihre Cigarren rauchten und allem Anscheine nach mit ihrem Loose zufrieden waren. Jene Gefangenen bettelten einen Jeden, der die Zellen passierte, ohne weitere Zeremonien an und der Direktor that alsdann, als sähe er es nicht. „Ich habe nichts dagegen,“ bemerkte er, „wenn die Besucher den Gefangenen zuweilen Cigarren geben; worauf ich aber streng sehe, ist, daß sie keinen Schnaps erhalten.“

„Welches Verbrechen haben denn die meisten dieser jungen Leute begangen?“ fragte ich.

„Es sind meistentheils Diebe oder solche, die da von einem Orte zum andern reisen und falsches Geld ausgeben.“

„Aber diese kräftigen und gesunden Leute könnten doch mal zu irgend einer Zeit ehrliche und lohnende Beschäftigung finden?“

„Gewiß; die meisten jedoch sind geborene Taugenichtse, die kein Handwerk gelernt haben und die überhaupt zu faul sind, sich ihr Brod durch Arbeit zu verdienen.“

„Wenn sie übrigens in allen Gefängnissen so behandelt werden wie hier, so glaube ich nicht, daß sie dadurch von ihrer verbrechenvollen Laufbahn abgeschreckt werden.“

„Die meisten befinden sich eben noch in Untersuchungshaft und ehe ihre Schuld bewiesen ist, wäre es Unrecht, sie strenge zu behandeln.“

„Haben Sie auch Deutsche unter Ihren Gefangenen?“

„Nur einen; aber derselbe macht mehr Krawall als alle anderen zusammen. Es ist ein ehemaliger Schulmeister, der mehrere Mordanfälle auf seine Frau gemacht hat. Allem Anscheine nach aber ist es

bei ihm im Oberstübchen nicht, wie es sein soll, und ich glaube, daß ihn der Richter noch diese Woche in das Irrenhaus schickt."

Gleich darauf kamen wir an die Zelle des Unglücklichen; dieselbe war viel kleiner als die übrigen und Fenster und Thüre mit doppeltem Eisengitter versehen.

„Das beste Quartier haben Sie ihm auch gerade nicht angewiesen," bemerkte ich.

„Dies ist die Zelle für solche, die sich in die Regeln des Hauses nicht finden wollen oder können. Gestern Vormittag ließ ich die Gefangenen einige Stunden im Hofraum spazieren gehen und bald sah ich, daß sie überein gekommen waren, ein Lustspiel aufzuführen. Der deutsche Schulmeister wurde angeklagt, einem Farmer ein Pferd gestohlen zu haben; er wählte sich zwei Advokaten zur Vertheidigung und der klagende Farmer that dasselbe. Die anderen Gefangenen übernahmen die Rollen der Geschworenen und der Richter, und ich muß offen gestehen, daß es mir großes Vergnügen machte, diesem Lustspiel zuzusehen. Die Leute spielten nicht übel und nur der Schulmeister fiel schließlich aus seiner Rolle und zwang mich, dem Lustspiel ein vorzeitiges Ende zu machen. Der eine Advokat des Farmers, der ein gewaltiges Mundstück besaß und der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, den Angeklagten als Abschaum der Menschheit hinzustellen, sagte ihm in seiner Rede solche schauderhafte Dinge nach, daß die Geduld des Schulmeisters zu Ende ging und er dem gottlosen Rechtsanwalt eine gewaltige Maulschelle gab. Ich hatte die größte Mühe, den Schulmeister zur Ruhe zu bringen und eine allgemeine Keilerei zu verhindern. Zur Strafe für sein schlechtes Spiel habe ich ihm nun diese kleine Zelle angewiesen."

Darauf verabschiedeten wir uns. Jener Gefängnißdirektor räumte seinen Pflegebefohlenen gerne die größten Freiheiten ein; aber er wußte dabei stets genau, wen er vor sich hatte. Wurde ihm ein anständiger Bürger, der infolge einer Unbesonnenheit auf einige Wochen das „Sheriffshotel" beziehen mußte, zugesandt, so ging er ruhig mit demselben in der Stadt und Umgegend spazieren und besuchte auch mit ihm die Wirthshäuser und spielte Karten. Ein solcher Gefangener brannte nicht durch, dessen war er gewiß, und daß die Liberalität am rechten Platze eine Sache sei, die sich zehnfach belohnt, wußte der Gefängnißdirektor ebenfalls sehr gut und er verrechnete sich auch nicht; denn an jedem dieser Gefangenen hatte er später einen thätigen Agenten für seine Wiedererwählung zu dem betreffenden Amte.

Die Heimfahrt auf der Bahn war das schauderhafteste, das ich in meinem ganzen Leben durchgemacht habe. Daß die meisten der jungen Bürger betrunken waren, war eine Sache, die sich von selbst verstand und die auch an und für sich kein besonderes Aufsehen erregte. Da war

denn unendliches Lärmen, Toben, Singen und Hurrahrufen für General Hancock, daß Einem Hören und Sehen verging. Gassenhauer und Knittelverse der allerzotigsten Art wollten kein Ende nehmen und schienen besonders zwei Deutsche in der Auftischung derartiger Gemeinheiten mit einander zu wetteifern. Der Kondukteur kümmerte sich nicht im Geringsten um seine Passagiere und ließ sie machen, was sie wollten. Ich versuchte mehrere zur Ruhe zu verweisen und machte sie darauf aufmerksam, daß sie durch ihre schmutzige Aufführung den anwesenden Amerikanern wahrhaftig keine günstige Idee von dem Deutschthum beibrächten; doch da wurde mir einfach erwidert, wir seien hier in einem freien Lande und da thue Jeder, was ihm beliebe.

Nach drei langen Stunden kamen wir endlich wieder in unserer Heimat an. Gott sei Dank, sagte ich nochmals, daß man in seinem Leben nur einmal eine derartige Exkursion mitzumachen hat.

---

18. Der alte Jakob.

Die Deutschen Pennsylvanien's sind ein eigenthümliches Völkchen, das noch gar manche, uns sonderbar erscheinende Sitten des alten Vaterlandes bewahrt hat, auch wenn das nicht immer rathsam war. Sie haben sich übrigens trotzdem, in mancher Hinsicht, schneller amerikanisiert als man glauben und wünschen möchte, denn wo es sich um ihren Vortheil handelt, da sind sie ebenso „smart“ wie der geriebenste Yankee.

Unter den Festen, welche in einigen deutschen Ansiedelungen von Cambria County jährlich gefeiert werden, ist wohl das sogenannte Kartoffelbratfest das originellste. Dasselbe wird meistentheils von Lokal-Gesangvereinen arrangiert, die dann gewöhnlich an befreundete Vereine der Nachbarschaft Einladungen senden, welche auch beinahe niemals erfolglos und unerwidert bleiben. Natürlich findet dieses Fest an einem Sonntage im Herbst statt, und alsdann wandelt Alles, was sich nur eine Einladung zu verschaffen wußte, der betreffenden Farm zu, woselbst schon ein paar Tage vorher die zu einer würdigen Begehung des Festes nöthigen Vorkehrungen getroffen worden sind.

Ein solches Kartoffelbratfest erinnert dann die Pennsylvanier an die tollen Streiche ihrer Jugend in der alten Heimat, wo sie oft im Herbste das Feld ihres Nachbars heimsuchten, Kartoffeln annektirten, sie im Freien rösteten und verzehrten.

Doch die amerikanische Wiedergeburt dieses Gebrauches hat einen anderen Anstrich: da braucht man keine Wachen auszustellen, um vor

dem nahenden Flurschützen rechtzeitig zu warnen; man braucht auch die Kartoffel nicht trocken hinunter zu würgen, denn ein großer Zuber voll frischen Schmierkäses und eine Reihe Fässer Bier befördern das Hinunterschlucken und die Verdauung.

Doch das Kartoffelbraten will auch verstanden sein; Niemand aber im ganzen Cambria County wußte damit besser umzugehen, als der alte Jakob von Johnstown, der sich übrigens auch darauf nicht wenig einbildete und dem das Hurrah der dankbaren Turner aus Pittsburg viel süßer klang, als einem sieggekrönten Helden die Bewillkommnungsrede städtischer Honoratioren. Oft hatten sich auch seine zahlreichen Freunde vorgenommen, ihm einen aus Kartoffeln und Schmierkäse zusammengesetzten Orden zu widmen; jedoch der Umstand, daß sich jene beiden Substanzen zu dauerhafter künstlerischer Verschmelzung wenig eigneten, vereitelte diesen edlen Vorsatz.

Bei einem solchen Feste war natürlich der alte Jakob die Hauptperson. Schon am Tage vorher begab er sich auf die betreffende Farm, suchte die Kartoffeln, die womöglich alle von derselben Größe sein mußten, damit nicht etwa die eine verbrannte, während die andere roh blieb, aus und sammelte sich das nöthige trockene Holz, um am nächsten Morgen sein Geschäft ohne weiteren Aufenthalt beginnen zu können.

Und er that dies etwa nicht für schnöde Bezahlung, das Anerbieten einer solchen hätte er für eine unverschämte Beleidigung erklärt, sondern er arbeitete ausschließlich für die Ehre, die ihm natürlich stets ungeschmälert zu Theil wurde; daß er auch beim Leeren der Bierfässer und Schnapsflaschen thätig sein mußte, versteht sich von selbst, und er unterzog sich dieser Aufgabe auch stets mit einer beispiellosen Ausdauer.

Auf einem dieser Feste hatten ihm jedoch die Pittsburger Turner ihr riesiges Trinkhorn zu oft hingereicht, und da der alte Jakob es in seiner langjährigen Gewohnheit hatte, ein Trinkgefäß niemals aus der Hand zu geben, ohne es bis auf den letzten Tropfen geleert zu haben, so fühlte er sich schon gegen Nachmittag merkwürdig „müde".

Ich wollte gerade um diese Zeit nach Hause fahren; der alte Jakob bemerkte einen leeren Sitz auf meinem Wagen und bat mich, ihn doch mitzunehmen. Ich schlug ihm seine Bitte nicht ab, und so arbeitete er sich mit Mühe und Noth auf den hinteren Wagensitz. Mein Kutscher schien an diesem Tage in schrecklicher Eile zu sein, denn er trieb die Pferde zu einer außerordentlichen Schnelligkeit an, trotzdem zahlreiche Baumstämme und große Steine den Weg beinahe unfahrbar gemacht hatten.

Auf einmal kam es mir vor, als sei irgend etwas hinter mir am Wagen zerbrochen; dann hörte ich auch mehrere Frauen und Kinder Zeter und Mordio schreien, ich blickte mich um, und siehe da! eine große

Strecke hinter uns lag der alte Jakob neben einem dicken Eichenbaume und machte, wie die Darmstädter sagen, ein Gesicht wie ein Häuflein Unglück.

Ich ließ natürlich anhalten, sprang vom Wagen, eilte auf den Alten zu; als ich ihn aufheben wollte, bat er mich um Gotteswillen, ihn doch ruhig liegen zu lassen, da er seinem Ende nahe sei. Dabei lamentierte er derart, daß ich wirklich glaubte, er habe sich durch seinen jähen Sturz vom Wagen eine lebensgefährliche Verletzung zugezogen.

Was war da zu thun? Unter keiner Bedingung konnten wir ihn hülflos auf der Landstraße zurücklassen; so hob ich ihn denn auf und schleppte ihn nach unserem Wagen. Es war dies eine saure Arbeit, denn der alte Jakob war viel schwerer, als man hätte glauben sollen. Dabei ächzte und krächzte er dermaßen, daß ich dachte, ich würde ihn nicht mehr lebend in das Fuhrwerk bringen.

Als ich ihn jedoch mit großer Anstrengung eine Strecke Weges fortgetragen hatte, rief er auf einmal: „Halten Sie einen Augenblick an!" Und dann riß er sich aus meiner Umarmung los, ging einige Schritte nach der Seite und — hob seine Tabakspfeife auf, die ihm bei dem Sturze vom Wagen aus dem Munde geflogen war. Sobald er aber dieselbe wieder im Munde hatte, war er wie durch ein Wunder von allen Schmerzen befreit und schritt so stramm wie ein preußischer Unteroffizier ohne weitere Beihülfe dem Wagen zu.

Tags darauf erschien er in meinem Hause und bat mich um einige alte Zeitungen, damit er auf seiner Reise nach Deutschland etwas zu lesen habe. „Ich gehe," erzählte er unter Anderem, „in einer sehr wichtigen Angelegenheit nach Europa; es paßt mir zwar nicht, mich auf meine alten Tage noch den Strapazen einer solch' beschwerlichen Reise zu unterziehen, doch was thut man nicht Alles seinen Kindern zu Liebe? Ich will nämlich deshalb nach Deutschland, um eine Erbschaft in Empfang zu nehmen. Dieselbe besteht aus achtzigtausend Gulden, die seit vierzig Jahren auf Interessen stehen. Fragen Sie nur den Georg Engelbach dahier; derselbe ist mit mir in die Schule gegangen und kennt meine Verhältnisse so genau wie ich. Ueberhaupt wissen Sie ja selber, daß das Aufschneiden nicht meine Sache ist."

„Sie sind," erwiderte ich, „allgemein als der wahrheitsliebendste Mann im ganzen Cambria County bekannt; erzählen Sie nur weiter!"

„Die Zinsen werde ich natürlich für die Advokaten gebrauchen."

„Bei einem solchen Kapital bringt man ja gern ein Opfer."

„Das Kapital ist allerdings bedeutend, doch verliert man nicht gern etwas von seinem rechtmäßigen Eigenthum. Ich hasse die Advokaten, und wenn ich mich lange genug in Deutschland aufhalten könnte, würde ich diese Angelegenheit schon ohne die Beihülfe der Rechtsverdreher

regeln. Fragen Sie nur den Georg Engelmann, der kennt mich genau."

Darauf händigte ich ihm ein Bündel alter Zeitungen ein und wünschte ihm Glück auf die Reise.

„Was kosten die Zeitungen?" fragte der Alte.

„Lassen Sie das nur gut sein; wenn Sie zurückkommen, haben Sie sicherlich mehr Geld als jetzt, und dann wollen wir diese Frage erledigen."

Der alte Jakob reiste auch wirklich nach seiner deutschen Heimat ab; das Geld dazu hatte ihm sein Schwiegersohn vorgestreckt, und zwar in dem festen Glauben, daß er dadurch mit der Wurst nach dem Schinken werfe.

Es vergingen Monate, ehe man wieder etwas vom alten Jakob hörte, und das, was man dann hörte, war gerade nicht sehr schön. Er hatte in seinem darmstädtischen Dorfe alle seine von dort stammenden und nach Amerika ausgewanderten Freunde auf das Böswilligste verleumdet und ihnen allerlei Schlechtigkeiten angedichtet. Jedem derselben hatte er, seiner dortigen Erzählung nach, Geld geliehen, und keiner zahlte ihm auch nur die Zinsen darauf. Derartige Bemerkungen wurden ihm übrigens durchaus nicht übel genommen; denn daß der alte Jakob von frühester Jugend auf ein begeisterter Verehrer Münchhausen's gewesen war, wußte Jedermann; ebenso, daß in Jakob's alter Heimat die Pflege der Wahrheitsliebe überhaupt von jeher gänzlich vernachlässigt worden.

Endlich traf auch ein Brief von dem würdigen Greise selber ein; er war an seinen Schwiegersohn gerichtet und enthielt die dringende Bitte, ihm so schnell wie möglich Geld zur Heimreise zu schicken.

Mit den achtzigtausend Gulden schien es demnach nichts zu sein. Da jedoch in der Kasse des Schwiegersohnes zufällig Ebbe eingetreten und auch dessen Glaube an die große Erbschaft nunmehr bedeutend erschüttert war, so nahm er vorläufig von jenem Nothschrei keine weitere Notiz.

Wieder vergingen einige Monate, da traf ein Brief aus dem bebetreffenden hessen-darmstädtischen Dorfe mit der Mittheilung ein, daß sich in einem benachbarten Wäldchen ein alter amerikanischer Stromer, der sich dort eine Zeitlang bei früheren Bekannten herumgetrieben, erhängt habe. Nach der Beschreibung, die von demselben geliefert wurde, unterlag es keinem Zweifel, daß es unser alter Jakob war.

Armer alter Jakob! Du hattest sicherlich Deine Fehler, die ebenso groß wie zahlreich waren, doch hätten Dir selbst Deine bittersten Feinde ein friedlicheres Ende gewünscht! Es muß Dir doch sauer geworden sein, als Du den Strick in die Tasche stecktest und den verhängnißvollen Gang nach dem einsamen Wäldchen, in dem Du Dich als Knabe froh

und munter herumgetummelt hattest, antratest und Dir dort einen Baum aussuchtest, von dem Du den Sprung in die unbekannte Ewigkeit wagtest. Du hattest Deine alten Schulkameraden in Deutschland noch einmal sehen wollen; doch Du kamst mit leeren Händen! Da warst Du nur Wenigen willkommen. Von Deinen Reichthümern in Amerika hattest Du dort zwar genug erzählt, doch Deine Taschen bargen nichts davon. Da hieß es dann: „Es ist noch immer der alte Lump!"

Armer alter Jakob! Jetzt brauchst Du keine achtzigtausend Gulden mehr und Deine amerikanischen Reichthümer mag getrost Dein Schwiegersohn in Besitz nehmen.

Nochmals vergingen einige Monate, da klopfte es gegen Abend an meine Thüre, und wer trat herein? Der alte Jakob mit einem frischwangigen, dem Anscheine nach eben eingewanderten deutschen Mädchen.

„Was? Jakob! Sind Sie es, oder ist es Ihr Geist?"

„Diese schlechten, elenden, miserablen Menschen haben mich also auch bei Ihnen, meinem treuesten Freunde auf der ganzen Erde, verleumdet?!" rief der Alte entrüstet. „Wie doch die Menschheit so schlecht geworden ist! Ich habe immer geglaubt, hier in Amerika seien die Leute gemein, in Deutschland sind sie aber noch viel gemeiner. Schreibt da so ein bäurischer Schuft hierher, ich hätte mich aufgehängt! Deshalb brauchte ich wahrhaftig nicht nach Deutschland zu reisen. „Gehängt" habe ich mich allerdings, aber nicht an einen Baum, sondern an ein Weibchen; der Wittwerstand hat mir schon lange nicht mehr gefallen, und mit meinem undankbaren Schwiegersohn mochte ich auch nichts mehr zu schaffen haben. Eigener Herd war immer Goldes werth, habe ich nicht Recht gehabt? Sehen Sie sich doch einmal meine junge Frau hier genau an; sieht sie nicht aus wie Milch und Blut?"

„Donnerw—, gratulire von Herzen, alter, nein, junger Jakob! Wenn auch Ihr Bart etwas grau geworden ist, Ihr Herz ist doch frisch und jung geblieben; gratulire nochmals!"

Darauf entfernte sich das glückliche Paar. Möge ihm das Schicksal gnädig sein!

---

19. Sonntagsfischer.

„Als ich Abschied nahm,
Waren Körbe und Flaschen schwer;
Als ich wieder kam,
War Alles leer."
Frei nach Rückert.

Mit dem Jagen in und um New-York scheint es, trotz aller Münchhauseniaden der passionirtesten Jäger, doch nichts mehr zu sein, und da ich aus früheren Jahren noch gut wußte, daß ich als Nimrod doch meinen Beruf gründlich verfehlt hatte, so beschloß ich denn, einmal mein Glück mit dem Fischfang zu versuchen, besonders da mir tagtäglich von verschiedenen Seiten die Saison als außerordentlich fischreich geschildert wurde. Unter 50 Pfund Fischen kam so ein Sonntagsfischer niemals nach Hause, und wenn auch die Jagdgeschichten den Fischgeschichten Platz gemacht hatten, so war es mir doch unbegreiflich, wie da z. B. ein ehrsamer Mitspießbürger sein Geschäft vernachlässigen und jenem Sport nachgehen konnte. Lohnen mußte sich demnach dieses Vergnügen immerhin, und ich wollte daher auch einmal mein Glück versuchen.

Die Gesellschaft, der ich mich anschloß, bestand aus lauter Melrosern und da die Vorstadt Melrose seit einigen Jahren zur Stadt New-York gehört, so waren es mithin keine Bauern, sondern ganz gemüthliche Großstädter, die den Werth einer Land- und Wasserparthie wohl zu würdigen verstanden. Darunter befanden sich ein freundlicher Sodawasserfabrikant und dessen gut gelaunter Wagenlenker; ein in allen Oktaven rein gestimmter Pianomacher, dessen Stimmung sich auch in Wind und Wetter gleich blieb; ein irländischer Bierwirth und Spezereiwaarenhändler, der den unverfälschten Dialekt von Tipperary sprach und einen Anzug trug, der so vielfarbig war, wie die herbstlichen Blätter des Urwaldes; ein zerbrochener Porzellanwaarenhändler, der seine tremolierende Tenorstimme unterwegs niemals zur Ruhe kommen ließ und hunderte von Liedern anstimmte, deren zweiten Vers er jedoch nie wußte; ein wohlbeleibter Gesangvereinsdirigent, der da bedauerte, daß er durch diese dumme Fischerei sein Mittagsschläfchen einbüßen müsse; ein Pfarrer, der eine arme Dorfgemeinde bediente und elf lebendige Kinder hatte, weshalb er, da es bei ihm besonders in der letzten Zeit mit dem Taufen und Kopulieren schlecht ging, seine Lage durch einen Fischzug à la Petrus verbessern wollte.

Es war sieben Uhr Morgens, als wir Melrose verließen und auf der sogenannten Pelham Road nach City Island fuhren, woselbst es zahlreiche Fische und auch gute Austern geben sollte. Wir wären sicherlich an unserm Bestimmungsorte eher angelangt, wenn es unterwegs

nicht zu viele Wirthshäuser gegeben hätte. Unsere Privatflaschen waren zwar hinlänglich gefüllt, um uns während des Tages vor dem Verschmachten zu bewahren, aber wir kehrten auch niemals wegen des Trinkens, sondern stets aus Geschäftsrücksichten ein. Unser Sodawasserfabrikant hatte, wie er vorgab, alle deutschen Wirthe der Umgegend zu seinen Kunden und die Geschäftspolitesse erforderte es doch, daß man bei solchen Leuten auch einmal ein paar Dollars springen läßt; wer dies vernachlässigt, zeigt, daß er in den amerikanischen Geschäftsgang noch nicht eingeweiht ist. Da unser gutmüthige Irländer bereitwilligst mit uns die deutschen Wirthschaften betrat, so war es natürlich eine einfache Sache der internationalen Höflichkeit, daß wir ihn in die Trinkhallen seiner Landsleute begleiteten und mit ihm einen gediegenen Milchpunsch oder unverfälschten Applejack tranken. Dabei zogen wir auch die nöthigen Erkundigungen betreffs der in der Nähe wohnenden Fischhändler ein. Der Himmel weiß, wie viel Mal wir unterwegs unsere Namen, um mit Mark Twain zu reden, registrieren ließen, und kaum saßen wir dann glücklich wieder auf unserem unbequemen Wagen, da ließ auch Jeder seine Privatflasche wieder die Runde passieren. Eine heitere Stimmung soll nämlich auf das Fischen einen heilsamen Einfluß ausüben; dies ist eine alte Fischerregel, an die ich vorher nie glaubte, die aber nach meiner Erfahrung — ich ließ jene Kelche nämlich öfters an mir vorübergehen und fing den ganzen, lieben, langen Tag nur zwei fingerlange Fische — doch auf Wahrheit zu beruhen scheint.

Auf der Pelham Road passierten wir unter Anderem auch eine historische Merkwürdigkeit, nämlich den mit zahlreichen haarsträubenden Sagen verflochtenen „Hangman's Tree," eine alte Eiche, deren außerordentlich lange Aeste weit über den Weg hingen. Unter diesem Baume, dessen Beschaffenheit jedem Passanten auf den ersten Blick auffällt, soll Washington einstmals sein Hauptquartier gehabt haben; auch haben sich schon drei Männer daran aufgeknüpft, woher denn sein Name kommt. Relata refero. Auf dem Flusse bei Pelham, der wegen seines Fischreichthums berühmt ist, wenn man nämlich den alten erfahrenen Fischern glauben will, sahen wir zahlreiche Damen aus kleinen Ruderbooten ihre Angeln in das Wasser halten; keine derselben aber hatte die geringste Veranlassung, sie herauszuziehen. Allem Anscheine nach betrachteten sie diesen Sport für eine heilsame Geduldsprobe als Vorbereitung zur späteren Ehe. Das Fischen in jener Gegend kann demnach den jungen Amerikanerinnen von der heiratslustigen männlichen Jugend nicht genug empfohlen werden.

Als wir endlich ohne einen nennenswerthen Unfall in City Island angelangt waren, ließen wir uns beim Kapitän Flynn nieder, tranken von kühlen Bieren und mietheten drei Boote für den so sehnlichst er-

warteten Fischfang. Jeder der Wirthe in dieser Gegend wird nämlich Kapitän, oder vielmehr der Kürze wegen «cap» genannt, auch wenn er nur drei bootähnliche Waschzüber sein eigen nennt. Nachdem noch in jedes Boot ein Körbchen voll Clams, die als Fischköber dienten, gestellt worden war, griffen unsere jungen, handfesten Leute zu den Rudern und fort flog unsere Flotte in die wogende See. In der Nähe eines großen, hoch aus dem Wasser stehenden Felsens warfen wir dann Anker, d. h. wir senkten zwei schwere, an Seile befestigte Steine auf den Grund, brachten unsere Angeln in Ordnung und hingen sie auf gut Glück in das Wasser. Die Fische bissen an jenem Tage wie rasend; sobald ich jedoch meine Angel herauszog, hing keiner daran, aber der Köber war jedesmal sauber abgefressen. Allem Anschein nach wußten die Fische genau, wie sie sich bei solchen Gelegenheiten zu benehmen hatten. Daß ein derartiges Geschäft kein Vergnügen macht, braucht man nicht besonders zu erwähnen. Ein Fischer muß allerdings viel Geduld haben, aber wenn man Stunden lang hinter einander auch nichts als jedesmal eine köberlose Angel aus dem Wasser zieht, geht sie einem zuletzt doch aus. Niederträchtigere Fische als bei City Island sind mir überhaupt niemals vorgekommen, und zog man wirklich einmal ein solches Geschöpf heraus, so war es ein unerfahrenes, kleines Ding, das nur aus Kopf und Schwanz bestand. Das Fischen, meinte mein Bootnachbar, sei ja überhaupt Nebensache; der Spaß hingegen sei die Hauptsache, aber worin derselbe bestand, ist mir nicht klar geworden. Da saß man lange Stunden in dem unbequemen Boote — der Rücken thut mir noch weh —, ließ sich von der brennenden Sonne bescheinen und fütterte die Fische; das war die ganze Herrlichkeit.

Unsere Gefährten in den andern Booten waren übrigens nicht so unglücklich wie ich, denn so oft ich meine leergefressene Angel herauszog, zog einer derselben einen, ja sogar manchmal zwei ganz ansehnliche Fische auf einmal aus dem Wasser. Wir wechselten unsere Plätze nach jeder Viertelstunde, aber das Glück stellte sich nicht ein. Oft fischten wir sogar in nächster Nähe der Glücklichen, aber das alte Unglück folgte uns beharrlich; jene zogen Fische auf Fische heraus, wir hingegen, zum allgemeinen Gelächter, stets leere Angeln. Nun, das Füttern der Fische war auch eine lobenswerthe Beschäftigung!

Unser Mann Gottes war ebenfalls kein Glücksheld und mußte deshalb manchen guten und schlechten Witz auf seine Unkosten machen lassen.

„Ihren Kollegen Petrus," sagte einer jener Spötter, „sollten Sie sich zum Vorbilde nehmen; derselbe fing, wie Sie gut wissen, auf einen Ruck eine Wagenladung Fische!"

„Derselbe hatte auch keine so gottlose Gesellschaft, wie ich heute, bei

sich," erwiderte der schlagfertige Pastor, den übrigens sein Humor niemals verließ. Letzterer Umstand hatte auch zur Folge, daß ihm der in allen Oktaven gut gestimmte, noch unbeweibte Pianomacher seinen ganzen nicht unbedeutenden Fischvorrath schenkte, so daß er wenigstens seiner zahlreichen Familie Stoff zu einer Mahlzeit nach Hause bringen konnte.

Auf dem Heimwege mußte natürlich den bekannten Wirthen an der Landstraße Bericht über unsere Erlebnisse erstattet werden. Dasselbe wurde theils in Prosa und theils in Poesie gethan; unser tremolierender Tenorist kramte dabei wieder die ersten Verse sämmtlicher, ihm bekannten Lieder aus und sang sich allmälig in solche Aufregung hinein, daß er späterhin nicht mehr gerade auf dem Wagen sitzen konnte und von seinen Freunden gehalten werden mußte. In der Nähe seiner Wohnung an der Dritten Avenue luden wir ihn wie einen Mehlsack ab; unser wohlbeleibter Gesangvereinsdirigent nahm ihn unter den Arm und führte ihn mit Mühe und Noth wohlbehalten in sein Zimmer; doch schlich er sich noch schnelle und unbemerkt davon, als er die Frau des Verunglückten herbeikommen hörte.

Unsere Fischerei ist also, wie der Leser längst bemerkt haben wird, weder für die Kultur noch für die Romantik von besonderer Bedeutung gewesen; mir aber hat sie den alten Satz bestätigt, daß man die besten und billigsten Fische doch nur auf dem Markte findet.

---

20. Edgar Allen Poe's Wohnung in Fordham.

So oft mich mein Beruf nach Fordham, einer Vorstadt New-York's, führte, nahm ich mir auch vor, mich nach Poe's Wohnung zu erkundigen; doch die Antworten, die ich jedesmal erhielt, waren derart, daß ich zuletzt Niemanden mehr darnach fragte.

Im Laufe eines Gespräches mit einem in literarischen Dingen außerordentlich bewanderten Geschäftsmann aus Melrose, in dem auch auf Edgar Allen Poe die Rede kam, bemerkte jener, daß er des Dichters Haus in Fordham schon ausfindig machen könne; er sei schon oft durch Fordham gefahren und es sei ihm daselbst jedesmal eine Cottage aufgefallen, die sich so recht für eine Dichterwohnung eigne; er sei daher selber neugierig zu wissen, wie groß seine Divinationsgabe sei.

Einige Tage darnach fuhr er in einem eleganten Wagen an meinem Hause vor und lud mich zu einer Spazierfahrt nach Fordham

ein, da er zuverlässige Erkundiguugen eingezogen habe und nun Poe's Haus leicht finden könne.

Wir fuhren die gewöhnlich von reichen Faullenzern frequentierte Central-Avenue hinaus, bogen links nach Tremont ein und bald befanden wir uns auf der schmalen Kingsbridge-Road, auf deren höchstem Punkt das gesuchte Häuschen stehen sollte.

„Dies hier ist es!“ sagte mein freundlicher Begleiter und deutete auf ein kleines, anderthalbstöckiges Bretterhäuschen, das rechts vom Wege auf einem großen, freien Platze stand. Da wir jedoch nicht so ohne Weiteres eintreten und uns erst auch vergewissern wollten, daß wir wirklich vor die „rechte Schmiede“ gefahren waren, warteten wir einige Minuten, bis sich Jemand blicken ließ, der uns zuverlässigen Bescheid geben konnte. Einige am Wege beschäftigte Arbeiter wollten wir nicht fragen, da es sicherlich doch umsonst gewesen wäre, denn was bekümmert sich so ein irischer Dreckschaufler um die Verhältnisse der amerikanischen Dichter. Bald aber kam ein hoffnungsvoller Jüngling, der da aussah, als sei er ein Zögling des benachbarten St. John's College, des Weges, und an diesen wurde dann vertrauensvoll die Frage gerichtet:

«Is this Poe's Cottage?«

«Yes, Gentlemen,» erwiderte er, «this is Edgar Allen Poe's Cottage!»

Ehe wir nun durch die offene Zaunthür in den Garten traten, sahen wir uns erst einmal den Platz um das Häuschen von allen Seiten genau an.

Im Vergleiche mit den benachbarten Gebäuden sah Poe's Wohnung gar traurig und armselig aus und schien seit langen Jahren nicht mehr angestrichen worden zu sein; ebenso war auch der etwa vier Acker umfassende Platz, auf dem sie stand, sehr vernachlässigt und die denselben umgebende Mauer war theilweise eingefallen. Vor dem Häuschen, dessen beide Giebel genau gegen Osten und Westen gerichtet sind, so daß also ein Giebelstück schräg gegen die Straße steht, standen drei Kirschbäume, worunter ein sehr alter, der in früheren Skizzen über Poe oft erwähnt worden ist. Die Fenster des Häuschens, vor denen grün angestrichene Läden angebracht waren, waren ungemein klein; die der Dachstuben mochten wohl schwerlich höher als anderthalb Fuß sein.

Als wir eintraten, machten wir die Bekanntschaft einer alten, sehr gesprächigen Dame, die uns, nachdem wir den Zweck unseres Besuches erklärt hatten, mit der größten Bereitwilligkeit durch alle Zimmer der Cottage führte. Allem Anscheine nach war sie sehr erfreut, Leute vor sich zu sehen, die sich für Poe interessierten. Das Innere des Häuschens war sehr geschmackvoll eingerichtet, obgleich nichts auf etwaige Wohlhabenheit der Bewohnerin schließen ließ. Auch die kleinen, sehr niedrigen

Dachzimmer mußten wir betreten und bei dieser Gelegenheit auch die Stätte sehen, wo Poe nach der Mittheilung der freundlichen Dame, sein unsterbliches Gedicht «The Raven» geschrieben haben sollte. Das betreffende Zimmerchen befindet sich auf der hinteren Giebelseite und gewährt nur durch ein kleines Fenster eine eng begrenzte Aussicht auf die gegenüber liegende reizende Landschaft. Der durch diesen Raum führende breite Schornstein scheint für die Ewigkeit gebaut zu sein, so massiv ist er.

Im Laufe des Gespräches theilte uns Frau Dechert, so hieß nämlich die verwittwete Bewohnerin von Poe's Cottage mit, daß sie das Häuschen, das sie schon seit zehn Jahren als Mietherin bewohne, nun bald verlassen müsse, da es mit dem dazu gehörigen Lande verkauft werden solle.

„Was wird denn dafür verlangt?" fragte ich.

„Zehn Tausend Dollars," erwiderte sie.

„Aber das ist doch ein unverschämter Preis."

„Das Häuschen ist allerdings keine hundert Dollars werth; vier Acker Land aber kann man in dieser Gegend nicht unter dem geforderten Preise haben. Ich selbst habe große Lust, diesen Platz zu kaufen, denn ich möchte ihn nur ungern verlassen. Mein Sohn muß alsdann ein schönes Wohnhaus darauf bauen; aber die Cottage würden wir zur Erinnerung an Poe stehen lassen, so lange sie überhaupt noch das Stehen aushält."

Nachdem wir noch einen flüchtigen Gang über den ganzen Platz gemacht und auch den eine herrliche Aussicht gewährenden Felsen auf der Südseite bestiegen hatten, aus dessen Spalten einige verkrüppelte Cedern gewachsen waren und der bekanntlich Poe's Lieblingsplatz war, nahmen wir von der alten Hauswirthin Abschied und entfernten uns.

In diesem Häuschen also, das im Munde der ungebildeten Fordhamer gewöhnlich „Poor's Cottage" genannt wird, wohnte Edgar Allan Poe vom Frühling 1846 bis 1849, zu welcher Zeit Fordham noch zu Westchester County gehörte.

1844 war er mit seiner jungen Frau und seiner Schwiegermutter, die zugleich seine Tante war, nach New-York gezogen, woselbst er eine schlecht bezahlte Stelle als Mitarbeiter des „Northern Monthly" bekleidete. Dieselbe vertauschte er übrigens bald mit einer Stellung an dem von Willis und Morris herausgegebenen „Mirror". Poe wohnte damals zu Bloomingdale und zwar in einem alterthümlichen, an der Ecke der 84. Straße und dem St. Nicholas Boulevard gelegenen Hause, das zur Zeit der amerikanischen Revolution Washington und einigen seiner Offiziere eine Zeit lang als Hauptquartier gedient haben soll. Seine Frau Virginia, von ihm gewöhnlich „Dibby" genannt, litt bereits damals schon an der Schwindsucht und ging langsam ihrer Auflösung

entgegen; einstmals in einer kalten Dezembernacht lag sie regungslos und scheinbar auch athemlos da, so daß ihr Gemahl glaubte, der Tod habe sie von ihrem unheilbaren Leiden befreit. Doch sie erwachte nach längerer Zeit wieder zum Leben und Poe gedachte späterhin dieser Szene in seinem „Raben". Dieses Gedicht schrieb er übrigens nicht in Fordham, sondern in seiner Wohnung zu Bloomingdale, die William F. Gill in seiner Biographie Poe's nebst dem sogenannten „Rabenzimmer" abgebildet hat.

Nach demselben Gewährsmanne erschien «The Raven» zuerst in der Februarnummer 1846 in der „American Review" unter dem Pseudonym „Quarles", und wie Stoddard im Jahrgange 1872 von „Harper's Monthly" erzählt, erhielt er dafür zehn Dollars Honorar.

Da dem Gesundheitszustand der jungen Frau das lärmende, städtische Leben nichts weniger als zuträglich war, so zog dann Poe nach Fordham, woselbst er von der Landluft erwartete, was keiner Medizin mehr möglich war. Der Dichter war damals sehr arm und es hieße allen Thatsachen Hohn sprechen, wenn man ihm nicht die Hauptschuld an seinen traurigen Verhältnissen zuschreiben wollte, und selbst seine begeistertsten Verehrer, die sich die größte Mühe gaben, die malitiösen Bemerkungen Griswolds durch Hinweise auf seine Tugenden abzuschwächen, haben es nicht versucht, ihn vom Laster der Trunksucht freizusprechen. Natürlich hatte Poe auch edle Eigenschaften, aber guten, wohlgemeinten Rath nahm er selten auf lange Zeit an. An keinem Menschen hat sich eine verkehrte Erziehung mehr gerächt, als an ihm.

In Fordham, woselbst ihn die Nachtwachen am Bette seiner Frau selten zu einem ruhigen, gesammelten Schaffen kommen ließen, fehlte ihm oft das Allernothwendigste; in seinem Häuschen sah es gar traurig aus und die kranke Virginia mußte auf einem alten, mit Stroh gefüllten Bette liegen und sich mit dem Rock ihres Gatten zudecken. Froh war sie alsdann, wenn sich Poe's Lieblingskatze auf sie legte und sie wärmte. Dem Wohlthätigkeitssinne der Frau Estelle Lewis in New-York, die eine Subskription zu Gunsten Poe's in's Werk setzte, verdankten es die Drei, daß sie nicht den bittersten Hunger leiden mußten. Im Januar 1847 starb die Kranke und ward zu Fordham begraben.

Wie innig Poe an ihr hing, ging daraus hervor, daß er öfters des Nachts aufstand und nach ihrem Grabe eilte, woselbst er stundenlang bittere Thränen weinte.

Zwölf Monate nach ihrem Tode veröffentlichte er nur wenig; auch ward es ihm mitunter schwer, seine Artikel an den Mann zu bringen. Im dünnen, fadenscheinigen Sommerrock lief er oft während des Winters in New-York von einem Redaktionslokal zum andern und nur seiner blassen, Noth und Mangel andeutenden Gesichtsfarbe hatte er es zu

verdanken, daß ihm mitunter ein kleiner Artikel abgenommen und bezahlt wurde.

Trotz aller äußeren Noth beschäftigte er sich damals mit der Lösung der höchsten Probleme und schrieb seinen Traum vom Universum, dem er den Titel „Eureka" gab und von dem er sich goldene Berge versprach. Als er jenes sonderbare prosaische Gedicht vollendet hatte, eilte er damit zu Putnam, dem New-Yorker Verlagsbuchhändler, und erklärte ihm, er solle alle seine sonstigen Unternehmungen liegen lassen und sich an die Publikation seines Werkes machen, denn gegen die darin enthaltenen Ideen sei Newtons Gravitationslehre eine reine Kinderei. Putnam sollte gleich 50,000 Exemplare drucken, die vielleicht für den augenblicklichen Bedarf reichen würden; doch der weniger sanguinische Verleger sah klarer und druckte nur 500 Stück, die aber lange auf Käufer zu warten hatten.

Da eine Vorlesung, die Poe veranstaltete, um Mittel zur Gründung einer eigenen Zeitung zu erlangen, ebenfalls ohne das gewünschte Resultat blieb, so verließ der unglückliche Dichter 1849 Fordham und wandte sich nach Virginien. Das Glück lächelte ihm jedoch nirgends. Sein trauriges Ende ist bekannt. Frau Clemm, seine Schwiegermutter, überlebte ihn volle 22 Jahre und ehe sie starb, traf sie die Bestimmung, an der Seite ihres lieben „Eddie" zu Baltimore begraben zu werden, was denn auch geschehen ist.

---

21. Ein Abend bei Theodor Tilton.

Gerade hatte ich Theodor Tilton's Werke, deren es überhaupt nur fünfe sind, fertig gelesen und mir die nöthigen Notizen zur Abfassung einer literarhistorischen Skizze gemacht, da traf von dem Verfasser ein längerer Brief ein, in dem ich zu einem Abendbesuche bei ihm und einer schöngeistigen Dame eingeladen wurde. Diese Einladung nahm ich schon deshalb mit Dank an, weil mir dadurch die Gelegenheit geboten wurde, mit den New-Yorker Schriftstellern nun statt des bisherigen schriftlichen Verkehrs auch in persönliche Berührung zu kommen.

Tilton hatte damals sein Sommerquartier in der 46. Straße, in der Nähe der dritten Avenue, aufgeschlagen und bewohnte, da er seine Haushaltung seit geraumer Zeit aufgegeben hatte, den eleganten Hinterparlor eines palastähnlichen Hauses. Seine beiden talentvollen Töchter hatte er vor mehreren Jahren zur weiteren Ausbildung auf das Konservatorium nach Stuttgart geschickt, dort aber hatten sich dieselben verheiratet und zwar die eine mit einem Engländer, der in London seinen

Wohnsitz hat, und die andere mit einem Amerikaner, der in Stuttgart sein Domizil aufgeschlagen hat. So führte denn nun Tilton als Junggeselle ein stilles und beschauliches Leben; während des Winters ist er gewöhnlich durch seine Vorlesungstouren ausschließlich in Anspruch genommen und die Sommermonate widmete er dann dem Studium und der poetischen Beschäftigung.

Tilton, der zur Zeit unseres Besuches in seinem 47. Jahre stand, ist eine achtunggebietende Gestalt mit äußerst intelligentem und gutmüthigem Gesichtsausdrucke; hätten schwere Schicksalsstürme nicht sein lang herabwallendes Haar gebleicht, so würde man ihn noch für einen Dreißiger halten.

Nachdem wir die üblichen Begrüßungsformeln ausgetauscht und ich auf einem Stuhl neben ihm Platz genommen hatte, unterhielten wir uns auch bald so zwanglos, als hätten wir schon Jahre lang in intimem persönlichem Verkehr gestanden. Unsere Konversation drehte sich leichtbegreiflich ausschließlich um literarische Fragen der Gegenwart und da Tilton mit den meisten amerikanischen Schriftstellern der Neuzeit persönlich bekannt ist, so wußte er denn fast über jeden interessante Dinge zu erzählen. Bitter beklagte er sich, daß ihm sein Beruf als Vorleser jährlich den Hauptheil seiner Zeit raube, während des Herbstes, Winters und Frühjahrs sei er beständig auf Reisen. Des Tags über sitze er dann in der Eisenbahn und denke, da er stets ohne ein Manuskript zu brauche, spreche, über seine am Abend in irgend einem Orte zu haltende Vorlesung nach.

Zu unserer größten Freude fanden wir in Tilton einen enthusiastischen Bewunderer der deutschen Literatur, deren Studium fast seine ausschließliche Lieblingsbeschäftigung bildete. Die wenigen Uebersetzungsproben, die er von deutschen Gedichten in seinem Werke «Thou and I» geliefert hat, zeigen zur Genüge, daß er wie wenige Andere, die Gabe in hohem Maße besitzt, den poetischen Schönheiten des Originals in seiner Muttersprache gerecht zu werden.

Seine metrische Uebersetzung des Gedichtes „Ritter Olaf“ von Heine ist ein wahres Meisterstück auf diesem Gebiete und es sollte uns, da Tilton noch jeden ihm zur freien Verfügung stehenden Tag einen Lehrer der deutschen Sprache zu sich kommen läßt, gar nicht wundern, wenn er uns nicht über kurz oder lang mit einer Sammlung deutscher Gedichte in englischer Uebertragung überraschte. Seine außerordentliche Begabung für dieses Fach und die sich auf das Kleinste erstreckende Sorgfalt, mit der er zu Werke geht, kann man nur dann beurtheilen, wenn man z. B. seine englische Bearbeitung der genannten Heine'schen Ballade mit der des Engländers Boavig vergleicht. Nun, dieser Engländer hatte sich auch die freiwillige (oder unfreiwillige?) Aufgabe gestellt, für Bohn's

Library Heine's sämmtliche Gedichte zu übersetzen, und da arbeitete er denn jeden Tag von früh bis spät, gleichsam maschinenmäßig, bis er sein Pensum vollendet hatte, wodurch natürlich seiner Arbeit der Mangel der literarischen Taglöhnerei anklebte. Auch der Amerikaner Leland hat es sich mitunter bei seiner Uebertragung des Buches der Lieder sehr bequem gemacht und so für eine wirklich gediegene Uebertragung Heine's hinlänglich Raum gelassen.

Auf meine Frage, ob er sich, wie verschiedene deutsch-amerikanische Zeitungen bei der Besprechung seiner «Swabian Stories» mittheilten, einst längere Zeit in Deutschland aufgehalten hätte, sagte er mir, daß er nur einmal und zwar zu dem Zwecke, seine Töchter in Stuttgart zu besuchen, während eines Sommers nach Deutschland gereist, daselbst aber mit keinem Schriftsteller in Berührung gekommen sei, sich auch größtentheils auf Reisen befunden habe.

„Ich mache," fuhr er fort, „fast jedes Jahr eine kleine Reise nach Europa; einmal besuche ich alsdann die Schweiz, ein anderes Mal Frankreich oder England, gerade wie es mir paßt."

„Aber wo haben Sie denn den Stoff für Ihre „Schwäbischen Geschichten" gefunden?" fragte ich.

„In Stuttgart, wo ich auch den hauptsächlichsten Theil derselben ausgearbeitet habe."

Auf die neue englische Dichterschule war er nicht sehr gut zu sprechen. „Dichter wie Swinburne und Rosetti," sagte er, „glauben, der Hauptwerth der Poesie läge in einer glänzenden Phraseologie und in diese Idee haben sie sich so verrannt, daß ihnen jeder klare Ausdruck verhaßt ist und man mitunter ein Gedicht drei bis viermal lesen muß, ehe man ausfindet, was der Dichter eigentlich beabsichtigt und da macht man zum Schlusse gewöhnlich die Entdeckung, daß es mit dem wahren poetischen Inhalt gar schlecht bestellt ist. Wer wirklich etwas zu sagen hat, sollte es auch stets so thun, daß er ohne Mühe verstanden wird. Unklare Gedichte sind schlechte Gedichte und werden niemals, auch wenn sie von irgend einer Coterie noch so sehr in den Himmel erhoben werden, den Weg in das Herz des Volkes finden. Die einzige Zukunft, welche nach meiner Ansicht diese Dichterschule hat, ist einfach die: sie wird späterhin in die Literaturgeschichte eingeschachtelt."

„Ganz in denselben Fehler sind einige der neueren Dichter Deutschlands verfallen," entgegnete ich.

„Ich bin mit der neueren Literatur Deutschlands wenig vertraut; mein Lieblingsdichter ist und bleibt Goethe, dessen lyrische Gedichte ich für das höchste halte, was jemals auf diesem Gebiete geschaffen worden ist."

„Sie haben auch den „König von Thule" so trefflich übersetzt,

daß man unbedingt wünschen muß, Sie möchten auf der einmal betretenen Bahn fortfahren und dem englisch redenden Publikum noch mehrere Goethe'sche Lieder verdollmetschen."

So kam denn im Laufe des Gesprächs auch die Rede auf den verstorbenen Bayard Taylor, mit dem Tilton innig befreundet gewesen war.

„Bayard Taylor," sagte er, „hat nach eigenem Geständnisse seine besten Jahre an eine Uebersetzung des „Faust" gewandt und was war der Lohn für diese Arbeit? Einige Jahre nach der Publikation dieser Uebersetzung, von der er sich so viel versprochen hatte, erhielt er dafür ein Honorar, womit er sich kaum ein paar Kisten Cigarren kaufen konnte."

„Nach meiner Ansicht," erwiderte ich, „sind die literarischen Verdienste Bayard Taylor's stets überschätzt worden, wie er sich bekanntlich stets selber überschätzte und daher oft die Welt der Undankbarkeit gegen ihn anklagte. Ich hatte lange Jahre mit ihm korrespondirt, als ich aber einst eine ungünstige, aber wohlmotivierte Besprechung seines Drama's «The Prophet» veröffentlichte, ließ er auf einmal meine Briefe unbeantwortet. Ein Schriftsteller, der nicht einmal einen gelinden, aber gerechten Tadel ertragen kann, sollte sich überhaupt nach einer anderen Beschäftigung umsehen."

„Da haben Sie vollkommen Recht. Bayard Taylor war persönlich sehr populär; ob sich aber außer einigen Gedichten irgend eine Schrift von ihm auf die Länge der Zeit halten wird, ist wenigstens sehr fraglich. Er war sehr produktiv und konnte selbst unter ungünstigen Verhältnissen über die verschiedensten Dinge schreiben und zwar stets so gut, wie er es überhaupt fertig bringen konnte."

„Er versuchte sich unstreitig auf zu vielen Gebieten; seine Reiseskizzen sind vielleicht noch von seinen prosaischen Werken die lesbarsten, die Novellen aber finde ich völlig ungenießbar."

„Gute Novellen zu schreiben ist schwieriger, als man gewöhnlich anzunehmen scheint. Sie haben doch auch die meinige, nämlich «Tempest tossed» gelesen; was halten Sie davon?"

„Dieselbe würde unstreitig viel gewinnen, wenn Sie sie auf zwei Drittel des Umfanges reduziren würden."

Tilton lächelte und zeigte mir sein für eine neue Ausgabe revidiertes Handexemplar, in dem er wirklich mindestens ein Drittel gestrichen hatte.

„Da stimmen wir abermals herrlich überein," bemerkte er dann.

Zwei merkwürdige Bilder in Tilton's Zimmer nahmen meine Aufmerksamkeit in Anspruch; dieselben waren von William Page, dem Präsidenten der „National Akademy of Design" gemalt und stets Gegenstand lebhafter Kontroversen gewesen. Ueber das eine, welches Shakespeare darstellt und das nach dessen Todtenmaske gemalt ist und auch die Narbe über dem Auge an der Stirne zeigt, wovon in einem Shakespeare'schen

Sonett die Rede ist, hat Page selber einen längeren Essay veröffentlicht, der sogar in England in Buchform nachdruckt wurde; das andere hingegen, ein Christusbild mit hellblauen Augen und fast blutrothem Haar, hat zur Zeit der Vollendung und ersten Ausstellung Veranlassung zu mindestens zweihundert Zeitungsartikeln gegeben. Tilton legt einen hohen Werth auf dieses merkwürdige Kunstwerk und hat über demselben eine Gasflamme angebracht, um es stets in vortheilhafter Beleuchtung seinen Besuchern zeigen zu können.

Da wir auf den Abend von Frau Laura Cortis Bullard zum sogenannten «dinner», wie die Amerikaner ihre tägliche Hauptmahlzeit nennen, einerlei, ob dieselbe Mittags oder Abends eingenommen wird, eingeladen waren, und die bestimmte Stunde bereits, ohne daß wir es bemerkt hatten, verflossen war, so machten wir uns nun so schnell wie möglich auf den Weg. Tilton hatte mir gesagt, jene Dame sei eine Nachbarin von ihm; aber nach dem Wege, den wir zurückzulegen hatten, zu urtheilen, scheint sich in New-York der Begriff von Nachbarschaft über eine halbe Meile zu erstrecken.

Auf dem Wege dahin erzählte mir dann Tilton, daß er sich schon als blutjunger Mensch vorgenommen habe, sein Leben der Journalistik, überhaupt der literarischen Thätigkeit zu widmen und daß er in diesem Entschlusse hauptsächlich dadurch bestärkt worden sei, daß er einstens in einer südlichen Stadt einer Versteigerung von Sklaven beigewohnt und gesehen habe, wie eine Mutter von ihren drei Kindern getrennt und diese Kinder nach drei verschiedenen Staaten verkauft wurden. Nun stand sein Entschluß fest, sein ganzes Leben hindurch mittelst der Presse und der öffentlichen Rede auf das Publikum einzuwirken, damit jener Schandfleck aus der amerikanischen Republik entfernt werde. Und Tilton's Arbeiten auf diesem Gebiete, die er als Redakteur des „Independant" verrichtete, haben wahrlich ihre Früchte getragen.

Das Haus, respektive der Palast der Bullard'schen Eheleute ist wahrhaft fürstlich eingerichtet und der mit herrlichen Statuen und seltenen Oelgemälden ausgeschmückte Parlor gleicht eher einem Kunstmuseum, als dem Empfangszimmer einer Privat-Familie. Dieses gastliche Haus bildet das Hauptquartier aller hervorragenden Dichter und Künstler, welche sich entweder permanent oder nur periodisch in New-York aufhalten, und daß sich dieselben dort äußerst heimisch befinden, dafür weiß die feingebildete und liebenswürdige Hausfrau schon zu sorgen. Diese Dame besitzt eine äußerst ausgedehnte Bekanntschaft mit den Literaturen aller Kulturvölker; viele Gedichte Goethe's wußte sie in der Originalsprache auswendig und war mit der Biographie des betreffenden Dichters und den Umständen, denen einzelne lyrische Ergüsse desselben ihren Ursprung verdanken, so genau vertraut, wie wenige den gebildeten Ständen

angehörige Deutsche. Mit ihrem Gemahle, einem wohlhabenden Geschäftsmanne, hat sie Europa mehrmals bereist und dort vorzugsweise solche Plätze besucht, an die sich interessante literarische Erinnerungen knüpfen. Frau Bullard zeigte sich als große Verehrerin der deutschen Nation und rühmte besonders, daß die Deutschen Amerika's sich stets energisch gegen die Negersklaverei ausgesprochen hätten.

Von den in ihrem Hause verkehrenden Celebritäten wußte sie gar interessante Dinge zu erzählen, die ich aber — wenigstens hier nicht — lieber nicht nachplaudern will.

In später Abendstunde trennten wir uns. Wieder einmal einen von den wenigen Tagen, sagte ich zu mir, den du in deinem Kalender roth anstreichen kannst!



Ursachen des Temperenzthums vieler Amerikaner.

Einer der Gründe des Abstinenzmanövers ist der Umstand, daß nur sehr wenige Amerikaner wirklich trinken können. Die Meisten saufen, auch wenn sie sich dabei nicht besaufen. Unter „trinken“ versteht der Amerikaner größtentheils „zu viel trinken“. Man beobachte nur die meisten Amerikaner, wenn sie in einem Trinklokal Bier oder Whisky verlangen; sie stellen sich an die „Bar“, schlürfen das Betreffende in einem Zuge wie Wasser hinunter und bleiben gewöhnlich so lange dabei, bis sie nach ihren Ansichten „genug“ haben. Dann eilen sie fort, und was sie nun auch thun und treiben mögen, sie fühlen dabei, daß ihnen das mit unvernünftiger Hast Genossene im Wege ist. Der Deutsche geht in's Wirthshaus, setzt sich ruhig zu seinen Bekannten an einen Tisch, knüpft ein Gespräch mit ihnen an, und bestellt sich mit der Zeit sein Glas Bier. Mit dem Austrinken desselben eilt er auch nicht; denn er ist nicht des Trinkens wegen ausgegangen, sondern er wollte sich hauptsächlich von den Anstrengungen der Tagesarbeit in Gesellschaft mit Freunden erholen und ein Stündchen angenehm verplaudern. Setzt sich jedoch der Amerikaner erst hin, dann kann man in vielen Fällen darauf schwören, deß er nicht eher aufsteht, bis ihn der Wirth an seine Pflicht als anständiger Hausvater mahnt. Man beobachte ihn nur dabei. Es wird beständig „getrietet“ und ausgetrunken; wird in der Zwischenzeit etwas gesprochen, so ist es sicherlich nichts Anständiges. Es ist ein alter Satz, daß der Betrunkene stets seine wahre Natur herauskehrt, und derselbe hat auch seinen leicht erklärlichen psychologischen Grund. Im gewöhnlichen Leben ist jeder Amerikaner fast ohne Ausnahme ein professioneller Heuchler; er geht regelmäßig in die Kirche, ist äußerst höflich, wenn er Gefälligkeiten erbetteln will, und gibt reichlich für mildthätige Zwecke (weil dies zugleich eine Geschäfts-Annonce ist); aber kaum hat der übermäßig genossene Whisky angefangen zu wirken, so wird das äußere Gewand des Gentleman abgeworfen und er steht da in seiner urwüchsigen, grenzenlosen Rohheit, welche auch den Kern seines eigent-

lichen Charakters bildet. Man sage nicht, daß ich hier zu scharf urtheile; ein zehnjähriger, fast ausschließlicher Umgang mit Amerikanern und zwar mit den hervorragendsten, sollte einen doch berechtigen, sich eine einigermaßen sichere Ansicht zu bilden.

Der Amerikaner kann, wie gesagt, nicht trinken, denn er hat es nicht gelernt und ist in dieser Hinsicht bis in sein Alter ein Kind geblieben. Sein Vater hat ihn stets gelehrt, das Wirthshaus als den Vorhof der Hölle zu betrachten, und wenn er sich also doch hineinwagte, so wußte er, daß er verbotene Frucht naschte, wobei es ihm ging, wie es den Knaben gewöhnlich geht, wenn sie zum ersten Mal unbeobachtet Spirituosen trinken — sie besaufen sich.

Der Amerikaner hat schon als Kind nicht gelernt, sich zu beherrschen. Man beobachte die amerikanische Familienerziehung und man wird mir Recht geben müssen. Dem Kinde wird jeder Wille gelassen; wollen die Eltern auch einmal auf der Durchführung des ihrigen beharren, so wird ihnen solch hartnäckiger Trotz entgegengesetzt, daß sie nachgeben und froh sind, wenn sie ihren engelhaften Sprößling wieder in guter Laune sehen. In der Schule treiben es jene amerikanischen Präsidenten — jeder Junge, und sei er der allerdümmste, will doch wenigstens in seinem Leben Präsident der Vereinigten Staaten werden — ebenso; der Lehrer, der dagegen die Ruthe anwenden möchte, besinnt sich noch zur rechten Zeit, daß der Vater, Onkel, Großvater des ungezogenen Jungen Mitglied des Schulrathes ist und läßt dann, ehe er seine Anstellung in Gefahr bringt, fünf gerade sein. Auf solche Weise lernt der Amerikaner nun weder Folgsamkeit noch Selbstbeherrschung und bewegt sich daher auch später stets in Extremen. Seinen Willen muß er stets durchsetzen. Das Trinken ist ihm untersagt; es gefällt ihm aber und er trinkt dem väterlichen Verbote zum Trotz desto mehr, aber so heimlich wie möglich. Dann läßt er auch sonst noch seiner Natur freien Lauf; kaum befindet er sich unter dem Einfluß von Spirituosen, so regt sich auch in ihm die männliche Würde, er flucht, daß die Balken krachen, und sucht mit Jedem Händel anzufangen. Daß das nicht schön ist, fällt ihm gewöhnlich erst am nächsten Tage ein, und er denkt alsdann, die Leute, welche für die Ausbreitung der Temperenz, resp. Abstinenz, arbeiten, hätten so ganz unrecht nicht. Denn „trinken“ und „unmäßig trinken“ sind für ihn wie für die meisten seiner Landsleute identische Begriffe und dieser Umstand erklärt schon allein die Verbreitung der Enthaltsamkeitsbewegung.

Die Pioniere der deutschen Einwanderung.

Die heiße Sehnsucht der Menschen nach Reichthum und Freiheit hat zu allen Zeiten zur Verwüstung alter Länder oder zur Begründung neuer Staaten Veranlassung gegeben; aber die Geschichte hat auch gezeigt, daß solche Nationen, die nur der Wunsch nach Gold in die Ferne trieb und zu blutigen Abenteuern anspornte, der Zivilisation schlechte Dienste geleistet und sich selber den Untergang bereitet haben.

Als Amerika entdeckt wurde, hatten die Spanier gerade ihren 800-jährigen Kampf gegen die Mauren durch die Eroberung Granada's zum Abschluß gebracht und die rauhen, im Kriegshandwerk aufgewachsenen Hidalgos fanden nun in Mexiko und Peru eine willkommene Stätte für eine Erneuerung der an den Mauren begangenen Gräuelthaten und auch Gelegenheit, ihren Durst nach Geld befriedigen zu können. Ihr Weg durch Amerika führte über unzählige Leichen und Ruinen. Scharfrichter und Priester reichten sich treulich die Hand, denn dem neuen Kontinent sollte sein Gold abgenommen und ihm dafür der Katholizismus gegeben werden. Die Besiegung der spanischen Armada entschied jedoch das Schicksal Nordamerika's auf eine andere Weise, denn nun flatterte auch die englische Flagge auf allen Weltmeeren.

Die Puritaner zogen nach Neu-England, um sich daselbst eine neue Heimat zu gründen und womöglich das Reich Gottes auf Erden einzuführen. Man klagt diese Leute gewöhnlich der Unduldsamkeit und Verfolgungssucht an und es muß eingeräumt werden, daß sie dazu reichlich Veranlassung gegeben haben. Aber es ist ebenfalls auch Thatsache, daß sie es muthig versuchten, dem heuchlerischen, alle wahre Religion ertödtenden Zeremonienwesen der englischen Hochkirche ein geläuterteres Christenthum entgegenzuhalten. Ihre Ueberzeugung hat sie durch eine rauhe Schule geführt, und wenn sie auch in ihren amerikanischen Kolonieen späterhin eine etwas zu stramme Kirchenzucht einführten und selbst vor Ketzerhinrichtungen nicht zurückschreckten, so darf man ihre wahren Verdienste doch nicht schmälern. Und diese bestanden in ihrer Ausdauer

und Energie bei der Ueberwindung der zahlreichen, mit neuen Kolonieen verbundenen Schwierigkeiten; fernerhin in der Gründung ausgezeichneter Lehranstalten, dann in ihrem glühenden Hasse gegen die Engländer zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges und in ihrem männlichen Auftreten gegen die Sklaverei. Immerhin spielten sie in der neuen Welt eine rühmlichere Rolle als die Angehörigen der romanischen Rassen, die überhaupt noch niemals einem fremden Lande Segen gebracht haben.

Die Unduldsamkeit der Puritaner gab zur Besiedelung Marylands den Anstoß, und diese Kolonie lieferte dann zum ersten Male den Beweis, daß Glaubens- und Gewissensfreiheit einzuführen sei, ohne den Frieden der Bürger zu gefährden. Pennsylvanien folgte dann später diesem rühmlichen Beispiele.

In dem letztgenannten Staate hatten die Quäker Zuflucht gesucht und auch den ersehnten Frieden in der freien Ausübung ihrer Religion gefunden. Letzteres aber erlaubten sie auch allen andern Sektirern, denn sie gingen von dem vernünftigen Grundsatze aus, daß in Gewissenssachen die Gewalt nicht als Richterin auftreten dürfe. Als ihr vornehmer Beschützer, William Penn, durch die amerikanische, seinen Namen tragende Landschenkung zum größten Gutsbesitzer der Welt geworden war, hatte ihr Elend ein Ende und das Auftreten dieser friedlichen Christen in Amerika bildete einen grellen Gegensatz zu den Thaten der allerchristlichsten Cortez, Pizzaro und de Soto. Diese Quäker waren ernste, langweilige, arbeitsame und den weltlichen Wissenschaften abgeneigte Leute; „Gott braucht keine menschliche Wissenschaft,“ hatte ja ihr Stifter George Fox gesagt. Aber mit der Ausführung ihrer religiösen Ansichten war es ihnen Ernst, und der Quäker Gabriel Thomas berichtet in seiner 1698 erschienenen Beschreibung der Provinz Pennsylvanien mit großer Freude, daß es in dieser Kolonie weder einen Arzt, noch einen Advokaten gebe, und daß daher weder das Leben noch das Eigenthum irgend eines Menschen gefährdet sei, daß dort Niemand weder die Feder des einen, noch die Zunge des andern in Zukunft nöthig haben werde.

Dahin wandten sich denn auch die Pioniere der deutschen Einwanderung.

Der westfälische Friede hatte nur den Lutheranern, Katholiken und Reformirten Religionsfreiheit zugesichert; die Anhänger anderer Lehren aber mußten froh sein, wenn man sie ungeschoren ließ, was nun aber nicht immer der Fall war. Die Schwenckfelder Mennoniten und Pietisten, welch' letztere allerdings ihre äußere Verbindung mit der lutherischen Kirche nicht aufgegeben hatten, mußten sich zuweilen im Namen der Religion der Liebe die unchristlichste Behandlung widerfahren lassen und nur die Quäker Englands hatten Mitleid mit ihnen, besuchten sie öfters und unterstützten sie, soweit es ihre Mittel erlaubten.

Als William Penn 1677 zum zweiten Male in Gesellschaft von George Fox, Robert Barclay und anderen Lichtern seiner Sekte Deutschland besuchte, wurde er auch mit einem Häuflein Pietisten zu Frankfurt a. M. bekannt und trat mit ihnen in nähere Verbindung, so daß es ihm oder seinen Mitarbeitern späterhin ein Leichtes wurde, diese Leute für die Auswanderung nach seiner amerikanischen Besitzung, die ihm 1681 zugefallen war, zu interessiren, besonders aber, da er denselben die so heiß ersehnte Religionsfreiheit ruhig versprechen konnte. So bildete sich denn 1682 die sogenannte „Frankfurter Kompagnie", die vorläufig 15,000 Acker Land in Pennsylvanien kaufte. Der Bevollmächtigte dieser Gesellschaft war Franz Daniel Pastorius, ein Mann von großer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit. Er war am 26. September 1651 zu Sommerhausen geboren, hatte auf mehreren Universitäten Jurisprudenz studirt, dem Studium der neueren Sprachen große Aufmerksamkeit geschenkt und sich auch, ehe er mit den Frankfurter Pietisten in Verbindung trat, als Hofmeister eines reichen Junkers in mehreren europäischen Ländern umgesehen.

Auch zu Krisheim bei Worms und zu Krefeld befand sich ein Häuflein deutscher, zur Auswanderung geneigter Quäker und da diese stillen Gemeinden ebenfalls mit ihren Glaubensgenossen in England einen regen Verkehr unterhielten und sicherlich zur Auswanderung ermuntert wurden, so war denn bald eine Gesellschaft von 13 deutschen Familien beisammen, die am 24. Juli 1683 auf dem zu Gravesend liegenden Schiffe „Concord" die Reise über den Ozean antraten.

Pastorius war ihnen vorausgeeilt und bereits am 20. August in Philadelphia eingetroffen. Dort landeten denn auch die deutschen Quäker am 6. Oktober 1683; schon am 25. desselben Monats verloosten sie die Baustellen und begaben sich dann rüstig an die Arbeit zur Herstellung der nöthigen Wohnungen.

Der erste Winter war jedoch kein angenehmer und es fehlte den Kolonisten manchmal das Nöthigste, so daß einst einer derselben den Vorschlag machte, die neue Ansiedlung „Armentown", anstatt „Germantown" zu heißen. Doch ihre Lage besserte sich bald und durch die Ankunft neuer Ansiedler, die hauptsächlich die Religionsfreiheit angelockt hatte, konnten sogar noch drei andere Ortschaften, nämlich Krisheim, Sommerhausen und Krefeld angelegt werden.

Durch Germantown zog sich eine 60 Fuß breite Straße, die mit Pfirsichbäumen auf beiden Seiten bepflanzt war. Zu jedem Hause gehörte ein drei Acker großes Grundstück, auf dem deutsche Blumen und Reben wuchsen. Jeder Ansiedler war Farmer und Handwerker zugleich, und Pastorius hätte gerne einen Theil seines gelehrten Ballastes hingegeben, wenn er nur z. B. etwas vom Bauhandwerke verstanden hätte.

Der Weinbau wurde fleißig betrieben und ebenso die Bienenzucht. Die Krefelder, die fast alle Leineweber waren, warfen sich auf die Flachskultur und die Erzeugnisse derselben erfreuten sich bald eines ausgezeichneten Rufes und wurden sogar von einem englisch-amerikanischen Dichter der Kolonialzeit in Versen gelobt.

Mit den Indianern wurden die deutschen Quäker gut fertig; sie lebten friedlich neben einander und es war durchaus kein seltener Fall, daß ein Indianer bei einem Deutschen Knechtsdienste verrichtete.

Von 1691—1707 hatte Germantown seine eigene städtische Verwaltung, und da es damals noch keine professionellen Aemterjäger gab und die öffentlichen Stellen in diesem Städtchen wohl auch nicht viel oder gar nichts einbrachten, so war es schwer, mitunter die nöthigen Beamten zu finden, trotzdem dieselben sicherlich auch nicht viel zu thun hatten.

Die Verhandlungen dieser öffentlichen Beamten sind im Allgemeinen ohne besonderes Interesse.

1693 sah sich Pastorius genöthigt, einen „Stock" oder Fußblock anzuschaffen, „um die Uebelthäter hineinzusetzen". Dann lesen wir, daß am ersten Tage der Woche Keiner aus einem Rohr schießen dürfe, daß den Kühen die Hörner gestutzt werden sollten und dergleichen Verordnungen mehr.

An den Gemeindearbeiten, wie Wegbau u. s. w., mußte Jeder theilnehmen oder einen Substituten stellen, wenn er nicht um sechs Shillinge gestraft werden wollte; nur Derjenige, der krank im Bette lag oder eine Kindbetterin zu Hause hatte, ward entschuldigt.

Das Institut der deutschen Jahrmärkte wurde ebenfalls nach Germantown verpflanzt und Peter Knulis lieferte für diese Festlichkeit das obligate Bier. Trunkenheit kam in Germantown wenig vor, trotzdem besagter Peter erklärt hatte, er kümmere sich nicht um das städtische Gesetz, nach welchem an ein Individuum halbtäglich nur ein Quart Bier verkauft werden durfte; denn, sagte er, der Eine kann mehr vertragen als der Andere.

Den Deutschen Germantown's gebührt fernerhin die Ehre, daß sie die Ersten waren, die öffentlich ihre Stimme gegen die Sklaverei erhoben und zwar durch einen im Jahre 1688 erlassenen, von vier deutschen Quäkern, darunter natürlich auch unser Pastorius, unterschriebenen Protest. Dieser Protest wurde von der Vierteljahrs- an die Jahresversammlung der Quäker gewiesen; dort aber stieß er auf Schwierigkeiten, die dadurch beseitigt wurden, daß die Mitglieder diplomatisch erklärten, es sei gegenwärtig nicht der geeignete Zeitpunkt, in dieser Frage Stellung zu nehmen.

Pastorius war das Faktotum der jungen, blühenden Ansiedlung und entwickelte als Schulmeister, Bürgermeister, Advokat u. s. w. eine er-

staunliche Thätigkeit und einen fabelhaften Fleiß. Er schrieb zahlreiche englische und deutsche Gedichte und verfaßte eine Menge wissenschaftlicher Werke, die jedoch meistentheils verloren gegangen sind. Er starb Ende des Jahres 1719 und wurde in Germantown begraben; wo, weiß jedoch Niemand.

Germantown blieb über hundert Jahre eine deutsche Stadt und der Sammelplatz der deutschen Einwanderer. Dort gründete Christoph Sauer die erste deutsche Buchdruckerei in Amerika und gab auch die erste deutsche Zeitung heraus. Allmälig siedelten sich mehrere Geschäftsleute aus Philadelphia dort an und die gewohnte idyllische Ruhe verschwand, Die Wohnhäuser an den Hauptstraßen wurden durch Kaufläden verdrängt und auch die deutsche Sprache verlor sich. Seit 1854 bildet Germantown die 22. Ward von Philadelphia.

So ist Pennsylvanien das Heimatsland der heterogensten Sekten geworden und hat zugleich der Welt das Beispiel geliefert, daß die Religionsfreiheit durchaus nicht den Frieden der Bürger stört. Die deutsche Sprache hat sich am längsten bei den Lutheranern erhalten, aber in vielen ursprünglich deutschen Gemeinden hört man bereits nur noch englische Laute. Von den Nachfolgern des Pastorius ist keiner im Stande, dessen deutsche Schriften zu lesen. Viele haben ihre Namen derart verändert, daß der deutsche Ursprung überhaupt nicht mehr zu erkennen ist.

Im Allgemeinen standen die deutschen Einwanderer der Kolonialzeit auf einer höheren Bildungsstufe, als die aus England kommenden, die keine Volksschule kannten und oft genug zur Auswanderung „begnadigt" worden waren.

Zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges standen die Deutschen Pennsylvaniens mächtig für die amerikanische Freiheit ein, so daß Washington große Stücke auf sie hielt. Die verkauften Hessen verleiteten sie zur Desertion und mancher dieser Soldaten ist dadurch in Pennsylvanien geblieben und späterhin ein reicher Farmer geworden.

Seit jener Zeit ist der Blick aller mühseligen und beladenen Deutschen auf Amerika gerichtet gewesen und wir gehen sicherlich nicht zu weit, wenn wir die Zahl unserer gegenwärtig in den Vereinigten Staaten lebenden Landsleute auf vier Millionen anschlagen. Der Amerikaner hat inzwischen längst Gelegenheit gehabt, sie kennen und schätzen zu lernen; er hat sein altes, tief eingewurzeltes Vorurtheil gegen sie aufgegeben und heute erklären die amerikanischen Zeitungen, die noch vor zwanzig Jahren den Deutschen bei jeder Gelegenheit etwas am Zeuge flickten und sie für den Auswurf der Menschheit ansahen, daß von allen Einwanderern die aus Deutschland kommenden vorzuziehen seien. Man rühmt ihren Fleiß, ihre Sparsamkeit und Ausdauer; man stellt sie als Vertreter eines heiteren, erlaubten Lebensgenusses hin; man gibt sich

Mühe, ihre Sprache und Literatur zu studiren und dankt ihnen für die Einführung der Musik und des Gesanges.

Kindergärten und Turnanstalten haben die Amerikaner durch die Deutschen kennen gelernt und sich beeilt, sie ebenfalls einzuführen. Follen war der Erste, der am Harvard-College die Turnerei einführte, und der berühmte Dr. Lieber errichtete in Boston die erste Schwimmanstalt. Daß man im Freien gemüthlich ohne Raufereien und Saufereien zusammenkommen und sogar Frauen und Kinder mitnehmen kann, haben die Amerikaner zuerst bei den Deutschen gesehen; sie haben sich mit dem Biere und Sauerkraut ausgesöhnt und sind sogar bis zur Verehrung des Limburger-Käses vorgeschritten. Deutsche Lieder resp. Melodien hört man in allen amerikanischen Kirchen.

Nach dem Census von 1880 erscheinen in den Vereinigten Staaten 641 deutsche Journale, von denen die meisten Wochenschriften sind. Viele derselben können sich in jeder Hinsicht mit den gediegensten amerikanischen Zeitungen messen und übertreffen die besten Journale Deutschlands. Für Erhaltung der deutschen Sprache wirken außerdem zahlreiche Schulen, Turn- und Gesangvereine und Kirchen und man muß es besonders der lutherischen Kirche zum Ruhme nachsagen, daß sie es sich eifrigst angelegen sein läßt, durch Gründung von Gemeindeschulen der Sprache des alten Vaterlandes ein sicheres Heim zu bereiten. Von den fünfundachtzig in Amerika erscheinenden lutherischen Zeitschriften werden neunundzwanzig in deutscher, achtundzwanzig in englischer und ebensoviele in skandinavischer Sprache gedruckt.

Es gibt leider allerdings ziemlich viele Deutsche, die der Ansicht sind, man könne hier in Amerika mit einer Sprache fertig werden und diese eine Sprache sei natürlich die englische; alle Bestrebungen zur Erhaltung der deutschen Sprache seien ja doch vergebens, da die Erfahrung tagtäglich zeige, daß die hier geborenen Deutschen die Sprache ihrer Eltern doch so schnell wie möglich über Bord werfen. Wir sind mit dieser Ansicht durchaus nicht einverstanden, denn wir geben uns dem Glauben hin, daß die Deutschen dahier eine Kulturmission zu erfüllen und das fast ausschließlich auf das Materielle gerichtete Streben der meisten Amerikaner durch ideale Ziele zu veredeln haben.

Es bildet sich dahier eine neue Nation, in die der Deutsche das Schönste und Beste seiner Heimat hineinzutragen hat, und die Wurzeln seiner Kraft zur Realisirung dieser Aufgabe sind nur in der Literatur Deutschlands zu suchen. Wer diese hegt und pflegt, entgeht der Gefahr der Amerikanisirung, d. h. der Amerikanisirung in der unliebsamen Bedeutung des Wortes. Er isolirt sich dadurch nicht, sondern hat gerade den besten Anhaltspunkt für einen rein geistigen Verkehr mit den Amerikanern, die, wie bereits angedeutet, besonders seit den letzten fünfzehn

Jahren den geistigen Bestrebungen Deutschlands das regste Interesse entgegenbringen. Longfellow hat sie durch seinen „Hyperion“ mit manchem deutschen Poeten bekannt gemacht, den selbst gebildet sein wollende Deutsche kaum dem Namen nach kennen. Dr. W. T. Harris gibt seit langen Jahren ein «Journal of speculative Philosophy» heraus, in dem er hauptsächlich Uebersetzungen aus den Werken deutscher Philosophen bringt; auf dem jährlich zu Concord in Massachusetts sich versammelnden Philosophenkongresse werden fast ausschließlich Vorträge über die Denker Deutschlands gehalten; die im Laufe dieses Jahres zu St. Louis verstorbene Frau Horace Morgan übersetzte einige Schriften von Schelling und Harms' „Kritik der Schopenhauer'schen Philosophie“ in das Englische; Kröger schrieb ein Buch über die deutschen Minnesinger und Dippold über die alten Epen Deutschlands; Ten Brink's, eines Straßburger Professors, Buch über die Literatur Altenglands ward von dem Brooklyner H. M. Kennedy übersetzt, der deutsche Professor schrieb noch speziell für diese Ausgabe geeignete Anmerkungen dazu und so bildet dieses Werk ein amerikanisches Schulbuch. Longfellow's «Golden Legend» ist eine dramatisirte Bearbeitung des Gedichtes „Der arme Heinrich“ von Hartmann von Aue, und sein «Building of the Ship» eine Nachahmung von Schiller's „Glocke“. Der amerikanische Professor W. H. Carpenter ließ seine Grammatik der neu-isländischen Sprache deutsch in Leipzig erscheinen und Whitney's Sanskrit-Grammatik erschien zugleich englisch und deutsch. Professor Hedge in Cambridge veranstaltete eine englische Ausgabe von Goethe's Werken und der verstorbene Dr. Hempel gab Schiller's Werke englisch heraus. Professor Franklin Carter hat gelehrte Abhandlungen über die Autorschaft des Nibelungenliedes und über die biographischen Anspielungen in Goethe's „Jahrmarktsfest zu Plundersweiler“ veröffentlicht. Derartige Beispiele einer geistigen Wechselwirkung zwischen Deutschland und Amerika könnten wir noch viele anführen, aber wir halten die bereits mitgetheilten für hinlänglich genügend zur Begründung unserer Behauptung, daß man dahier wegen des Aussterbens der deutschen Sprache nicht besorgt zu sein braucht, denn im Nothfalle nimmt sich derselben der Amerikaner kräftig an. Ein uns bekannter, an einer westlichen Universität als Lehrer der griechischen Sprache wirkender Professor spricht jeden andern Tag ausschließlich deutsch in seiner nur aus Stockamerikanern bestehenden Familie; ja, sogar deutsche Gedichte von amerikanischen Verfassern sind uns schon öfters zu Gesichte gekommen. Auch im Süden, woselbst man im Allgemeinen den Deutschen nicht hold ist, tagt es allmälig, und noch vor Kurzem erschien ein deutscher Leitartikel in einem zu Memphis publizierten englischen Journale, in dem der Verfasser die Deutschen willkommen hieß. Das Merkwürdigste in dieser Hinsicht dürfte wohl sein,

daß der alte in New-Orleans lebende Schriftsteller Gayarree in einem die sozialen Verhältnisse seines Staates derb geißelnden Lustspiele einen deutschen Bierbrauer zum Repräsentanten aller edlen Eigenschaften gemacht hat.

Auch für den Fortbestand der deutschen Einwanderung ist ausreichend gesorgt. Jeder brutale Unteroffizier, jeder grobe Beamte, jeder unbarmherzige Steuereinnehmer und jeder amerikanische Geldbrief sind bessere und wirksamere Agenten, als alle Diejenigen, die im Interesse irgend einer Landkompagnie in Deutschland für die Auswanderung thätig sind. Jeder strebsame Mensch findet hier sein Brod; jeder Weltverbesserer kann hier ungenirt und ungestört für seine Pläne durch Wort und Schrift Propaganda machen. Allen bietet Amerika eine Freistätte und von Allen erwartet es mit Recht, daß sie sich derselben würdig zeigen. Für Alle haben auch die Worte, die Pastorius in das „Grund- und Lagerbuch von Germantown“ eintrug, noch heute ihre Bedeutung — die Worte nämlich:

„Erfahre, wie mühselig es war, nach Ueberschiffung des atlantischen Meeres in diesem Striche Nordamerika's den deutschen Stamm zu gründen. Und Du, geliebte Reihe der Enkel, wo wir ein Muster des Rechten waren, ahme unser Beispiel nach. Wo wir aber, wie reumüthig anerkannt wird, von dem so schweren Pfade abgewichen sind, vergib uns, und mögen die Gefahren, die Andere liefen, Dich vorsichtig machen. Heil Dir, deutsche Nachkommenschaft! Heil Dir, deutsches Brudervolk! Heil Dir auf immer!“

